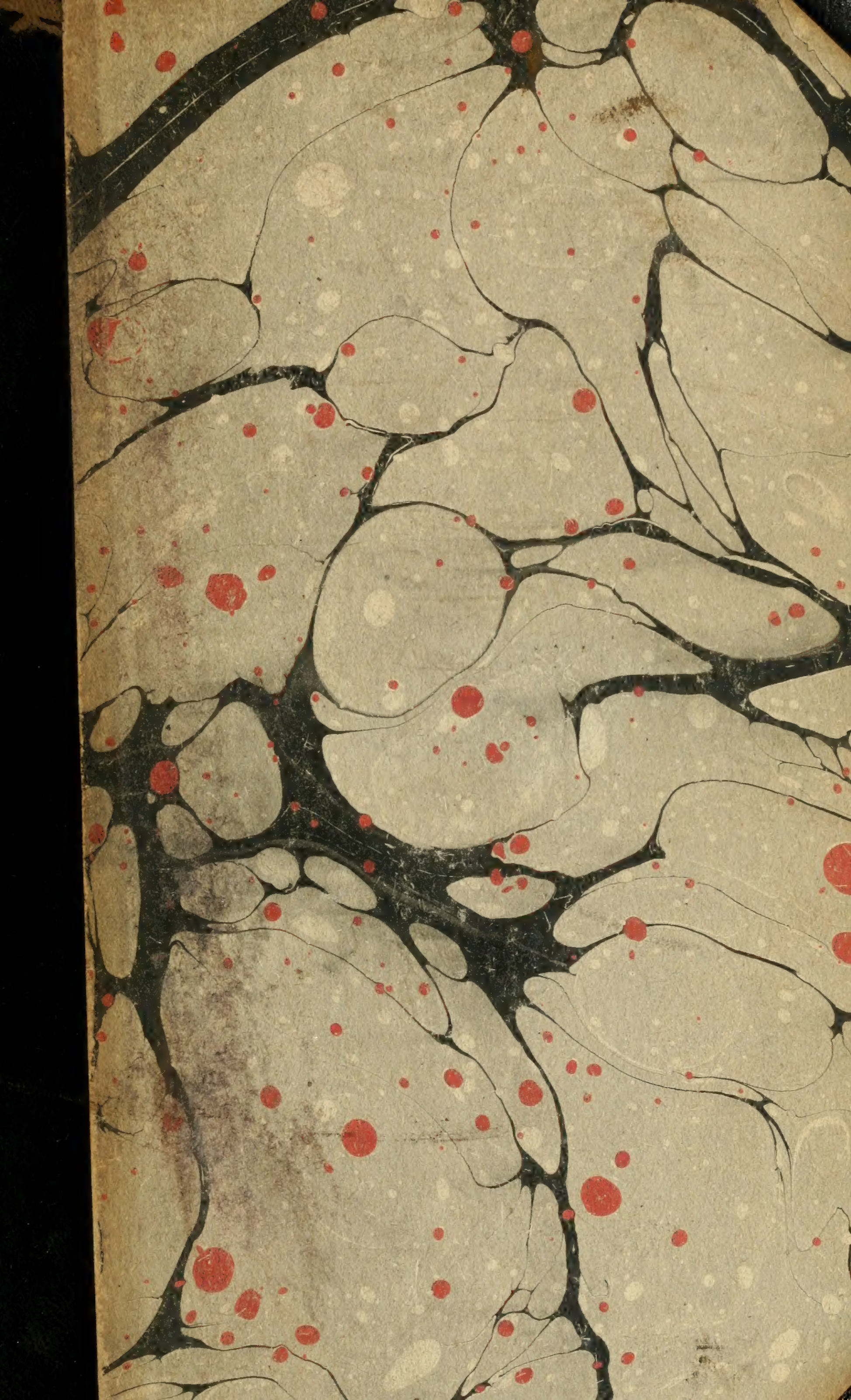












Friedrich Hölderlins
Sämtliche Werke und Briefe
in fünf Bänden / Kritisch-historische
Ausgabe von Franz Zinkernagel







Friedrich Hölderlin
Sämtliche Werke und Briefe

Zweiter Band

Hyperion · Auffatz-Entwürfe

Im Infel-Verlag zu Leipzig

1914



Hyperion
oder
der Eremit
in Griechenland

*

Erſter Band

Non coerceri maximo,
contineri minimo,
divinum est.



Vorrede

Ich verſpräche gerne dieſem Buche die Liebe der Deutſchen. Aber ich fürchte, die einen werden es leſen, wie ein Compendium, und um das *fabula docet* ſich zu ſehr bekümmern, indeß die andern gar zu leicht es nehmen, und beede Theile verſtehen es nicht.

Wer blos an meiner Pflanze riecht, der kennt ſie nicht, und wer ſie pflükt, blos, um daran zu lernen, kennt ſie auch nicht.

Die Auflöſung der Diſſonanzen in einem gewiſſen Charakter iſt weder für das bloße Nachdenken, noch für die leere Luſt.

Der Schauplaz, wo ſich das Folgende zutrug, iſt nicht neu, und ich geſtehe, daß ich einmal kindisch genug war, in dieſer Rükſicht eine Veränderung mit dem Buche zu verſuchen, aber ich überzeugte mich, daß er der einzig Angemeſſene für Hyperions elegiſchen Charakter wäre, und ſchämte mich, daß mich das wahrſcheinliche Urtheil des Publikums ſo übertrieben geſchmeidig gemacht.

Ich bedaure, daß für jezt die Beurtheilung des Plans noch nicht jedem möglich iſt. Aber der zweite Band ſoll ſo ſchnell, wie möglich, folgen.



Erſtes Buch

Hyperion an Bellarmin

Der liebe Vaterlandsboden giebt mir wieder Freude und Laid.

Ich bin jezt alle Morgen auf den Höhn des Korinthiſchen Iſthmus, und, wie die Biene unter Blumen, fliegt meine Seele oft hin und her zwiſchen den Meeren, die zur Rechten und zur Linken meinen glühenden Bergen die Füße kühlen.

Beſonders der Eine der beeden Meerbuſen hätte mich freuen ſollen, wär' ich ein Jahrtauſend früher hier geſtanden.

Wie ein ſiegender Halbgott, wallte da zwiſchen der herrlichen Wildniß des Helikon und Parnaß, wo das Morgenroth um hundert überſchneite Gipfel ſpielt, und zwiſchen der paradieſiſchen Ebene von Sicyon der glänzende Meerbuſen herein, gegen die Stadt der Freude, das jugendliche Korinth, und ſchüttete den erbeuteten Reichtum aller Zonen vor ſeiner Lieblingin aus.

Aber was ſoll mir das? Das Geſchrei des Jakals, der unter den Steinhaufen des Altertums ſein wildes Grablied ſingt, ſchrökt ja aus meinen Träumen mich auf.

Wohl dem Manne, dem ein blühend Vaterland das Herz erfreut und ſtärkt! Mir iſt, als würd' ich in den Sumpf geworfen, als ſchlüge man den Sargdekel über mir zu, wenn einer an das meinige mich mahnt, und wenn mich einer einen Griechen nennt, ſo wird mir immer, als ſchnürt' er mit dem Halsband eines Hundes mir die Kehle zu.

Und ſiehe, mein Bellarmin! wenn manchmal mir ſo ein Wort entfuhr, wohl auch im Zorne mir eine Thräne ins Auge trat, ſo kamen dann die weiſen Herren, die unter euch Deutſchen ſo gerne ſpuken, die Elenden, denen ein leidend Gemüth ſo gerade recht iſt, ihre Sprüche anzubringen, die thaten dann ſich gütlich, ließen ſich beigehen, mir zu ſagen: klage nicht, handle!

O hätt' ich doch nie gehandelt! um wie manche Hoffnung wär' ich reicher! –

Ja, vergiß nur, daß es Menſchen giebt, darbendes, angefochtenes, tauſendfach geärgertes Herz! und kehre wieder dahin, wo du ausgiengſt, in die Arme der Natur, der wandelloſen, ſtillen und ſchönen.

Hyperion an Bellarmin

Ich habe nichts, wovon ich ſagen möchte, es ſey mein eigen.

Fern und todt ſind meine Geliebten, und ich vernehme durch keine Stimme von ihnen nichts mehr.

Mein Geſchäft auf Erden iſt aus. Ich bin voll Willens an die Arbeit gegangen, habe geblutet darüber, und die Welt um keinen Pfenning reicher gemacht.

Ruhmlos und einſam kehr' ich zurük und wandre durch mein Vaterland, das, wie ein Todtengarten, weit umher liegt, und mich erwartet vielleicht das Meſſer des Jägers, der uns Griechen, wie das Wild des Waldes, ſich zur Luſt hält.

Aber du ſcheinſt noch, Sonne des Himmels! Du grünſt noch, heilige Erde! Noch rauſchen die Ströme ins Meer, und ſchattige Bäume ſäuſeln im Mittag. Der Wonnegeſang des Frühlings ſingt meine ſterblichen

Gedanken in Schlaf. Die Fülle der alllebendigen Welt ernährt und ſättiget mit Trunkenheit mein darbend Weſen.

O ſeelige Natur! Ich weiß nicht, wie mir geſchiehet, wenn ich mein Auge erhebe vor deiner Schöne, aber alle Lust des Himmels ist in den Thränen, die ich weine vor dir, der Geliebte vor der Geliebten.

Mein ganzes Weſen verſtummt und lauſcht, wenn die zarte Welle der Luſt mir um die Bruſt ſpielt. Verloren ins weite Blau, blik' ich oft hinauf an den Aether und hinein ins heilige Meer, und mir iſt, als öffnet' ein verwandter Geiſt mir die Arme, als löſte der Schmerz der Einſamkeit ſich auf ins Leben der Gottheit.

Eines zu ſeyn mit Allem, das iſt Leben der Gottheit, das iſt der Himmel des Menschen.

Eines zu ſeyn mit Allem, was lebt, in ſeeliger Selbſtvergeſſenheit wiederzukehren ins All der Natur, das iſt der Gipfel der Gedanken und Freuden, das iſt die heilige Bergeshöhe, der Ort der ewigen Ruhe, wo der Mittag ſeine Schwüle und der Donner ſeine Stimme verliert und das kochende Meer der Wooge des Kornfelds gleicht.

Eines zu ſeyn mit Allem, was lebt! Mit dieſem Worte legt die Tugend den zürnenden Harnisch, der Geiſt des Menſchen den Zepter weg, und alle Gedanken ſchwinden vor dem Bilde der ewigeinigen Welt, wie die Regeln des ringenden Künſtlers vor ſeiner Urania, und das eherne Schikſaal entſagt der Herrſchaft, und aus dem Bunde der Weſen ſchwindet der Tod, und Unzertrennlichkeit und ewige Jugend beſeeliget, verſchönert die Welt.

Auf dieſer Höhe ſteh' ich oft, mein Bellarmin! Aber ein Moment des Beſinnens wirft mich herab. Ich denke nach und finde mich, wie ich zuvor war, allein, mit allen Schmerzen der Sterblichkeit, und meines Herzens Aſyl, die ewigeinige Welt, ist hin; die Natur verſchließt die Arme, und ich ſtehe, wie ein Fremdling, vor ihr, und verſtehe ſie nicht.

Ach! wär' ich nie in eure Schulen gegangen. Die Wiſſenschaft, der ich in den Schacht hinunter folgte, von der ich, jugendlich thöricht, die Beſtätigung meiner reinen Freude erwartete, die hat mir alles verdorben.

Ich bin bei euch ſo recht vernünftig geworden, habe gründlich mich unterſcheiden gelernt von dem, was mich umgiebt, bin nun vereinzelt in der ſchönen Welt, bin ſo ausgeworfen aus dem Garten der Natur, wo ich wuchs und blühte, und vertrokne an der Mittagsſonne.

O ein Gott iſt der Menſch, wenn er träumt, ein Bettler, wenn er nachdenkt, und wenn die Begeiſterung hin iſt, ſteht er da, wie ein misrathener Sohn, den der Vater aus dem Hauſe ſtieß, und betrachtet die ärmlichen Pfennige, die ihm das Mitleid auf den Weg gab.

Hyperion an Bellarmin

Ich danke dir, daß du mich bitteſt, dir von mir zu erzählen, daß du die vorigen Zeiten mir ins Gedächtniß bringſt.

Das trieb mich auch nach Griechenland zurük, daß ich den Spielen meiner Jugend näher leben wollte.

Wie der Arbeiter in den erquikenden Schlaf, ſinkt oft mein angefochtenes Weſen in die Arme der unſchuldigen Vergangenheit.

Ruhe der Kindheit! himmlische Ruhe! wie oft steh' ich stille vor dir in liebender Betrachtung, und möchte dich denken! Aber wir haben ja nur Begriffe von dem, was einmal schlecht gewesen und wieder gut gemacht ist; von Kindheit, Unschuld haben wir keine Begriffe.

Da ich noch ein stilles Kind war und von dem allem, was uns umgiebt, nichts wußte, war ich da nicht mehr, als jezt, nach all den Mühen des Herzens und all dem Sinnen und Ringen?

Ja! ein göttlich Wesen ist das Kind, solang es nicht in die Chamäleonsfarbe der Menschen getaucht ist.

Es ist ganz, was es ist, und darum ist es so schön.

Der Zwang des Gesezes und des Schiksaals betastet es nicht; im Kind' ist Freiheit allein.

In ihm ist Frieden; es ist noch mit sich selber nicht zerfallen. Reichtum ist in ihm; es kennt sein Herz, die Dürftigkeit des Lebens nicht. Es ist unsterblich, denn es weiß vom Tode nichts.

Aber das können die Menschen nicht leiden. Das Göttliche muß werden, wie ihrer einer, muß erfahren, daß sie auch da sind, und eh' es die Natur aus seinem Paradiese treibt, so schmeicheln und schleppen die Menschen es heraus, auf das Feld des Fluchs, daß es, wie sie, im Schweiße des Angesichts sich abarbeite.

Aber schön ist auch die Zeit des Erwachens, wenn man nur zur Unzeit uns nicht wekt.

O es sind heilige Tage, wo unser Herz zum erstenmale die Schwingen übt, wo wir, voll schnellen feurigen Wachstums dastehn, in der herrlichen Welt, wie die junge Pflanze, wenn sie der Morgensonne sich auf-

ſchließt, und die kleinen Arme dem unendlichen Himmel entgegenſtrekt.

Wie es mich umhertrieb an den Bergen und am Meeresufer! ach wie ich oft da ſaß mit klopfendem Herzen, auf den Höhen von Tina, und den Falken und Kranichen nachſah, und den kühnen fröhlichen Schiffen, wenn ſie hinunter ſchwanden am Horizont! Dort hinunter! dacht' ich, dort wanderſt du auch einmal hinunter, und mir war, wie einem Schmachtenden, der ins kühlende Bad ſich ſtürzt und die ſchäumenden Waſſer über die Stirne ſich ſchüttet.

Seufzend kehrt' ich dann nach meinem Hauſe wiederum. Wenn nur die Schülerjahre erſt vorüber wären, dacht' ich oft.

Guter Junge! ſie ſind noch lange nicht vorüber.

Daß der Menſch in ſeiner Jugend das Ziel ſo nahe glaubt! Es iſt die ſchönſte aller Täuſchungen, womit die Natur der Schwachheit unſers Weſens aufhilft.

Und wenn ich oft dalag unter den Blumen und am zärtlichen Frühlingslichte mich ſonnte, und hinaufſah ins heitre Blau, das die warme Erde umfieng, wenn ich unter den Ulmen und Weiden, im Schooſe des Berges ſaß, nach einem erquikenden Regen, wenn die Zweige noch bebten von den Berührungen des Himmels, und über dem tröpfelnden Walde ſich goldne Wolken bewegten, oder wenn der Abendſtern voll friedlichen Geiſtes heraufkam mit den alten Jünglingen, den übrigen Helden des Himmels, und ich ſo ſah, wie das Leben in ihnen in ewiger müheloſer Ordnung durch den Aether ſich fortbewegte, und die Ruhe der Welt mich umgab und erfreute, daß ich aufmerkte und lauſchte,

ohne zu wiſſen, wie mir geſchah – haſt du mich lieb, guter Vater im Himmel? fragt' ich dann leiſe, und fühlte ſeine Antwort ſo ſicher und ſeelig am Herzen.

O du, zu dem ich rief, als wärſt du über den Sternen, den ich Schöpfer des Himmels nannte und der Erde, freundlich Idol meiner Kindheit, du wirſt nicht zürnen, daß ich deiner vergaß! – Warum iſt die Welt nicht dürftig genug, um außer ihr noch Einen zu ſuchen?[1])

O wenn ſie eines Vaters Tochter iſt, die herrliche Natur, iſt das Herz der Tochter nicht ſein Herz? Ihr Innerſtes, iſts nicht Er? Aber hab' ichs denn? kenn' ich es denn?

Es iſt, als ſäh' ich, aber dann erſchrek' ich wieder, als wär es meine eigne Geſtalt, was ich geſehn, es iſt, als fühlt' ich ihn, den Geiſt der Welt, aber ich erwache und meine, ich habe meine eignen Finger gehalten.

Hyperion an Bellarmin

Weiſt du, wie Plato und ſein Stella ſich liebten?

So liebt' ich, ſo war ich geliebt. O ich war ein glüklicher Knabe!

Es iſt erfreulich, wenn gleiches ſich zu gleichem geſellt, aber es iſt göttlich, wenn ein großer Menſch die kleineren zu ſich aufzieht.

Ein freundlich Wort aus eines tapfern Mannes Herzen, ein Lächeln, worinn die verzehrende Herrlichkeit des Geiſtes ſich verbirgt, iſt wenig und viel, wie ein zauberiſch Loosungswort, das Tod und Leben in ſeiner

---

[1]) Es iſt wohl nicht nöthig, zu erinnern, daß derlei Äußerungen als bloße Phänomene des menſchlichen Gemüths von Rechts wegen niemand ſcandaliſiren ſollten.

einfältigen Sylbe verbirgt, ist wie ein geistig Wasser, das aus der Tiefe der Berge quillt, und die geheime Kraft der Erde uns mittheilt in seinem krystallenen Tropfen.

Wie hass' ich dagegen alle die Barbaren, die sich einbilden, sie seyen weise, weil sie kein Herz mehr haben, alle die rohen Unholde, die tausendfältig die jugendliche Schönheit tödten und zerstören, mit ihrer kleinen unvernünftigen Mannszucht!

Guter Gott! Da will die Eule die jungen Adler aus dem Neste jagen, will ihnen den Weg zur Sonne weisen.

Verzeih mir, Geist meines Adamas! daß ich dieser gedenke vor dir. Das ist der Gewinn, den uns Erfahrung giebt, daß wir nichts trefliches uns denken, ohne sein ungestaltes Gegentheil.

O daß nur du mir ewig gegenwärtig wärest, mit allem, was dir verwandt ist, traurender Halbgott, den ich meine! Wen du umgiebst, mit deiner Ruhe und Stärke, Ringer und Kämpfer, wem du begegnest mit deiner Liebe und Weisheit, der fliehe, oder werde wie du! Unedles und Schwaches besteht nicht neben dir.

Wie oft warst du mir nahe, da du längst mir ferne warst, verklärtest mich mit deinem Lichte und wärmtest mich, daß mein erstarrtes Herz sich wieder bewegte, wie der verhärtete Quell, wenn der Stral des Himmels ihn berührt! Zu den Sternen hätt' ich dann fliehn mögen mit meiner Seeligkeit, damit sie mir nicht entwürdigt würde von dem, was mich umgab.

Ich war aufgewachsen, wie eine Rebe ohne Stab, und die wilden Ranken breiteten richtungslos über dem Boden sich aus. Du weist ja, wie so manche edle Kraft bei uns zu Grunde geht, weil sie nicht genüzt wird. Ich

ſchweifſte herum, wie ein Irrlicht, griff alles an, wurde von allem ergriffen, aber auch nur für den Moment, und die unbehülflichen Kräfte matteten vergebens ſich ab. Ich fühlte, daß mirs überall fehlte, und konnte doch mein Ziel nicht finden. So fand er mich.

Er hatt' an ſeinem Stoffe, der ſogenannten kultivirten Welt, lange genug Geduld und Kunſt geübt, aber ſein Stoff war Stein und Holz geweſen und geblieben, nahm wohl zur Noth die edle Menſchenform von außen an, aber um diß wars meinem Adamas nicht zu thun; er wollte Menſchen, und, um dieſe zu ſchaffen, hatt' er ſeine Kunſt zu arm gefunden. Sie waren einmal da geweſen, die er ſuchte, die zu ſchaffen, ſeine Kunſt zu arm war, das erkannt' er deutlich. Wo ſie da geweſen, wußt' er auch. Da wollt' er hin und unter dem Schutt nach ihrem Genius fragen, mit dieſem ſich die einſamen Tage zu verkürzen. Er kam nach Griechenland. So fand ich ihn.

Noch ſeh' ich ihn vor mich treten in lächelnder Betrachtung, noch hör' ich ſeinen Gruß und ſeine Fragen.

Wie vor einer Pflanze, wenn ihr Friede den ſtrebenden Geiſt beſänftigt, und die einfältige Genügſamkeit wiederkehrt in die Seele – ſo ſtand er vor mir.

Und ich, war ich nicht der Nachhall ſeiner ſtillen Begeiſterung? wiederhohlten ſich nicht die Melodien ſeines Weſens? Was ich ſah, ward ich, und es war Göttliches, was ich ſah.

Wie unvermögend iſt doch der gutwilligſte Fleiß der Menſchen gegen die Allmacht der ungetheilten Begeiſterung.

Sie weilt nicht auf der Oberfläche, faßt nicht da und

dort uns an, braucht keiner Zeit und keines Mittels; Gebot und Zwang und Überredung braucht ſie nicht; auf allen Seiten, in allen Tiefen und Höhen ergreift ſie im Augenblik' uns, und wandelt, ehe ſie da iſt für uns, ehe wir fragen, wie uns geſchiehet, durch und durch in ihre Schönheit, Seeligkeit uns um.

Wohl dem, dem auf dieſem Wege ein edler Geiſt in früher Jugend begegnete!

O es sind goldene unvergeßliche Tage, voll von den Freuden der Liebe und ſüßer Beſchäftigung!

Bald führte mein Adamas in die Heroënwelt des Plutarch, bald in das Zauberland der griechischen Götter mich ein, bald ordnet' und beruhigt' er mit Zahl und Maas das jugendliche Treiben, bald ſtieg er auf die Berge mit mir; des Tags, um die Blumen der Haide und des Walds und die wilden Mooſe des Felſen, des Nachts, um über uns die heiligen Sterne zu ſchauen, und nach menſchlicher Weiſe zu verſtehen.

Es iſt ein köſtlich Wohlgefühl in uns, wenn ſo das Innere an ſeinem Stoffe ſich ſtärkt, ſich unterſcheidet und getreuer anknüpft und unſer Geiſt allmählig waffenfähig wird.

Aber dreifach fühlt' ich ihn und mich, wenn wir, wie Manen aus vergangner Zeit, mit Stolz und Freude, mit Zürnen und Trauern an den Athos hinauf und von da hinüberſchifften in den Hellespont und dann hinab an die Ufer von Rhodus und die Bergſchlünde von Tänarum, durch die ſtillen Inſeln alle, wenn da die Sehnſucht über die Küſten hinein uns trieb, ins düſtre Herz des alten Pelopones, an die einsamen Gestade des Eurotas, ach! die ausgeſtorbnen Thale von Elis und Nemea

und Olympia, wenn wir da, an eine Tempelſäule des vergeſſnen Jupiters gelehnt, umfangen von Lorbeer, Roſen und Immergrün, ins wilde Flußbett ſahn, und das Leben des Frühlings und die ewig jugendliche Sonne uns mahnte, daß auch der Menſch einſt da war, und nun dahin iſt, daß des Menſchen herrliche Natur jezt kaum noch da iſt, wie das Bruchſtük eines Tempels, oder im Gedächtniß, wie ein Todtenbild – da ſaß ich traurig ſpielend neben ihm, und pflükte das Moos von eines Halbgotts Piedeſtal, grub eine marmorne Heldenſchulter aus dem Schutt, und ſchnitt den Dornbuſch und das Haidekraut von den halb begrabnen Architraven, indeß mein Adamas die Landſchaft zeichnete, wie ſie freundlich tröſtend den Ruin umgab, den Waizenhügel, die Oliven, die Ziegenheerde, die am Felſen des Gebirgs hieng, den Ulmenwald, der von den Gipfeln in das Thal ſich ſtürzte; und die Lacerte ſpielte zu unſern Füßen, und die Fliegen umſummten uns in der Stille des Mittags – Lieber Bellarmin! ich hätte Luſt, ſo pünktlich dir, wie Neſtor, zu erzählen; ich ziehe durch die Vergangenheit, wie ein Ährenleſer über die Stoppeläker, wenn der Herr des Landes geerndtet hat; da lieſt man jeden Strohhalm auf. Und wie ich neben ihm ſtand auf den Höhen von Delos, wie das ein Tag war, der mir graute, da ich mit ihm an der Granitwand des Cynthus die alten Marmortreppen hinaufſtieg. Hier wohnte der Sonnengott einſt, unter den himmliſchen Veſten, wo ihn, wie goldnes Gewölk, das verſammelte Griechenland umglänzte. In Fluthen der Freude und Begeiſterung warfen hier, wie Achill in den Styx, die griechiſchen Jünglinge ſich, und giengen unüberwind-

lich, wie der Halbgott, hervor. In den Hainen, in den Tempeln erwachten und tönten ineinander ihre Seelen, und treu bewahrte jeder die entzükenden Accorde.

Aber was ſprech' ich davon? Als hätten wir noch eine Ahnung jener Tage! Ach! es kann ja nicht einmal ein schöner Traum gedeihen unter dem Fluche, der über uns laſtet. Wie ein heulender Nordwind fährt die Gegenwart über die Blüthen unſers Geiſtes und verſengt ſie im Entſtehen. Und doch war es ein goldner Tag, der auf dem Cynthus mich umfieng! Es dämmerte noch, da wir ſchon oben waren. Jezt kam er herauf in ſeiner ewigen Jugend, der alte Sonnengott, zufrieden und mühelos, wie immer, flog der unſterbliche Titan mit ſeinen tauſend eignen Freuden herauf, und lächelt' herab auf ſein verödet Land, auf ſeine Tempel, ſeine Säulen, die das Schiksaal vor ihn hingeworfen hatte, wie die dürren Roſenblätter, die im Vorübergehen ein Kind gedankenlos vom Strauche riß und auf die Erde ſäete.

„Sei, wie dieſer!“ rief mir Adamas zu, ergriff mich bei der Hand und hielt ſie dem Gott entgegen, und mir war, als trügen uns die Morgenwinde mit ſich fort, und brächten uns ins Geleite des heiligen Weſens, das nun hinaufſtieg auf den Gipfel des Himmels, freundlich und groß, und wunderbar mit ſeiner Kraft und ſeinem Geiſt die Welt und uns erfüllte.

Noch trauert und frohlokt mein Innerſtes über jedes Wort, das mir damals Adamas sagte, und ich begreife meine Bedürftigkeit nicht, wenn oft mir wird, wie damals ihm seyn mußte. Was iſt Verluſt, wenn ſo der Menſch in ſeiner eignen Welt ſich findet? In uns iſt alles. Was kümmerts dann den Menſchen, wenn ein

Haar von ſeinem Haupte fällt? Was ringt er ſo nach Knechtſchaft, da er ein Gott ſeyn könnte! „Du wirſt einſam ſeyn, mein Liebling!“ ſagte mir damals Adamas auch, „du wirſt ſeyn wie der Kranich, den ſeine Brüder zurükließen in rauher Jahrszeit, indeß ſie den Frühling ſuchen im fernen Lande.“

Und das iſts, Lieber! Das macht uns arm bei allem Reichtum, daß wir nicht allein ſeyn können, daß die Liebe in uns, ſo lange wir leben, nicht erſtirbt. Gieb mir meinen Adamas wieder, und komm' mit allen, die mir angehören, daß die alte ſchöne Welt ſich unter uns erneure, daß wir uns verſammeln und vereinen in den Armen unſerer Gottheit, der Natur, und ſiehe! ſo weiß ich nichts von Nothdurft.

Aber ſage nur niemand, daß uns das Schikſaal trenne! Wir ſinds, wir! wir haben unſre Luſt daran, uns in die Nacht des Unbekannten, in die kalte Fremde irgend einer andern Welt zu ſtürzen, und, wär' es möglich, wir verließen der Sonne Gebiet und ſtürmten über des Irrſterns Gränzen hinaus. Ach! für des Menſchen wilde Bruſt iſt keine Heimath möglich; und wie der Sonne Stral die Pflanzen der Erde, die er entfaltete, wieder verſengt, ſo tödtet der Menſch die ſüßen Blumen, die an ſeiner Bruſt gedeihten, die Freuden der Verwandtſchaft und der Liebe.

Es iſt, als zürnt' ich meinem Adamas, daß er mich verließ, aber ich zürn' ihm nicht. O er wollte ja wieder kommen!

In der Tiefe von Aſien ſoll ein Volk von ſeltner Treflichkeit verborgen ſeyn; dahin trieb ihn ſeine Hoffnung weiter.

Bis Nio begleitet' ich ihn. Es waren bittere Tage. Ich habe den Schmerz ertragen gelernt, aber für ſolch' ein Scheiden hab' ich keine Kraft in mir.

Mit jedem Augenblike, der uns der lezten Stunde näher brachte, wurd' es ſichtbarer, wie dieſer Menſch verwebt war in mein Weſen. Wie ein Sterbender den fliehenden Othem, hielt ihn meine Seele.

Am Grabe Homers brachten wir noch einige Tage zu, und Nio wurde mir die heiligste unter den Inſeln.

Endlich riſſen wir uns los. Mein Herz hatte ſich müde gerungen. Ich war ruhiger im lezten Augenblike. Auf den Knieen lag ich vor ihm, umſchloß ihn zum leztenmale mit dieſen Armen. „Gieb mir einen Seegen, mein Vater!" rief ich leiſe zu ihm hinauf, und er lächelte groß, und ſeine Stirne breitete vor den Sternen des Morgens ſich aus und ſein Auge durchdrang die Räume des Himmels – „Bewahrt ihn mir," rief er, „ihr Geiſter beſſerer Zeit! und zieht zu eurer Unſterblichkeit ihn auf, und all' ihr freundlichen Kräfte des Himmels und der Erde, ſeyd mit ihm!"

„Es iſt ein Gott in uns," ſezt' er ruhiger hinzu, „der lenkt, wie Waſſerbäche, das Schikſaal, und alle Dinge ſind ſein Element. Der ſey vor allem mit dir!"

So ſchieden wir. Leb wohl, mein Bellarmin!

Hyperion an Bellarmin

Wohin könnt' ich mir entfliehen, hätt' ich nicht die lieben Tage meiner Jugend?

Wie ein Geiſt, der keine Ruhe am Acheron findet, kehr' ich zurük in die verlaſſnen Gegenden meines Lebens. Alles altert und verjüngt ſich wieder. Warum

ſind wir ausgenommen vom ſchönen Kreislauf der Natur? Oder gilt er auch für uns?

Ich wollt' es glauben, wenn Eines nicht in uns wäre, das ungeheure Streben, Alles zu ſeyn, das, wie der Titan des Aetna, heraufzürnt aus den Tiefen unſers Weſens.

Und doch, wer wollt' es nicht lieber in ſich fühlen, wie ein ſiedend Oel, als ſich geſtehn, er ſey für die Geißel und fürs Joch geboren? Ein tobend Schlachtroß oder eine Mähre, die das Ohr hängt, was iſt edler?

Lieber! es war eine Zeit, da auch meine Bruſt an großen Hoffnungen ſich ſonnte, da auch mir die Freude der Unſterblichkeit in allen Pulſen ſchlug, da ich wandelt' unter herrlichen Entwürfen, wie in weiter Wäldernacht, da ich glüklich, wie die Fiſche des Oceans, in meiner uferloſen Zukunft weiter, ewig weiter drang.

Wie muthig, ſeelige Natur! entſprang der Jüngling deiner Wiege! wie freut' er ſich in ſeiner unverſuchten Rüſtung! Sein Bogen war geſpannt und ſeine Pfeile rauſchten im Köcher, und die Unſterblichen, die hohen Geiſter des Altertums führten ihn an, und ſein Adamas war mitten unter ihnen.

Wo ich gieng und ſtand, geleiteten mich die herrlichen Geſtalten; wie Flammen, verloren ſich in meinem Sinne die Thaten aller Zeiten in einander, und wie in Ein frolokend Gewitter die Rieſenbilder, die Wolken des Himmels ſich vereinen, ſo vereinten ſich, ſo wurden Ein unendlicher Sieg in mir die hundertfältigen Siege der Olympiaden.

Wer hält das aus, wen reißt die ſchrökende Herrlichkeit des Altertums nicht um, wie ein Orkan die jungen Wälder umreißt, wenn ſie ihn ergreift, wie mich, und

wenn, wie mir, das Element ihm fehlt, worinn er ſich ein ſtärkend Selbſtgefühl erbeuten könnte?

O mir, mir beugte die Größe der Alten, wie ein Sturm, das Haupt, mir rafte ſie die Blüthe vom Geſichte, und oftmals lag ich, wo kein Auge mich bemerkte, unter tauſend Thränen da, wie eine geſtürzte Tanne, die am Bache liegt und ihre welke Krone in die Fluth verbirgt. Wie gerne hätt' ich einen Augenblik aus eines großen Mannes Leben mit Blut erkauft!

Aber was half mir das? Es wollte ja mich niemand.

O es iſt jämmerlich, ſo ſich vernichtet zu ſehn; und wem diß unverſtändlich iſt, der frage nicht danach, und danke der Natur, die ihn zur Freude, wie die Schmetterlinge, ſchuff, und geh' und ſprech' in ſeinem Leben nimmermehr von Schmerz und Unglük.

Ich liebte meine Heroën, wie eine Fliege das Licht; ich ſuchte ihre gefährliche Nähe und floh und ſuchte ſie wieder.

Wie ein blutender Hirſch in den Strom, ſtürzt' ich oft mitten hinein in den Wirbel der Freude, die brennende Bruſt zu kühlen und die tobenden herrlichen Träume von Ruhm und Größe wegzubaden, aber was half das?

Und wenn mich oft um Mitternacht das heiße Herz in den Garten hinuntertrieb unter die thauigen Bäume, und der Wiegengeſang des Quells und die liebliche Luft und das Mondlicht meinen Sinn beſänftigte, und ſo frei und friedlich über mir die ſilbernen Gewölke ſich regten, und aus der Ferne mir die verhallende Stimme der Meeresfluth tönte, wie freundlich ſpielten da mit meinem Herzen all' die großen Phantome ſeiner Liebe!

„Lebt wohl, ihr Himmliſchen!“ ſprach ich oft im

Geiſte, wenn über mir die Melodie des Morgenlichts mit leiſem Laute begann, „ihr herrlichen Todten, lebt wohl! ich möcht' euch folgen, möchte von mir ſchütteln, was mein Jahrhundert mir gab, und aufbrechen ins freiere Schattenreich!“

Aber ich ſchmachte an der Kette und haſche mit bitterer Freude die kümmerliche Schaale, die meinem Durſte gereicht wird.

Hyperion an Bellarmin

Meine Inſel war mir zu enge geworden, ſeit Adamas fort war. Ich hatte Jahre ſchon in Tina Langeweile. Ich wollt' in die Welt.

„Geh vorerſt nach Smyrna,“ ſagte mein Vater, „lerne da die Künſte der See und des Kriegs, lerne die Sprache gebildeter Völker und ihre Verfaſſungen und Meinungen und Sitten und Gebräuche, prüfe alles und wähle das Beſte! – Dann kann es meinetwegen weiter gehn.“

„Lern' auch ein wenig Gedult!“ ſezte die Mutter hinzu, und ich nahm's mit Dank an.

Es iſt entzükend, den erſten Schritt aus der Schranke der Jugend zu thun, es iſt, als dächt' ich meines Geburtstags, wenn ich meiner Abreiſe von Tina gedenke. Es war eine neue Sonne über mir, und Land und See und Luft genoß ich wie zum erſtenmale.

Die lebendige Thätigkeit, womit ich nun in Smyrna meine Bildung beſorgte, und der eilende Fortſchritt beſänftigte mein Herz nicht wenig. Auch manches ſeeligen Feierabends erinnere ich mich aus dieſer Zeit. Wie oft gieng ich unter den immer grünen Bäumen am Geſtade des Meles, an der Geburtsſtätte meines Ho-

mer, und ſammelt' Opferblumen und warf ſie in den heiligen Strom! Zur nahen Grotte trat ich dann in meinen friedlichen Träumen, da hätte der Alte, ſagen ſie, ſeine Iliade geſungen. Ich fand ihn. Jeder Laut in mir verſtummte vor ſeiner Gegenwart. Ich ſchlug ſein göttlich Gedicht mir auf und es war, als hätt' ich es nie gekannt, ſo ganz anders wurd' es jezt lebendig in mir.

Auch denk' ich gerne meiner Wanderung durch die Gegenden von Smyrna. Es iſt ein herrlich Land, und ich habe tauſendmal mir Flügel gewünſcht, um des Jahres Einmal nach Kleinaſien zu fliegen.

Aus der Ebne von Sardes kam ich durch die Felſenwände des Tmolus herauf.

Ich hatt' am Fuße des Bergs übernachtet in einer freundlichen Hütte, unter Myrthen, unter den Düften des Ladanſtrauchs, wo in der goldnen Fluth des Pactolus die Schwäne mir zur Seite ſpielten, wo ein alter Tempel der Cybele aus den Ulmen hervor, wie ein ſchüchterner Geiſt, ins helle Mondlicht blikte. Fünf liebliche Säulen trauerten über dem Schutt, und ein königlich Portal lag niedergeſtürzt zu ihren Füßen.

Durch tauſend blühende Gebüſche wuchs mein Pfad nun aufwärts. Vom ſchroffen Abhang neigten liſpelnde Bäume ſich und übergoſſen mit ihren zarten Floken mein Haupt. Ich war des Morgens ausgegangen. Um Mittag war ich auf der Höhe des Gebirgs. Ich ſtand, ſah fröhlich vor mich hin, genoß der reineren Lüfte des Himmels. Es waren ſeelige Stunden.

Wie ein Meer, lag das Land, wovon ich heraufkam, vor mir da, jugendlich, voll lebendiger Freude; es war ein himmliſch unendlich Farbenſpiel, womit der Früh-

ling mein Herz begrüßte, und wie die Sonne des Himmels ſich widerfand im tauſendfachen Wechſel des Lichts, das ihr die Erde zurükgab, ſo erkannte mein Geiſt ſich in der Fülle des Lebens, die ihn umfieng, von allen Seiten ihn überfiel.

Zur Linken ſtürzt' und jauchzte, wie ein Riese, der Strom in die Wälder hinab, vom Marmorfelſen, der über mir hieng, wo der Adler ſpielte mit ſeinen Jungen, wo die Schneegipfel hinauf in den blauen Aether glänzten; rechts wälzten Wetterwolken ſich her über den Wäldern des Sipylus; ich fühlte nicht den Sturm, der ſie trug, ich fühlte nur ein Lüftchen in den Loken, aber ihren Donner hört' ich, wie man die Stimme der Zukunft hört, und ihre Flammen ſah ich, wie das ferne Licht der geahneten Gottheit. Ich wandte mich ſüdwärts und gieng weiter. Da lag es offen vor mir, das ganze paradieſiſche Land, das der Cayſter durchſtrömt, durch ſo manchen reizenden Umweg, als könnt' er nicht lange genug verweilen in all dem Reichtum und der Lieblichkeit, die ihn umgiebt. Wie die Zephyre, irrte mein Geiſt von Schönheit zu Schönheit ſeelig umher, vom fremden friedlichen Dörfchen, das tief unten am Berge lag, bis hinein, wo die Gebirgkette des Meſſogis dämmert.

Ich kam nach Smyrna zurük, wie ein Trunkener vom Gaſtmahl. Mein Herz war des Wohlgefälligen zu voll, um nicht von ſeinem Ueberfluſſe der Sterblichkeit zu leihen. Ich hatte zu glüklich in mich die Schönheit der Natur erbeutet, um nicht die Lüken des Menſchenlebens damit auszufüllen. Mein dürftig Smyrna kleidete ſich in die Farben meiner Begeiſterung, und

ſtand wie eine Braut da. Die geſelligen Städter zogen mich an. Der Widerſinn in ihren Sitten vergnügte mich, wie eine Kinderpoſſe, und weil ich von Natur hinaus war über all' die eingeführten Formen und Bräuche, ſpielt' ich mit allen, und legte ſie an und zog ſie aus, wie Faſtnachtskleider.

Was aber eigentlich mir die ſchaale Koſt des gewöhnlichen Umgangs würzte, das waren die guten Geſichter und Geſtalten, die noch hie und da die mitleidige Natur, wie Sterne, in unſere Verfinſterung ſendet.

Wie hatt' ich meine herzliche Freude daran! wie glaubig deutet' ich dieſe freundlichen Hieroglyphen! Aber es ging mir faſt damit, wie ehemals mit den Birken im Frühlinge. Ich hatte von dem Safte dieſer Bäume gehört, und dachte Wunder, was ein köſtlich Getränk die lieblichen Stämme geben müßten. Aber es war nicht Kraft und Geiſt genug darinnen.

Ach! und wie heillos war das übrige alles, was ich hört' und ſah.

Es war mir wirklich hie und da, als hätte ſich die Menſchennatur in die Mannigfaltigkeiten des Thierreichs aufgelöſt, wenn ich umher gieng unter dieſen Gebildeten. Wie überall, ſo waren auch hier die Männer beſonders verwahrloſt und verweſt.

Gewiſſe Thiere heulen, wenn ſie Muſik anhören. Meine beſſergezognen Leute hingegen lachten, wenn von Geiſtesſchönheit die Rede war und von Tugend des Herzens. Die Wölfe gehen davon, wenn einer Feuer ſchlägt. Sahn jene Menſchen einen Funken Vernunft, ſo kehrten ſie, wie Diebe, den Rüken.

Sprach ich einmal auch vom alten Griechenland ein warmes Wort, ſo gähnten ſie, und meinten, man hätte doch auch zu leben in der jezigen Zeit; und es wäre der gute Geſchmak noch immer nicht verloren gegangen, fiel ein anderer bedeutend ein.

Diß zeigte ſich dann auch. Der eine wizelte, wie ein Bootsknecht, der andere blies die Baken auf und predigte Sentenzen.

Es gebärdet' auch wohl einer ſich aufgeklärt, machte dem Himmel ein Schnippchen und rief: um die Vögel auf dem Dache hab' er nie ſich bekümmert, die Vögel in der Hand, die ſeyen ihm lieber! Doch wenn man ihm vom Tode ſprach, ſo legt' er ſtraks die Hände zuſammen, und kam ſo nach und nach im Geſpräche darauf, wie es gefährlich ſey, daß unſere Prieſter nichts mehr gelten.

Die Einzigen, deren zuweilen ich mich bediente, waren die Erzähler, die lebendigen Namenregiſter von fremden Städten und Ländern, die redenden Bilderkaſten, wo man Potentaten auf Roſſen und Kirchthürme und Märkte ſehn kann.

Ich war es endlich müde, mich wegzuwerfen, Trauben zu ſuchen in der Wüſte und Blumen über dem Eisfeld.

Ich lebte nun entſchiedner allein, und der ſanfte Geiſt meiner Jugend war faſt ganz aus meiner Seele verſchwunden. Die Unheilbarkeit des Jahrhunderts war mir aus ſo manchem, was ich erzähle und nicht erzähle, ſichtbar geworden, und der ſchöne Troſt, in Einer Seele meine Welt zu finden, mein Geſchlecht in einem freundlichen Bilde zu umarmen, auch der gebrach mir.

Lieber! was wäre das Leben ohne Hoffnung? Ein Funke, der aus der Kohle ſpringt und verliſcht, und wie man bei trüber Jahrszeit einen Windſtoß hört, der einen Augenblik ſauſt und dann verhallt, ſo wär' es mit uns?

Auch die Schwalbe ſucht ein freundlicher Land im Winter, es läuft das Wild umher in der Hize des Tags und ſeine Augen ſuchen den Quell. Wer ſagt dem Kinde, daß die Mutter ihre Bruſt ihm nicht verſage? Und ſiehe! es ſucht ſie doch.

Es lebte nichts, wenn es nicht hoffte. Mein Herz verſchloß jezt ſeine Schäze, aber nur, um ſie für eine beſſere Zeit zu ſparen, für das Einzige, Heilige, Treue, das gewiß, in irgend einer Periode des Daſeyns, meiner dürſtenden Seele begegnen ſollte.

Wie ſeelig hieng ich oft an ihm, wenn es, in Stunden des Ahnens, leiſe, wie das Mondlicht, um die beſänftigte Stirne mir ſpielte! Schon damals kannt' ich dich, ſchon damals blikteſt du, wie ein Genius, aus Wolken mich an, du, die mir einſt, im Frieden der Schönheit, aus der trüben Wooge der Welt ſtieg! Da kämpfte, da glüht' es nimmer, diß Herz.

Wie in ſchweigender Luft ſich eine Lilie wiegt, ſo regte ſich in ſeinem Elemente, in den entzükenden Träumen von ihr, mein Weſen.

Hyperion an Bellarmin

Smyrna war mir nun verlaidet. Überhaupt war mein Herz allmählig müder geworden. Zuweilen konnte wohl der Wunſch in mir auffahren, um die Welt zu wandern oder in den erſten beſten Krieg zu gehn, oder meinen Adamas aufzuſuchen und in ſeinem Feuer

meinen Mismuth auszubrennen, aber dabei blieb es, und mein unbedeutend welkes Leben wollte nimmer ſich erfriſchen.

Der Sommer war nun bald zu Ende; ich fühlte ſchon die düſtern Regentage und das Pfeifen der Winde und Toſen der Wetterbäche zum voraus, und die Natur, die, wie ein ſchäumender Springquell, emporgedrungen war in allen Pflanzen und Bäumen, ſtand jezt ſchon da vor meinem verdüſterten Sinne, ſchwindend und verſchloſſen und in ſich gekehrt, wie ich ſelber.

Ich wollte noch mit mir nehmen, was ich konnte, von all' dem fliehenden Leben, alles, was ich draußen liebgewonnen hatte, wollt' ich noch hereinretten in mich, denn ich wußte wohl, daß mich das wiederkehrende Jahr nicht wieder finden würde unter dieſen Bäumen und Bergen, und ſo gieng und ritt ich jezt mehr, als gewöhnlich, herum im ganzen Bezirke.

Was aber mich beſonders hinaustrieb, war das geheime Verlangen, einen Menſchen zu ſehn, der ſeit einiger Zeit vor dem Thore unter den Bäumen, wo ich vorbeikam, mir alle Tage begegnet war.

Wie ein junger Titan, ſchritt der herrliche Fremdling unter dem Zwergengeſchlechte daher, das mit freudiger Scheue an ſeiner Schöne ſich waidete, ſeine Höhe maß und ſeine Stärke, und an dem glühenden verbrannten Römerkopfe, wie an verbotner Frucht mit verſtohlnem Blike ſich labte, und es war jedesmal ein herrlicher Moment, wann das Auge dieſes Menſchen, für deſſen Blik der freie Aether zu enge ſchien, ſo mit abgelegtem Stolze ſucht' und ſtrebte, bis es ſich in

meinem Auge fühlte und wir erröthend uns einander nachſahn und vorüber giengen.

Einſt war ich tief in die Wälder des Mimas hineingeritten und kehrt' erſt ſpät Abends zurük. Ich war abgeſtiegen, und führte mein Pferd einen ſteilen wüſten Pfad über Baumwurzeln und Steine hinunter, und, wie ich ſo durch die Sträucher mich wand, in die Höhle hinunter, die nun vor mir ſich öffnete, fielen plözlich ein paar Karaborniſche Räuber über mich her, und ich hatte Mühe, für den erſten Moment die zwei gezükten Säbel abzuhalten; aber ſie waren ſchon von anderer Arbeit müde, und ſo half ich doch mir durch. Ich ſezte mich ruhig wieder aufs Pferd und ritt hinab.

Am Fuße des Berges that mitten unter den Wäldern und aufgehäuften Felſen ſich eine kleine Wieſe vor mir auf. Es wurde hell. Der Mond war eben aufgegangen über den finſtern Bäumen. In einiger Entfernung ſah ich Roſſe auf dem Boden ausgeſtrekt und Männer neben ihnen im Graſe.

„Wer ſeyd ihr?“ rief ich.

„Das iſt Hyperion!“ rief eine Heldenſtimme freudig überraſcht. „Du kennſt mich,“ fuhr die Stimme fort; „ich begegne dir alle Tage unter den Bäumen am Thore.“

Mein Roß flog, wie ein Pfeil, ihm zu. Das Mondlicht ſchien ihm hell ins Geſicht. Ich kannt' ihn; ich ſprang herab.

„Guten Abend!“ rief der liebe Rüſtige, ſah mit zärtlich wildem Blike mich an und drükte mit ſeiner nervigen Fauſt die meine, daß mein Innerſtes den Sinn davon empfand.

O nun war mein unbedeutend Leben am Ende!

Alabanda, ſo hieß der Fremde, ſagte mir nun, daß er mit ſeinem Diener von Räubern wäre überfallen worden, daß die beiden, auf die ich ſtieß, wären fortgeſchikt worden von ihm, daß er den Weg aus dem Walde verloren gehabt und darum wäre genöthigt geweſen, auf der Stelle zu bleiben, bis ich gekommen. Ich habe einen Freund dabei verloren, ſezt' er hinzu, und wies ſein todtes Roß mir.

Ich gab das meine ſeinem Diener, und wir giengen zu Fuße weiter.

„Es geſchah uns recht," begann ich, indeß wir Arm in Arm zuſammen aus dem Walde giengen; „warum zögerten wir auch ſo lange und giengen uns vorüber, bis der Unfall uns zuſammenbrachte."

„Ich muß denn doch dir ſagen," erwiedert' Alabanda, „daß du der Schuldigere, der Kältere biſt. Ich bin dir heute nachgeritten."

„Herrlicher!" rief ich, „ſiehe nur zu! an Liebe ſollſt du doch mich nimmer übertreffen."

Wir wurden immer inniger und freudiger zuſammen.

Wir kamen nahe bei der Stadt an einem wohlgebauten Khan vorbei, das unter plätſchernden Brunnen ruhte und unter Fruchtbäumen und duftenden Wieſen.

Wir beſchloſſen, da zu übernachten. Wir ſaßen noch lange zuſammen bei offnen Fenſtern. Hohe geiſtige Stille umfieng uns. Erd' und Meer war ſeelig verſtummt, wie die Sterne, die über uns hiengen. Kaum, daß ein Lüftchen von der See her uns ins Zimmer flog und zart mit unſerm Lichte ſpielte, oder daß von ferner Muſik die gewaltigern Töne zu uns drangen, indeß die Don-

nerwolke ſich wiegt' im Bette des Aethers, und hin und wieder durch die Stille fernher tönte, wie ein ſchlafender Rieſe, wenn er ſtärker athmet in ſeinen furchtbaren Träumen.

Unſre Seelen mußten um ſo ſtärker ſich nähern, weil ſie wider Willen waren verſchloſſen geweſen. Wir begegneten einander, wie zwei Bäche, die vom Berge rollen, und die Laſt von Erde und Stein und faulem Holz und das ganze träge Chaos, das ſie aufhält, von ſich ſchleudern, um den Weg ſich zu einander zu bahnen, und durchzubrechen bis dahin, wo ſie nun ergreiffend und ergriffen mit gleicher Kraft, vereint in Einen majeſtätiſchen Strom, die Wanderung ins weite Meer beginnen.

Er, vom Schikſaal und der Barbarei der Menſchen heraus, vom eignen Hauſe unter Fremden hin und her gejagt, von früher Jugend an erbittert und verwildert, und doch auch das innere Herz voll Liebe, voll Verlangens, aus der inneren rauhen Hülſe durchzudringen in ein freundlich Element; ich, von allem ſchon ſo innigſt abgeſchieden, ſo mit ganzer Seele fremd und einſam unter den Menſchen, ſo lächerlich begleitet von dem Schellenklange der Welt in meines Herzens liebſten Melodien; ich, die Antipathie aller Blinden und Lahmen, und doch mir ſelbſt zu blind und lahm, doch mir ſelbſt ſo herzlich überläſtig in allem, was von ferne verwandt war mit den Klugen und Vernünftlern, den Barbaren und den Wizlingen – und ſo voll Hoffnung, ſo voll einziger Erwartung eines ſchönern Lebens –

Mußten ſo in freudig ſtürmiſcher Eile nicht die beiden Jünglinge ſich umfaſſen?

O du, mein Freund und Kampfgenoſſe, mein Alabanda, wo biſt du? Ich glaube faſt, du biſt ins unbekannte Land hinübergegangen, zur Ruhe, biſt wieder geworden, wie einſt, da wir noch Kinder waren.

Zuweilen, wenn ein Gewitter über mir hinzieht, und ſeine göttlichen Kräfte unter die Wälder austheilt und die Saaten, oder wenn die Woogen der Meersfluth unter ſich ſpielen, oder ein Chor von Adlern um die Berggipfel, wo ich wandre, ſich ſchwingt, kann mein Herz ſich regen, als wäre mein Alabanda nicht fern; aber ſichtbarer, gegenwärtiger, unverkennbarer lebt er in mir, ganz, wie er einſt daſtand, ein feurig ſtrenger furchtbarer Kläger, wenn er die Sünden des Jahrhunderts nannte. Wie erwachte da in ſeinen Tiefen mein Geiſt, wie rollten mir die Donnerworte der unerbittlichen Gerechtigkeit über die Zunge! Wie Boten der Nemeſis, durchwanderten unſre Gedanken die Erde, und reinigten ſie, bis keine Spur von allem Fluche da war.

Auch die Vergangenheit riefen wir vor unſern Richterſtuhl, das ſtolze Rom erſchrökte uns nicht mit ſeiner Herrlichkeit, Athen beſtach uns nicht mit ſeiner jugendlichen Blüthe.

Wie Stürme, wenn ſie frohlokend, unaufhörlich fort durch Wälder über Berge fahren, ſo drangen unſre Seelen in koloſſaliſchen Entwürfen hinaus; nicht, als hätten wir, unmännlich, unſre Welt, wie durch ein Zauberwort, geſchaffen, und kindiſch unerfahren keinen Widerſtand berechnet, dazu war Alabanda zu verſtändig und zu tapfer. Aber oft iſt auch die müheloſe Begeiſterung kriegeriſch und klug.

Ein Tag ist mir besonders gegenwärtig.

Wir waren zusammen aufs Feld gegangen, saßen vertraulich umschlungen im Dunkel des immergrünen Lorbeers, und sahn zusammen in unsern Plato, wo er so wunderbar erhaben vom Altern und Verjüngen spricht, und ruhten hin und wieder aus auf der stummen entblätterten Landschaft, wo der Himmel schöner, als je, mit Wolken und Sonnenschein um die herbstlich schlafenden Bäume spielte.

Wir sprachen darauf manches vom jezigen Griechenland, beede mit blutendem Herzen, denn der entwürdigte Boden war auch Alabandas Vaterland.

Alabanda war wirklich ungewöhnlich bewegt.

„Wenn ich ein Kind ansehe," rief dieser Mensch, „und denke, wie schmählich und verderbend das Joch ist, das es tragen wird, und daß es darben wird, wie wir, daß es Menschen suchen wird, wie wir, fragen wird, wie wir, nach Schönem und Wahrem, daß es unfruchtbar vergehen wird, weil es allein seyn wird, wie wir, daß es – o nehmt doch eure Söhne aus der Wiege, und werft sie in den Strom, um wenigstens vor eurer Schande sie zu retten!"

„Gewiß, Alabanda!" sagt' ich, „gewiß, es wird anders."

„Wodurch?" erwiedert' er; „die Helden haben ihren Ruhm, die Weisen ihre Lehrlinge verloren. Große Thaten, wenn sie nicht ein edel Volk vernimmt, sind mehr nicht als ein gewaltiger Schlag vor eine dumpfe Stirne, und hohe Worte, wenn sie nicht in hohen Herzen wiedertönen, sind, wie ein sterbend Blatt, das in den Koth herunterrauscht. Was willst du nun?"

„Ich will," ſagt' ich, „die Schaufel nehmen und den Koth in eine Grube werfen. Ein Volk, wo Geiſt und Größe keinen Geiſt und keine Größe mehr erzeugt, hat nichts mehr gemein mit andern, die noch Menſchen ſind, hat keine Rechte mehr, und es iſt ein leeres Poſſenſpiel, ein Aberglauben, wenn man ſolche willenloſe Leichname noch ehren will, als wär' ein Römerherz in ihnen. Weg mit ihnen! Er darf nicht ſtehen, wo er ſteht, der dürre faule Baum, er ſtiehlt ja Licht und Luft dem jungen Leben, das für eine neue Welt heranreift."

Alabanda flog auf mich zu, umſchlang mich, und ſeine Küſſe giengen mir in die Seele. „Waffenbruder!" rief er, „lieber Waffenbruder! o nun hab' ich hundert Arme!"

„Das iſt endlich einmal meine Melodie," fuhr er fort, mit einer Stimme, die, wie ein Schlachtruf, mir das Herz bewegte, „mehr braucht's nicht! Du haſt ein herrlich Wort geſprochen, Hyperion! Was? vom Wurme ſoll der Gott abhängen? Der Gott in uns, dem die Unendlichkeit zur Bahn ſich öffnet, ſoll ſtehn und harren, bis der Wurm ihm aus dem Wege geht? Nein! nein! Man frägt nicht, ob ihr wollt! Ihr wollt ja nie, ihr Knechte und Barbaren! Euch will man auch nicht beſſern, denn es iſt umſonſt! man will nur dafür ſorgen, daß ihr dem Siegeslauf der Menſchheit aus dem Wege geht. O! zünde mir einer die Fakel an, daß ich das Unkraut von der Haide brenne! die Mine bereite mir einer, daß ich die trägen Klöze aus der Erde ſprenge!"

„Wo möglich, lehnt man ſanft ſie auf die Seite," fiel ich ein.

Alabanda ſchwieg eine Weile.

„Ich habe meine Luſt an der Zukunft,“ begann er endlich wieder, und faßte feurig meine beeden Hände. „Gott ſey Dank! ich werde kein gemeines Ende nehmen. Glüklich ſeyn, heißt ſchläfrig ſeyn im Munde der Knechte. Glüklich ſeyn! mir iſt, als hätt' ich Brei und laues Waſſer auf der Zunge, wenn ihr mir ſprecht von glüklich ſeyn. So albern und ſo heillos iſt das alles, wofür ihr hingebt eure Lorbeerkronen, eure Unſterblichkeit.

„O heiliges Licht, das ruhelos, in ſeinem ungeheuren Reiche wirkſam, dort oben über uns wandelt, und ſeine Seele auch mir mittheilt, in den Stralen, die ich trinke, dein Glük ſey meines!

„Von ihren Thaten nähren die Söhne der Sonne ſich; ſie leben vom Sieg; mit eignem Geiſt ermuntern ſie ſich, und ihre Kraft iſt ihre Freude.“ –

Der Geiſt dieſes Menſchen faßte einen oft an, daß man ſich hätte ſchämen mögen, ſo federleicht hinweggeriſſen fühlte man ſich.

„O Himmel und Erde!“ rief ich, „das iſt Freude! – Das ſind andre Zeiten, das iſt kein Ton aus meinem kindiſchen Jahrhundert, das iſt nicht der Boden, wo das Herz des Menſchen unter ſeines Treibers Peitſche keucht. – Ja! ja! bei deiner herrlichen Seele, Menſch! Du wirſt mit mir das Vaterland erretten.“

„Das will ich,“ rief er, „oder untergehn.“

Von dieſem Tag an wurden wir uns immer heiliger und lieber. Tiefer unbeſchreiblicher Ernſt war unter uns gekommen. Aber wir waren nur um ſo ſeeliger zuſammen. Nur in den ewigen Grundtönen ſeines Weſens lebte jeder, und ſchmuklos ſchritten wir fort von

einer großen Harmonie zur andern. Voll herrlicher Strenge und Kühnheit war unſer gemeinſames Leben.

„Wie biſt du denn ſo wortarm geworden?“ fragte mich einmal Alabanda mit Lächeln. „In den heißen Zonen,“ ſagt' ich, „näher der Sonne, ſingen ja auch die Vögel nicht.“

Aber es geht alles auf und unter in der Welt, und es hält der Menſch mit aller ſeiner Rieſenkraft nichts feſt. Ich ſah einmal ein Kind die Hand ausſtreken, um das Mondlicht zu haſchen; aber das Licht gieng ruhig weiter ſeine Bahn. So ſtehn wir da und ringen, das wandelnde Schikſaal anzuhalten.

O wer ihm nur ſo ſtill und ſinnend, wie dem Gange der Sterne, zuſehn könnte!

Je glüklicher du biſt, um ſo weniger koſtet es, dich zu Grunde zu richten, und die ſeeligen Tage, wie Alabanda und ich ſie lebten, ſind wie eine jähe Felſenſpize, wo dein Reiſegefährte nur dich anzurühren braucht, um unabſehlich, über die ſchneidenden Zaken hinab, dich in die dämmernde Tiefe zu ſtürzen.

Wir hatten eine herrliche Fahrt nach Chios gemacht, hatten tauſend Freude an uns gehabt. Wie Lüftchen über die Meeresfläche, walteten über uns die freundlichen Zauber der Natur. Mit freudigem Staunen ſah einer den andern, ohne ein Wort zu ſprechen, aber das Auge ſagte, ſo hab' ich dich nie geſehen! So verherrlicht waren wir von den Kräften der Erde und des Himmels.

Wir hatten dann auch mit heitrem Feuer uns über manches geſtritten, während der Fahrt; ich hatte, wie ſonſt, auch dißmal wieder meines Herzens Freude

daran gehabt, dieſem Geiſt auf ſeiner kühnen Irrbahn zuzuſehn, wo er ſo regellos, ſo in ungebundner Fröhlichkeit, und doch meiſt ſo ſicher ſeinen Weg verfolgte.

Wir eilten, wie wir ausgeſtiegen waren, allein zu ſeyn.

„Du kannſt niemand überzeugen,“ ſagt' ich jezt mit inniger Liebe, „du überredeſt, du beſtichſt die Menſchen, ehe du anfängſt; man kann nicht zweifeln, wenn du ſprichſt, und wer nicht zweifelt, wird nicht überzeugt.“

„Stolzer Schmeichler,“ rief er dafür, „du lügſt! aber gerade recht, daß du mich mahnſt! nur zu oft haſt du ſchon mich unvernünftig gemacht! Um alle Kronen möcht' ich von dir mich nicht befreien, aber es ängſtiget denn doch mich oft, daß du mir ſo unentbehrlich ſeyn ſollſt, daß ich ſo gefeſſelt bin an dich; und ſieh,“ fuhr er fort, „daß du ganz mich haſt, ſollſt du auch alles von mir wiſſen! wir dachten bisher unter all der Herrlichkeit und Freude nicht daran, uns nach Vergangenem umzuſehn.“

Er erzählte mir nun ſein Schikſaal; mir war dabei, als ſäh' ich einen jungen Herkules mit der Megära im Kampfe.

„Wirſt du mir jezt verzeihen,“ ſchloß er die Erzählung ſeines Ungemachs, „wirſt du jezt ruhiger ſeyn, wenn ich oft rauh bin und anſtößig und unverträglich?“

„O ſtille, ſtille!“ rief ich innigſt bewegt; „aber daß du noch da biſt, daß du dich erhielteſt für mich!“

„Ja wohl! für dich!“ rief er, „und es freut mich herzlich, daß ich dir denn doch genießbare Koſt bin. Und

ſchmek' ich auch wie ein Holzapfel dir zuweilen, ſo keltre mich ſo lange, bis ich trinkbar bin."

„Laß mich! laß mich!" rief ich; ich ſträubte mich umſonſt; der Menſch machte mich zum Kinde; ich verbarg's ihm auch nicht; er ſah meine Thränen, und weh ihm, wenn er ſie nicht ſehen durfte!

„Wir ſchwelgen," begann nun Alabanda wieder, „wir tödten im Rauſche die Zeit."

„Wir haben unſre Bräutigamstage zuſammen," rief ich erheitert, „da darf es wohl noch lauten, als wäre man in Arkadien. – Aber auf unſer vorig Geſpräch zu kommen!

„Du räumſt dem Staate denn doch zu viel Gewalt ein. Er darf nicht fordern, was er nicht erzwingen kann. Was aber die Liebe giebt und der Geiſt, das läßt ſich nicht erzwingen. Das laſſ' er unangetaſtet, oder man nehme ſein Geſez und ſchlag' es an den Pranger! Beim Himmel! der weiß nicht, was er ſündigt, der den Staat zur Sittenſchule machen will. Immerhin hat das den Staat zur Hölle gemacht, daß ihn der Menſch zu ſeinem Himmel machen wollte.

„Die rauhe Hülſe um den Kern des Lebens und nichts weiter iſt der Staat. Er iſt die Mauer um den Garten menſchlicher Früchte und Blumen.

„Aber was hilft die Mauer um den Garten, wo der Boden dürre liegt? Da hilft der Regen vom Himmel allein.

„O Regen vom Himmel! o Begeiſterung! Du wirſt den Frühling der Völker uns wiederbringen. Dich kann der Staat nicht hergebieten. Aber er ſtöre dich nicht, ſo wirſt du kommen, kommen wirſt du, mit deinen all-

mächtigen Wonnen, in goldne Wolken wirſt du uns hüllen und empor uns tragen über die Sterblichkeit, und wir werden ſtaunen und fragen, ob wir es noch ſeyen, wir, die Dürftigen, die wir die Sterne fragten, ob dort uns ein Frühling blühe – frägſt du mich, wann diß ſeyn wird? Dann, wann die Lieblingin der Zeit, die jüngſte, ſchönſte Tochter der Zeit, die neue Kirche, hervorgehn wird aus dieſen beflekten veralteten Formen, wann das erwachte Gefühl des Göttlichen dem Menſchen ſeine Gottheit und ſeiner Bruſt die ſchöne Jugend wieder bringen wird, wann — ich kann ſie nicht verkünden, denn ich ahne ſie kaum, aber ſie kömmt gewiß, gewiß. Der Tod iſt ein Bote des Lebens, und daß wir jezt ſchlafen in unſern Krankenhäuſern, diß zeugt vom nahen geſunden Erwachen. Dann, dann erſt ſind wir, dann iſt das Element der Geiſter gefunden!"

Alabanda ſchwieg, und ſah eine Weile erſtaunt mich an. Ich war hingeriſſen von unendlichen Hoffnungen; Götterkräfte trugen, wie ein Wölkchen, mich fort –

„Komm!" rief ich, und faßt' Alabanda beim Gewande, „komm, wer hält es länger aus im Kerker, der uns umnachtet?"

„Wohin, mein Schwärmer?" erwiedert' Alabanda troken, und ein Schatte von Spott ſchien über ſein Geſicht zu gleiten.

Ich war, wie aus den Wolken gefallen. „Geh!" ſagt' ich, „du biſt ein kleiner Menſch!"

In demſelben Augenblike traten etliche Fremden ins Zimmer, auffallende Geſtalten, meiſt hager und blaß, ſo viel ich im Mondlicht ſehen konnte, ruhig, aber in ihren Mienen war etwas, das in die Seele gieng, wie ein

Schwert, und es war, als ſtünde man vor der Allwiſſenheit; man hätte gezweifelt, ob diß die Außenſeite wäre von bedürftigen Naturen, hätte nicht hie und da der getödtete Affekt ſeine Spuren zurükgelaſſen.

Beſonders einer fiel mir auf. Die Stille ſeiner Züge war die Stille eines Schlachtfelds. Grimm und Liebe hatt' in dieſem Menſchen geraſt, und der Verſtand leuchtete über den Trümmern des Gemüths, wie das Auge eines Habichts, der auf zerſtörten Paläſten ſizt. Tiefe Verachtung war auf ſeinen Lippen. Man ahnete, daß dieſer Menſch mit keiner unbedeutenden Abſicht ſich befaſſe.

Ein andrer mochte ſeine Ruhe mehr einer natürlichen Herzenshärte danken. Man fand an ihm faſt keine Spur einer Gewaltſamkeit, von Selbſtmacht oder Schikſaal verübt.

Ein dritter mochte ſeine Kälte mehr mit der Kraft der Überzeugung dem Leben abgedrungen haben, und wohl noch oft im Kampfe mit ſich ſtehen, denn es war ein geheimer Widerſpruch in ſeinem Weſen, und es ſchien mir, als müßt' er ſich bewachen. Er ſprach am wenigſten.

Alabanda ſprang auf, wie gebogner Stahl, bei ihrem Eintritt.

„Wir ſuchten dich," rief einer von ihnen.

„Ihr würdet mich finden," ſagt' er lachend, „wenn ich in den Mittelpunkt der Erde mich verbärge. Sie ſind meine Freunde," ſezt' er hinzu, indeß er zu mir ſich wandte.

Sie ſchienen mich ziemlich ſcharf ins Auge zu faſſen.

„Das iſt auch einer von denen, die es gerne beſſer haben

möchten in der Welt," rief Alabanda nach einer Weile, und wies auf mich.

„Das ist dein Ernst?" fragt' einer mich von den Dreien.

„Es ist kein Scherz, die Welt zu bessern," sagt' ich.

„Du hast viel mit einem Worte gesagt!" rief wieder einer von ihnen. „Du bist unser Mann!" ein andrer.

„Ihr denkt auch so?" fragt' ich.

„Frage, was wir thun!" war die Antwort.

„Und wenn ich fragte?"

„So würden wir dir sagen, daß wir da sind, aufzuräumen auf Erden, daß wir die Steine vom Aker lesen, und die harten Erdenklöse mit dem Karst zerschlagen, und Furchen graben mit dem Pflug, und das Unkraut an der Wurzel fassen, an der Wurzel es durchschneiden, samt der Wurzel es ausreißen, daß es verdorre im Sonnenbrande."

„Nicht, daß wir erndten möchten," fiel ein andrer ein; „uns kömmt der Lohn zu spät; uns reift die Erndte nicht mehr."

„Wir sind am Abend unsrer Tage. Wir irrten oft, wir hofften viel und thaten wenig. Wir wagten lieber, als wir uns besannen. Wir waren gerne bald am Ende und trauten auf das Glük. Wir sprachen viel von Freude und Schmerz, und liebten, haßten beide. Wir spielten mit dem Schiksaal und es that mit uns ein Gleiches. Vom Bettelstabe bis zur Krone warf es uns auf und ab. Es schwang uns, wie man ein glühend Rauchfaß schwingt, und wir glühten, bis die Kohle zu Asche ward. Wir haben aufgehört von Glük und Misgeschik zu sprechen. Wir sind emporgewachsen über die Mitte

des Lebens, wo es grünt und warm ist. Aber es ist nicht das Schlimmste, was die Jugend überlebt. Aus heißem Metalle wird das kalte Schwert geschmiedet. Auch sagt man, auf verbrannten abgestorbenen Vulkanen gedeihe kein schlechter Most.“

„Wir sagen das nicht um unsertwillen,“ rief ein anderer jezt etwas rascher, „wir sagen es um euertwillen! Wir betteln um das Herz des Menschen nicht. Denn wir bedürfen seines Herzens, seines Willens nicht. Denn er ist in keinem Falle wider uns, denn es ist alles für uns, und die Thoren und die Klugen und die Einfältigen und die Weisen und alle Laster und alle Tugenden der Rohheit und der Bildung stehen, ohne gedungen zu seyn, in unsrem Dienst, und helfen blindlings mit zu unsrem Ziel – nur wünschten wir, es hätte jemand den Genuß davon, drum suchen wir unter den tausend blinden Gehülfen die besten uns aus, um sie zu sehenden Gehülfen zu machen – will aber niemand wohnen, wo wir bauten, unsre Schuld und unser Schade ist es nicht. Wir thaten, was das unsre war. Will niemand sammeln, wo wir pflügten, wer verargt es uns? Wer flucht dem Baume, wenn sein Apfel in den Sumpf fällt? Ich habs mir oft gesagt, du opferst der Verwesung, und ich endete mein Tagwerk doch.“

„Das sind Betrüger!“ riefen alle Wände meinem empfindlichen Sinne zu. Mir war, wie einem, der im Rauch erstiken will, und Thüren und Fenster einstößt, um sich hinauszuhelfen, so dürstet’ ich nach Luft und Freiheit.

Sie sahn auch bald, wie unheimlich mir zu Muthe war, und brachen ab. Der Tag graute schon, da ich aus dem

Khan trat, wo wir waren beisammen gewesen. Ich fühlte das Wehen der Morgenluft, wie Balsam an einer brennenden Wunde.

Ich war durch Alabandas Spott schon zu sehr gereizt, um nicht durch seine räthselhafte Bekanntschaft vollends irre zu werden an ihm.

„Er ist schlecht,“ rief ich, „ja er ist schlecht. Er heuchelt gränzenlos Vertrauen und lebt mit solchen – und verbirgt es dir.“

Mir war, wie einer Braut, wenn sie erfährt, daß ihr Geliebter insgeheim mit einer Dirne lebe.

O es war der Schmerz nicht, den man hegen mag, den man am Herzen trägt, wie ein Kind, und in Schlummer singt mit den Tönen der Nachtigall!

Wie eine ergrimmte Schlange, wenn sie unerbittlich herauffährt an den Knieen und Lenden und alle Glieder umklammert, und nun in die Brust die giftigen Zähne schlägt und nun in den Naken, so war mein Schmerz, so faßt' er mich in seine fürchterliche Umarmung. Ich nahm mein höchstes Herz zu Hülfe, und rang nach großen Gedanken, um noch stille zu halten, es gelang mir auch auf wenige Augenblike, aber nun war ich auch zum Zorne gestärkt, nun tödtet ich auch, wie eingelegtes Feuer, jeden Funken der Liebe in mir.

Er muß ja, dacht' ich, das sind ja seine Menschen, er muß verschworen seyn mit diesen, gegen dich! Was wollt er auch von dir? Was konnt' er suchen bei dir, dem Schwärmer? O wär' er seiner Wege gegangen! Aber sie haben ihren eigenen Gelust, sich an ihr Gegentheil zu machen! so ein fremdes Thier im Stalle zu haben, läßt ihnen gar gut! –

Und doch war ich unausſprechlich glüklich geweſen mit ihm, war ſo oft untergegangen in ſeinen Umarmungen, um aus ihnen zu erwachen mit Unüberwindlichkeit in der Bruſt, wurde ſo oft gehärtet und geläutert in ſeinem Feuer, wie Stahl!

Da ich einſt in heitrer Mitternacht die Dioskuren ihm wies, und Alabanda die Hand aufs Herz mir legt' und ſagte: „Das ſind nur Sterne, Hyperion, nur Buchstaben, womit der Name der Heldenbrüder am Himmel geſchrieben iſt; in uns ſind ſie! lebendig und wahr, mit ihrem Muth und ihrer göttlichen Liebe, und du, du biſt der Götterſohn, und theilſt mit deinem ſterblichen Kaſtor deine Unſterblichkeit!" –

Da ich die Wälder des Ida mit ihm durchſtreiſte, und wir herunterkamen ins Thal, um da die ſchweigenden Grabhügel nach ihren Todten zu fragen, und ich zu Alabanda ſagte, daß unter den Grabhügeln einer vielleicht dem Geiſt Achills und ſeines Geliebten angehöre, und Alabanda mir vertraute, wie er oft ein Kind ſey, und ſich denke, daß wir einſt in Einem Schlachtthal fallen und zuſammen ruhen werden unter Einem Baum – wer hätte damals das gedacht?

Ich ſann mit aller Kraft des Geiſtes, die mir übrig war, ich klagt' ihn an, vertheidigt' ihn, und klagt' ihn wieder um ſo bittrer an; ich widerſtrebte meinem Sinne, wollte mich erheitern, und verfinſterte mich nur ganz dadurch.

Ach! mein Auge war ja von ſo manchem Fauſtſchlag wund geweſen, fieng ja kaum zu heilen an, wie ſollt' es jezt geſundere Blike thun?

Alabanda beſuchte mich den andern Tag. Mein

Herz kochte, wie er hereintrat, aber ich hielt mich, ſo ſehr ſein Stolz und ſeine Ruhe mich aufregt' und erhizte.

„Die Luſt iſt herrlich," ſagt' er endlich, „und der Abend wird ſehr ſchön ſeyn, laß uns zuſammen auf die Akropolis gehn!"

Ich nahm es an. Wir ſprachen lange kein Wort. „Was willſt du?" fragt' ich endlich.

„Das kannſt du fragen?" erwiederte der wilde Menſch mit einer Wehmuth, die mir durch die Seele gieng. Ich war betroffen, verwirrt.

„Was ſoll ich von dir denken?" fieng ich endlich wieder an.

„Das, was ich bin," erwiedert' er gelaſſen.

„Du brauchſt Entſchuldigung," ſagt' ich mit veränderter Stimme, und ſah mit Stolz ihn an, „entſchuldige dich! reinige dich!"

Das war zuviel für ihn.

„Wie kommt es denn," rief er entrüſtet, „daß dieſer Menſch mich beugen ſoll, wie's ihm gefällt? – Es iſt auch wahr, ich war zu früh entlaſſen aus der Schule, ich hatte alle Ketten geſchleift und alle zerriſſen, nur Eine fehlte noch, nur Eine war noch zu zerbrechen, ich war noch nicht gezüchtiget von einem Grillenfänger – murre nur! ich habe lange genug geſchwiegen!"

„O Alabanda! Alabanda!" rief ich.

„Schweig," erwiedert' er, „und brauche meinen Namen nicht zum Dolche gegen mich!"

Nun brach auch mir der Unmuth vollends los. Wir ruhten nicht, bis eine Rükkehr faſt unmöglich war. Wir zerſtörten mit Gewalt den Garten unſrer Liebe.

Wir ſtanden oft und ſchwiegen, und wären uns ſo gerne, ſo mit tauſend Freuden um den Hals gefallen, aber der unſeelige Stolz erſtikte jeden Laut der Liebe, der vom Herzen aufſtieg.

„Leb wohl!“ rief ich endlich und ſtürzte fort. Unwillkührlich mußt ich mich umſehn, unwillkührlich war mir Alabanda gefolgt.

„Nicht wahr, Alabanda,“ rief ich ihm zu, „ das iſt ein ſonderbarer Bettler? ſeinen lezten Pfenning wirft er in den Sumpf!“

„Wenn's das iſt, mag er auch verhungern,“ rief er, und gieng.

Ich wankte ſinnlos weiter, ſtand nun am Meer' und ſahe die Wellen an – ach! da hinunter ſtrebte mein Herz, da hinunter, und meine Arme flogen der freien Fluth entgegen; aber bald kam, wie vom Himmel, ein ſanfterer Geiſt über mich, und ordnete mein unbändig leidend Gemüth mit ſeinem ruhigen Stabe; ich überdachte ſtiller mein Schikſaal, meinen Glauben an die Welt, meine troſtloſen Erfahrungen, ich betrachtete den Menſchen, wie ich ihn empfunden und erkannt von früher Jugend an, in mannigfaltigen Erziehungen, fand überall dumpfen oder ſchreienden Mislaut, nur in kindlicher einfältiger Beſchränkung fand ich noch die reinen Melodien – es iſt beſſer, ſagt' ich mir, zur Biene zu werden und ſein Haus zu bauen in Unſchuld, als zu herrſchen mit den Herren der Welt und, wie mit Wölfen, zu heulen mit ihnen, als Völker zu meiſtern, und an dem unreinen Stoffe ſich die Hände zu befleken; ich wollte nach Tina zurük, um meinen Gärten und Feldern zu leben.

Lächle nur! Mir war es ſehr Ernſt. Beſtehet ja das Leben der Welt im Wechſel des Entfaltens und Verſchließens, in Ausflug und Rükkehr zu ſich ſelbſt, warum nicht auch das Herz des Menſchen?

Freilich gieng die neue Lehre mir hart ein, freilich ſchied ich ungern von dem ſtolzen Irrtum meiner Jugend – wer reißt auch gerne die Flügel ſich aus? – aber es mußte ja ſo ſeyn!

Ich ſezt' es durch. Ich war nun wirklich eingeſchifft. Ein friſcher Bergwind trieb mich aus dem Hafen von Smyrna. Mit einer wunderbaren Ruhe, recht, wie ein Kind, das nichts vom nächſten Augenblike weiß, lag ich ſo da auf meinem Schiffe, und ſah die Bäume und Moſkeen dieſer Stadt an, meine grünen Gänge an dem Ufer, meinen Fußſteig zur Akropolis hinauf, das ſah ich an, und ließ es weiter gehn und immer weiter; wie ich aber nun aufs hohe Meer hinauskam, und alles nach und nach hinabſank, wie ein Sarg ins Grab, da mit einmal war es auch, als wäre mein Herz gebrochen – „O Himmel!" ſchrie ich, und alles Leben in mir erwacht' und rang, die fliehende Gegenwart zu halten, aber ſie war dahin, dahin!

Wie ein Nebel, lag das himmliſche Land vor mir, wo ich, wie ein Reh auf freier Waide, weit und breit die Thäler und die Höhen hatte durchſtreift, und das Echo meines Herzens zu den Quellen und Strömen, in die Fernen und die Tiefen der Erde gebracht.

Dort hinein auf den Tmolus war ich gegangen in einſamer Unſchuld; dort hinab, wo Epheſus einſt ſtand in ſeiner glüklichen Jugend und Teos und Milet, dort hinauf ins heilige trauernde Troas war ich mit Ala-

banda gewandert, mit Alabanda, und, wie ein Gott, hatt' ich geherrſcht über ihn, und wie ein Kind, zärtlich und glaubig, hatt' ich ſeinem Auge gedient, mit Seelenfreude, mit innigem frohlokendem Genuſſe ſeines Weſens, immer glüklich, wenn ich ſeinem Roſſe den Zaum hielt, oder wenn ich, über mich ſelbſt erhoben, in herrlichen Entſchlüſſen, in kühnen Gedanken, im Feuer der Rede ſeiner Seele begegnete!

Und nun war es dahin gekommen, nun war ich nichts mehr, war ſo heillos um alles gebracht, war zum ärmſten unter den Menſchen geworden, und wußte ſelbſt nicht, wie?

O ewiges Irrſal! dacht' ich bei mir, wann reißt der Menſch aus deinen Ketten ſich los?

Wir ſprechen von unſrem Herzen, unſern Planen, als wären ſie unſer, und es iſt doch eine fremde Gewalt, die uns herumwirft und ins Grab legt, wie es ihr gefällt, und von der wir nicht wiſſen, von wannen ſie kommt, noch, wohin ſie geht.

Wir wollen wachſen dahinauf, und dorthinaus die Äſte und die Zweige breiten, und Boden und Wetter bringt uns doch, wohin es geht, und wenn der Bliz auf deine Krone fällt, und bis zur Wurzel dich hinunterſpaltet, armer Baum! was geht es dich an?

So dacht' ich. Ärgerſt du dich daran, mein Bellarmin? Du wirſt noch andere Dinge hören.

Das eben, Lieber! iſt das Traurige, daß unſer Geiſt ſo gerne die Geſtalt des irren Herzens annimmt, ſo gerne die vorüberfliehende Trauer feſthält, daß der Gedanke, der die Schmerzen heilen ſollte, ſelber krank wird, daß der Gärtner an den Roſenſträuchen, die er

pflanzen ſollte, ſich die Hand ſo oft zerreißt, o! das hat manchen zum Thoren gemacht vor andern, die er ſonſt, wie ein Orpheus, hätte beherrſcht, das hat ſo oft die edelſte Natur zum Spott gemacht vor Menſchen, wie man ſie auf jeder Straße findet, das iſt die Klippe für die Lieblinge des Himmels, daß ihre Liebe mächtig iſt und zart, wie ihr Geiſt, daß ihres Herzens Woogen ſtärker oft und ſchneller ſich regen, wie der Trident, womit der Meergott ſie beherrſcht, und darum, Lieber! überhebe ja ſich keiner.

Hyperion an Bellarmin

Kannſt du es hören, wirſt du es begreifen, wenn ich dir von meiner langen kranken Trauer ſage?

Nimm mich, wie ich mich gebe, und denke, daß es beſſer iſt zu ſterben, weil man lebte, als zu leben, weil man nie gelebt! Neide die Leidensfreien nicht, die Gözen von Holz, denen nichts mangelt, weil ihre Seele so arm iſt, die nichts fragen nach Regen und Sonnenſchein, weil ſie nichts haben, was der Pflege bedürfte.

Ja! ja! es iſt recht ſehr leicht, glüklich, ruhig zu ſeyn mit ſeichtem Herzen und eingeſchränktem Geiſte. Gönnen kann man's euch; wer ereifert ſich denn, daß die bretterne Scheibe nicht wehklagt, wenn der Pfeil ſie trift, und daß der hohle Topf ſo dumpf klingt, wenn ihn einer an die Wand wirft?

Nur müßt ihr euch beſcheiden, lieben Leute, müßt ja in aller Stille euch wundern, wenn ihr nicht begreift, daß andre nicht auch ſo glüklich, auch ſo ſelbſtgenügſam ſind, müßt ja euch hüten, eure Weisheit zum Ge-

ſez zu machen, denn das wäre der Welt Ende, wenn man euch gehorchte.

Ich lebte nun ſehr ſtill, ſehr anſpruchslos in Tina. Ich ließ auch wirklich die Erſcheinungen der Welt vorüberziehn, wie Nebel im Herbſte, lachte manchmal auch mit naſſen Augen über mein Herz, wenn es hinzuflog, um zu naſchen, wie der Vogel nach der gemalten Traube, und blieb ſtill und freundlich dabei.

Ich ließ nun jedem gerne ſeine Meinung, ſeine Unart. Ich war bekehrt, ich wollte niemand mehr bekehren, nur war mir traurig, wenn ich ſah, daß die Menſchen glaubten, ich laſſe darum ihr Poſſenſpiel unangetaſtet, weil ich es ſo hoch und theuer achte, wie ſie. Ich mochte nicht gerade ihrer Albernheit mich unterwerfen, doch ſucht' ich ſie zu ſchonen, wo ich konnte. Das iſt ja ihre Freude, dacht' ich, davon leben ſie ja!

Oft ließ ich ſogar mir gefallen, mitzumachen, und wenn ich noch ſo ſeelenlos, ſo ohne eignen Trieb dabei war, das merkte keiner, da vermißte keiner nichts, und hätt' ich geſagt, ſie möchten mirs verzeihen, ſo wären ſie dageſtanden und hätten ſich verwundert und gefragt: was haſt du denn uns gethan? Die Nachſichtigen!

Oft, wenn ich des Morgens daſtand unter meinem Fenſter und der geſchäftige Tag mir entgegenkam, konnt' auch ich mich augenbliklich vergeſſen, konnte mich umſehn, als möcht' ich etwas vornehmen, woran mein Weſen ſeine Luſt noch hätte, wie ehmals, aber da ſchalt ich mich, da beſann ich mich, wie einer, dem ein Laut aus ſeiner Mutterſprache entfährt, in einem Lande, wo ſie nicht verſtanden wird – wohin, mein

Herz? ſagt' ich verſtändig zu mir ſelber und gehorchte mir.

Was iſts denn, daß der Menſch ſo viel will? fragt' ich oft; was ſoll denn die Unendlichkeit in ſeiner Bruſt? Unendlichkeit? wo iſt ſie denn? wer hat ſie denn vernommen? Mehr will er, als er kann! das möchte wahr ſeyn! O! das haſt du oft genug erfahren. Das iſt auch nöthig, wie es iſt. Das giebt das ſüße, ſchwärmeriſche Gefühl der Kraft, daß ſie nicht ausſtrömt, wie ſie will, das eben macht die ſchönen Träume von Unſterblichkeit und all' die holden und die koloſſaliſchen Phantome, die den Menſchen tauſendfach entzüken, das ſchafft dem Menſchen ſein Elyſium und ſeine Götter, daß ſeines Lebens Linie nicht gerad ausgeht, daß er nicht hinfährt, wie ein Pfeil, und eine fremde Macht dem Fliehenden in den Weg ſich wirft.

Des Herzens Wooge ſchäumte nicht ſo ſchön empor, und würde Geiſt, wenn nicht der alte ſtumme Fels, das Schikſaal, ihr entgegenſtände.

Aber dennoch ſtirbt der Trieb in unſerer Bruſt, und mit ihm unſre Götter und ihr Himmel.

Das Feuer geht empor in freudigen Geſtalten, aus der dunkeln Wiege, wo es ſchlief, und ſeine Flamme ſteigt und fällt, und bricht ſich und umſchlingt ſich freudig wieder, bis ihr Stoff verzehrt iſt, nun raucht und ringt ſie und erliſcht; was übrig iſt, iſt Aſche.

So geht's mit uns. Das iſt der Inbegriff von allem, was in ſchrökendreizenden Myſterien die Weiſen uns erzählen.

Und du? was frägſt du dich? Daß ſo zuweilen etwas in dir auffährt, und, wie der Mund des Sterbenden, dein

Herz in Einem Augenblike ſo gewaltſam dir ſich öffnet und verſchließt, das gerade iſt das böſe Zeichen.

Sey nur ſtill, und laß es ſeinen Gang gehn! künſtle nicht! verſuche kindiſch nicht, um eine Ehle länger dich zu machen! – Es iſt, als wollteſt du noch eine Sonne ſchaffen, und neue Zöglinge für ſie, ein Erdenrund und einen Mond erzeugen.

So träumt' ich hin. Geduldig nahm ich nach und nach von allem Abſchied. – O ihr Genoſſen meiner Zeit! fragt eure Aerzte nicht und nicht die Prieſter, wenn ihr innerlich vergeht!

Ihr habt den Glauben an alles Große verloren; ſo müßt, ſo müßt ihr hin, wenn dieſer Glaube nicht wiederkehrt, wie ein Komet aus fremden Himmeln.

Hyperion an Bellarmin

Es giebt ein Vergeſſen alles Daſeyns, ein Verſtummen unſers Weſens, wo uns iſt, als hätten wir alles gefunden.

Es giebt ein Verſtummen, ein Vergeſſen alles Daſeyns, wo uns iſt, als hätten wir alles verloren, eine Nacht unſrer Seele, wo kein Schimmer eines Sterns, wo nicht einmal ein faules Holz uns leuchtet.

Ich war nun ruhig geworden. Nun trieb mich nichts mehr auf um Mitternacht. Nun ſengt' ich mich in meiner eignen Flamme nicht mehr.

Ich ſah nun ſtill und einſam vor mich hin, und ſchweift' in die Vergangenheit und in die Zukunft mit dem Auge nicht. Nun drängte Fernes und Nahes ſich in meinem Sinne nicht mehr; die Menſchen, wenn ſie mich nicht zwangen, ſie zu ſehen, ſah ich nicht.

Sonſt lag oft, wie das ewigleere Faß der Danaiden, vor meinem Sinne diß Jahrhundert, und mit verſchwenderiſcher Liebe goß meine Seele ſich aus, die Lüken auszufüllen; nun ſah ich keine Lüke mehr, nun drükte mich des Lebens Langeweile nicht mehr.

Nun ſprach ich nimmer zu der Blume, du biſt meine Schweſter! und zu den Quellen, wir ſind Eines Geſchlechts! ich gab nun treulich, wie ein Echo, jedem Dinge ſeinen Namen.

Wie ein Strom an dürren Ufern, wo kein Weidenblatt im Waſſer ſich ſpiegelt, lief unverſchönert vorüber an mir die Welt.

Hyperion an Bellarmin

Es kann nichts wachſen und nichts ſo tief vergehen, wie der Menſch. Mit der Nacht des Abgrunds vergleicht er oft ſein Leiden und mit dem Aether ſeine Seeligkeit, und wie wenig iſt dadurch geſagt?

Aber ſchöner iſt nichts, als wenn es ſo nach langem Tode wieder in ihm dämmert, und der Schmerz, wie ein Bruder, der fernher dämmernden Freude entgegengeht.

O es war ein himmliſch Ahnen, womit ich jezt den kommenden Frühling wieder begrüßte! Wie fernher in ſchweigender Luft, wenn alles ſchläft, das Saitenſpiel der Geliebten, ſo umtönten ſeine leiſen Melodien mir die Bruſt, wie von Elyſium herüber, vernahm ich ſeine Zukunft, wenn die todten Zweige ſich regten und ein lindes Wehen meine Wange berührte.

Holder Himmel Joniens! ſo war ich nie an dir gehangen, aber ſo ähnlich war dir auch nie mein Herz

gewesen, wie damals, in seinen heitern zärtlichen Spielen. –

Wer sehnt sich nicht nach Freuden der Liebe und großen Thaten, wenn im Auge des Himmels und im Busen der Erde der Frühling wiederkehrt?

Ich erhob mich, wie vom Krankenbette, leise und langsam, aber von geheimen Hoffnungen zitterte mir die Brust so seelig, daß ich drüber vergaß, zu fragen, was diß zu bedeuten habe.

Schönere Träume umfiengen mich jezt im Schlafe, und wenn ich erwachte, waren sie mir im Herzen, wie die Spur eines Kusses auf der Wange der Geliebten. O das Morgenlicht und ich, wir giengen nun uns entgegen, wie versöhnte Freunde, wenn sie noch etwas fremde thun, und doch den nahen unendlichen Augenblik des Umarmens schon in der Seele tragen.

Es that nun wirklich einmal wieder mein Auge sich auf, freilich, nicht mehr, wie sonst, gerüstet und erfüllt mit eigner Kraft, es war bittender geworden, es fleht' um Leben, aber es war mir im Innersten doch, als könnt' es wieder werden mit mir, wie sonst, und besser.

Ich sahe die Menschen wieder an, als sollt' auch ich wirken und mich freuen unter ihnen. Ich schloß mich wirklich herzlich überall an.

Himmel! wie war das eine Schadenfreude, daß der stolze Sonderling nun Einmal war, wie ihrer einer, geworden! wie hatten sie ihren Scherz daran, daß den Hirsch des Waldes der Hunger trieb, in ihren Hühnerhof zu laufen! –

Ach! meinen Adamas sucht' ich, meinen Alabanda, aber es erschien mir keiner.

Endlich ſchrieb ich auch nach Smyrna, und es war, als ſammelt' alle Zärtlichkeit und alle Macht des Menſchen in Einen Moment ſich, da ich ſchrieb; ſo ſchrieb ich dreimal, aber keine Antwort, ich flehte, drohte, mahnt' an alle Stunden der Liebe und der Kühnheit, aber keine Antwort von dem Unvergeßlichen, bis in den Tod geliebten – „Alabanda!" rief ich, „o mein Alabanda! du haſt den Stab gebrochen über mich. Du hielteſt mich noch aufrecht, warſt die lezte Hoffnung meiner Jugend! Nun will ich nichts mehr! nun iſts heilig und gewiß!"

Wir bedauern die Todten, als fühlten ſie den Tod, und die Todten haben doch Frieden. Aber das, das iſt der Schmerz, dem keiner gleichkömmt, das iſt unaufhörliches Gefühl der gänzlichen Zernichtung, wenn unſer Leben ſeine Bedeutung ſo verliert, wenn ſo das Herz ſich ſagt, du mußt hinunter und nichts bleibt übrig von dir; keine Blume haſt du gepflanzt, keine Hütte gebaut, nur daß du ſagen könnteſt: ich laſſe eine Spur zurük auf Erden. Ach! und die Seele kann immer ſo voll Sehnens ſeyn, bei dem, daß ſie ſo muthlos iſt!

Ich ſuchte immer etwas, aber ich wagte das Auge nicht aufzuſchlagen vor den Menſchen. Ich hatte Stunden, wo ich das Lachen eines Kindes fürchtete.

Dabei war ich meiſt ſehr ſtill und geduldig, hatte oft auch einen wunderbaren Aberglauben an die Heilkraft mancher Dinge; von einer Taube, die ich kaufte, von einer Kahnfahrt, von einem Thale, das die Berge mir verbargen, konnt' ich Troſt erwarten.

Genug! genug! wär' ich mit Themiſtocles aufgewachſen, hätt' ich unter den Scipionen gelebt, meine

Seele hätte ſich wahrlich nie von dieſer Seite kennen gelernt.

Hyperion an Bellarmin

Zuweilen regte noch ſich eine Geiſteskraft in mir. Aber freilich nur zerſtörend!

Was iſt der Menſch? konnt' ich beginnen; wie kommt es, daß ſo etwas in der Welt iſt, das, wie ein Chaos, gährt, oder modert, wie ein fauler Baum, und nie zu einer Reife gedeiht? Wie duldet dieſen Heerling die Natur bei ihren ſüßen Trauben?

Zu den Pflanzen ſpricht er: ich war auch einmal, wie ihr! und zu den reinen Sternen: ich will werden, wie ihr, in einer andren Welt! inzwiſchen bricht er auseinander und treibt hin und wieder ſeine Künſte mit ſich ſelbſt, als könnt' er, wenn es einmal ſich aufgelöſt, Lebendiges zuſammenſezen, wie ein Mauerwerk; aber es macht ihn auch nicht irre, wenn nichts gebeſſert wird durch all ſein Thun; es bleibt doch immerhin ein Kunſtſtük, was er treibt.

O ihr Armen, die ihr das fühlt, die ihr auch nicht ſprechen möcht von menſchlicher Beſtimmung, die ihr auch ſo durch und durch ergriffen ſeyd vom Nichts, das über uns waltet, ſo gründlich einſeht, daß wir geboren werden für Nichts, daß wir lieben ein Nichts, glauben an Nichts, uns abarbeiten für Nichts, um mälig überzugehen in Nichts – was kann ich dafür, daß euch die Knie brechen, wenn ihrs ernſtlich bedenkt? Bin ich doch auch ſchon manchmal hingeſunken in dieſen Gedanken, und habe gerufen: was legſt du die Axt mir an die Wurzel, grauſamer Geiſt? und bin noch da.

O einſt, ihr finſtern Brüder! war es anders. Da war es über uns ſo ſchön, ſo ſchön und froh vor uns; auch dieſe Herzen wallten über vor den fernen ſeeligen Phantomen, und kühn frohlokend drangen auch unſere Geiſter aufwärts und durchbrachen die Schranke, und wie ſie ſich umſahn, wehe, da war es eine unendliche Leere.

O! auf die Knie kann ich mich werfen und meine Hände ringen und flehen, ich weiß nicht wen? um andre Gedanken. Aber ich überwältige ſie nicht, die ſchreiende Wahrheit. Hab' ich mich nicht zwiefach überzeugt? Wenn ich hinſehe ins Leben, was iſt das Lezte von allem? Nichts. Wenn ich aufſteige im Geiſte, was iſt das Höchſte von allem? Nichts.

Aber ſtille, mein Herz! Es iſt ja deine lezte Kraft, die du verſchwendeſt! deine lezte Kraft? und du, du willſt den Himmel ſtürmen? wo ſind denn deine hundert Arme, Titan, wo dein Pelion und Oſſa, deine Treppe zu des Göttervaters Burg hinauf, damit du hinaufſteigſt und den Gott und ſeinen Göttertiſch und all' die unſterblichen Gipfel des Olymps herabwirfſt und den Sterblichen predigeſt: bleibt unten, Kinder des Augenbliks! ſtrebt nicht in dieſe Höhen herauf, denn es iſt nichts hier oben.

Das kannſt du laſſen, zu ſehn, was über andere waltet. Dir gilt deine neue Lehre. Über dir und vor dir iſt es freilich leer und öde, weil es in dir leer und öd' iſt.

Freilich, wenn ihr reicher ſeyd, als ich, ihr andern, könntet ihr doch wohl auch ein wenig helfen.

Wenn euer Garten ſo voll Blumen iſt, warum erfreut ihr Othem mich nicht auch? – Wenn ihr ſo voll der

Gottheit ſeyd, ſo reicht ſie mir zu trinken. An Feſten darbt ja niemand, auch der ärmſte nicht. Aber Einer nur hat ſeine Feſte unter euch; das iſt der Tod.

Noth und Angſt und Nacht ſind eure Herren. Die ſondern euch, die treiben euch mit Schlägen an einander. Den Hunger nennt ihr Liebe, und wo ihr nichts mehr ſeht, da wohnen eure Götter. Götter und Liebe?

O die Poëten haben recht, es iſt nichts ſo klein und wenig, woran man ſich nicht begeiſtern könnte.

So dacht' ich. Wie das alles in mich kam, begreif' ich noch nicht.

Zweites Buch

Hyperion an Bellarmin

Ich lebe jezt auf der Infel des Ajax, der theuern Salamis.

Ich liebe diß Griechenland überall. Es trägt die Farbe meines Herzens. Wohin man fiehet, liegt eine Freude begraben.

Und doch ift fo viel Liebliches und Großes auch um einen.

Auf dem Vorgebirge hab' ich mir eine Hütte gebaut von Maftixzweigen, und Moos und Bäume herumgepflanzt und Thymian und allerlei Sträuche.

Da hab' ich meine liebften Stunden, da fiz' ich Abende lang und fehe nach Attika hinüber, bis endlich mein Herz zu hoch mir klopft; dann nehm' ich mein Werkzeug, gehe hinab an die Bucht und fange mir Fifche.

Oder lef' ich auch auf meiner Höhe droben vom alten herrlichen Seekrieg, der an Salamis einft im wilden klug beherrfchten Getümmel vertobte, und freue des Geiftes mich, der das wütende Chaos von Freunden und Feinden lenken konnte und zähmen, wie ein Reuter das Roß, und fchäme mich innigft meiner eigenen Kriegsgefchichte.

Oder fchau' ich aufs Meer hinaus und überdenke mein Leben, fein Steigen und Sinken, feine Seeligkeit und feine Trauer; und meine Vergangenheit lautet mir oft, wie ein Saitenfpiel, wo der Meifter alle Töne durchläuft, und Streit und Einklang mit verborgener Ordnung untereinanderwirft.

Heut ists dreifach schön hier oben. Zwei freundliche Regentage haben die Luft und die lebensmüde Erde gekühlt.

Der Boden ist grüner geworden, offner das Feld. Unendlich steht, mit der freudigen Kornblume gemischt, der goldene Waizen da, und licht und heiter steigen tausend hoffnungsvolle Gipfel aus der Tiefe des Hains. Zart und groß durchirret den Raum jede Linie der Fernen; wie Stuffen gehn die Berge bis zur Sonne unaufhörlich hinter einander hinauf. Der ganze Himmel ist rein. Das weiße Licht ist nur über den Aether gehaucht, und, wie ein silbern Wölkchen, wallt der schüchterne Mond am hellen Tage vorüber.

Hyperion an Bellarmin

Mir ist lange nicht gewesen, wie jezt.

Wie Jupiters Adler dem Gesange der Musen, lausch' ich dem wunderbaren unendlichen Wohllaut in mir. Unangefochten an Sinn' und Seele, stark und fröhlich, mit lächelndem Ernste, spiel' ich im Geiste mit dem Schiksaal und den drei Schwestern, den heiligen Parzen. Voll göttlicher Jugend frohlokt mein ganzes Wesen über sich selbst, über Alles. Wie der Sternenhimmel, bin ich still und bewegt.

Ich habe lange gewartet auf solche Festzeit, um dir einmal wieder zu schreiben. Nun bin ich stark genug; nun laß mich dir erzählen.

Mitten in meinen finstern Tagen lud ein Bekannter von Kalaurea herüber mich ein. Ich sollt' in seine Gebirge kommen, schrieb er mir; man lebe hier freier als sonstwo, und auch da blüheten, mitten unter den Fich-

tenwäldern und reißenden Waſſern, Limonienhaine und Palmen und liebliche Kräuter und Myrthen und die heilige Rebe. Einen Garten hab' er hoch am Gebirge gebaut und ein Haus; dem beſchatteten dichte Bäume den Rüken, und kühlende Lüfte umſpielten es leiſe in den brennenden Sommertagen; wie ein Vogel vom Gipfel der Ceder, blike man in die Tiefen hinab, zu den Dörfern und grünen Hügeln, und zufriedenen Heerden der Inſel, die alle, wie Kinder, umherlägen um den herrlichen Berg und ſich nährten von ſeinen ſchäumenden Bächen.

Das wekte mich denn doch ein wenig. Es war ein heiterer blauer Apriltag, an dem ich hinüberſchiffte. Das Meer war ungewöhnlich ſchön und rein, und leicht die Luft, wie in höheren Regionen. Man ließ im ſchwebenden Schiffe die Erde hinter ſich liegen, wie eine köſtliche Speiſe, wenn der heilige Wein gereicht wird.

Dem Einfluſſe des Meers und der Luft widerſtrebt der finſtere Sinn umſonſt. Ich gab mich hin, fragte nichts nach mir und andern, ſuchte nichts, ſann auf nichts, ließ vom Boote mich halb in Schlummer wiegen, und bildete mir ein, ich liege in Charons Nachen. O es iſt ſüß, ſo aus der Schaale der Vergeſſenheit zu trinken.

Mein fröhlicher Schiffer hätte gerne mit mir geſprochen, aber ich war ſehr einſylbig.

Er deutete mit dem Finger und wies mir rechts und links das blaue Eiland, aber ich ſah nicht lange hin, und war im nächſten Augenblike wieder in meinen eignen lieben Träumen.

Endlich, da er mir die ſtillen Gipfel in der Ferne wies und ſagte, daß wir bald in Kalaurea wären, merkt'

ich mehr auf, und mein ganzes Wesen öffnete sich der wunderbaren Gewalt, die auf einmal süß und still und unerklärlich mit mir spielte. Mit großem Auge, staunend und freudig, sah ich hinaus in die Geheimnisse der Ferne, leicht zitterte mein Herz, und die Hand entwischte mir und faßte freundlichhastig meinen Schiffer an – „So?“ rief ich, „das ist Kalaurea?“ Und wie er mich drum ansah, wußt' ich selbst nicht, was ich aus mir machen sollte. Ich grüßte meinen Freund mit wunderbarer Zärtlichkeit. Voll süßer Unruhe war all mein Wesen.

Den Nachmittag wollt' ich gleich einen Theil der Insel durchstreifen. Die Wälder und geheimen Thale reizten mich unbeschreiblich, und der freundliche Tag lokte alles hinaus.

Es war so sichtbar, wie alles Lebendige mehr, denn tägliche Speise, begehrt, wie auch der Vogel sein Fest hat und das Thier.

Es war entzükend anzusehn! Wie, wenn die Mutter schmeichelnd frägt, wo um sie her ihr Liebstes sey, und alle Kinder in den Schoos ihr stürzen, und das Kleinste noch die Arme aus der Wiege strekt, so flog und sprang und strebte jedes Leben in die göttliche Luft hinaus, und Käfer und Schwalben und Tauben und Störche tummelten sich in frohlokender Verwirrung unter einander in den Tiefen und Höhn, und was die Erde festhielt, dem ward zum Fluge der Schritt, über die Gräben brauste das Roß und über die Zäune das Reh, und aus dem Meergrund kamen die Fische herauf und hüpften über die Fläche. Allen drang die mütterliche Luft ans Herz, und hob sie und zog sie zu sich.

Und die Menſchen giengen aus ihren Thüren heraus, und fühlten wunderbar das geiſtige Wehen, wie es leiſe die zarten Haare über der Stirne bewegte, wie es den Lichtſtral kühlte, und löſten freundlich ihre Gewänder, um es aufzunehmen an ihre Bruſt, athmeten ſüßer, berührten zärtlicher das leichte klare ſchmeichelnde Meer, in dem ſie lebten und webten.

O Schweſter des Geiſtes, der feurigmächtig in uns waltet und lebt, heilige Luft! wie ſchön iſts, daß du, wohin ich wandre, mich geleiteſt, Allgegenwärtige, Unſterbliche!

Mit den Kindern ſpielte das hohe Element am ſchönſten.

Das ſummte friedlich vor ſich hin, dem ſchlüpft' ein taktlos Liedchen aus den Lippen, dem ein Frohloken aus offner Kehle; das ſtrekte ſich, das ſprang in die Höhe; ein andres ſchlenderte vertieft umher.

Und all diß war die Sprache Eines Wohlſeyns, alles Eine Antwort auf die Liebkoſungen der entzükenden Lüfte.

Ich war voll unbeſchreiblichen Sehnens und Friedens. Eine fremde Macht beherrſchte mich. Freundlicher Geiſt, ſagt' ich bei mir ſelber, wohin rufeſt du mich? nach Elyſium oder wohin?

Ich gieng in einem Walde, am rieſelnden Waſſer hinauf, wo es über Felſen heruntertröpfelte, wo es harmlos über die Kieſeln glitt, und mälig verengte ſich und ward zum Bogengange das Thal, und einſam ſpielte das Mittagslicht im ſchweigenden Dunkel —

Hier — ich möchte ſprechen können, mein Bellarmin! möchte gerne mit Ruhe dir ſchreiben!

Sprechen? o ich bin ein Laie in der Freude, ich will ſprechen!

Wohnt doch die Stille im Lande der Seeligen, und über den Sternen vergißt das Herz ſeine Noth und ſeine Sprache.

Ich hab' es heilig bewahrt! wie ein Palladium, hab' ich es in mir getragen, das Göttliche, das mir erſchien! und wenn hinfort mich das Schikſaal ergreift und von einem Abgrund in den andern mich wirft, und alle Kräfte ertränkt in mir und alle Gedanken, ſo ſoll diß Einzige doch mich ſelber überleben in mir, und leuchten in mir und herrſchen, in ewiger, unzerſtörbarer Klarheit! –

So lagſt du hingegoſſen, ſüßes Leben, ſo blikteſt du auf, erhubſt dich, ſtandſt nun da, in ſchlanker Fülle, göttlich ruhig, und das himmliſche Geſicht noch voll des heitern Entzükens, worinn ich dich ſtörte!

O wer in die Stille dieſes Auges geſehn, wem dieſe ſüßen Lippen ſich aufgeſchloſſen, wovon mag der noch ſprechen?

Friede der Schönheit! göttlicher Friede! wer einmal an dir das tobende Leben und den zweifelnden Geiſt beſänftigt, wie kann dem anderes helfen?

Ich kann nicht ſprechen von ihr, aber es giebt ja Stunden, wo das Beſte und Schönſte, wie in Wolken, ercheint, und der Himmel der Vollendung vor der ahnenden Liebe ſich öffnet, da, Bellarmin! da denke ihres Weſens, da beuge die Knie mit mir, und denke meiner Seeligkeit! aber vergiß nicht, daß ich hatte, was du ahneſt, daß ich mit dieſen Augen ſah, was nur, wie in Wolken, dir erſcheint.

Daß die Menſchen manchmal ſagen möchten: ſie

freueten ſich! O glaubt, ihr habt von Freude noch nichts geahnet! Euch iſt der Schatten ihres Schattens noch nicht erſchienen! O geht, und ſprecht vom blauen Aether nicht, ihr Blinden!

Daß man werden kann, wie die Kinder, daß noch die goldne Zeit der Unſchuld wiederkehrt, die Zeit des Friedens und der Freiheit, daß doch Eine Freude iſt, Eine Ruheſtätte auf Erden!

Iſt der Menſch nicht veraltert, verwelkt, iſt er nicht, wie ein abgefallen Blatt, das ſeinen Stamm nicht wieder findet und nun umhergeſcheucht wird von den Winden, bis es der Sand begräbt?

Und dennoch kehrt ſein Frühling wieder!

Weint nicht, wenn das Treflichſte verblüht! bald wird es ſich verjüngen! Trauert nicht, wenn eures Herzens Melodie verſtummt! bald findet eine Hand ſich wieder, es zu ſtimmen!

Wie war denn ich? war ich nicht wie ein zerriſſen Saitenſpiel? Ein wenig tönt' ich noch, aber es waren Todestöne. Ich hatte mir ein düſter Schwanenlied geſungen! Einen Sterbekranz hätt' ich gern mir gewunden, aber ich hatte nur Winterblumen.

Und wo war ſie denn nun, die Todtenſtille, die Nacht und Öde meines Lebens? die ganze dürftige Sterblichkeit?

Freilich iſt das Leben arm und einſam. Wir wohnen hier unten, wie der Diamant im Schacht. Wir fragen umſonſt, wie wir herabgekommen, um wieder den Weg hinauf zu finden.

Wir ſind, wie Feuer, das im dürren Aſte oder im Kieſel ſchläft; und ringen und ſuchen in jedem Moment

das Ende der engen Gefangenſchaft. Aber ſie kommen, ſie wägen Aeonen des Kampfes auf, die Augenblike der Befreiung, wo das Göttliche den Kerker ſprengt, wo die Flamme vom Holze ſich löſt und ſiegend emporwallt über der Aſche, ha! wo uns iſt, als kehrte der entfeſſelte Geiſt, vergeſſen der Leiden, der Knechtsgeſtalt, im Triumphe zurük in die Hallen der Sonne.

Hyperion an Bellarmin

Ich war einſt glüklich, Bellarmin! Bin ich es nicht noch? Wär' ich es nicht, wenn auch der heilige Moment, wo ich zum erſtenmale ſie ſah, der lezte wäre geweſen?

Ich hab' es Einmal geſehn, das Einzige, das meine Seele ſuchte, und die Vollendung, die wir über die Sterne hinauf entfernen, die wir hinausſchieben bis ans Ende der Zeit, die hab' ich gegenwärtig gefühlt. Es war da, das Höchſte, in dieſem Kreiſe der Menſchennatur und der Dinge war es da!

Ich frage nicht mehr, wo es ſey; es war in der Welt, es kann wiederkehren in ihr, es iſt jezt nur verborgner in ihr. Ich frage nicht mehr, was es ſey; ich hab' es geſehn, ich hab es kennen gelernt.

O ihr, die ihr das Höchſte und Beſte ſucht, in der Tiefe des Wiſſens, im Getümmel des Handelns, im Dunkel der Vergangenheit, im Labyrinthe der Zukunft, in den Gräbern oder über den Sternen! wißt ihr ſeinen Namen? den Namen deß, das Eins iſt und Alles?

Sein Name iſt Schönheit.

Wußtet ihr, was ihr wolltet? Noch weiß ich es nicht,

doch ahn' ich es, der neuen Gottheit neues Reich, und eil' ihm zu und ergreiffe die andern und führe sie mit mir, wie der Strom die Ströme in den Ocean.

Und du, du hast mir den Weg gewiesen! Mit dir begann ich. Sie sind der Worte nicht werth, die Tage, da ich noch dich nicht kannte –

O Diotima, Diotima, himmlisches Wesen!

Hyperion an Bellarmin

Laß uns vergessen, daß es eine Zeit giebt, und zähle die Lebenstage nicht!

Was sind Jahrhunderte gegen den Augenblik, wo zwei Wesen so sich ahnen und nahn?

Noch seh' ich den Abend, an dem Notara zum erstenmale zu ihr ins Haus mich brachte.

Sie wohnte nur einige hundert Schritte von uns am Fuße des Bergs.

Ihre Mutter war ein denkend zärtlich Wesen, ein schlichter fröhlicher Junge der Bruder, und beede gestanden herzlich in allem Thun und Lassen, daß Diotima die Königin des Hauses war.

Ach! es war alles geheiliget, verschönert durch ihre Gegenwart. Wohin ich sah, was ich berührte, ihr Fußteppich, ihr Polster, ihr Tischchen, alles war in geheimem Bunde mit ihr. Und da sie zum erstenmale mit Namen mich rief, da sie selbst so nahe mir kam, daß ihr unschuldiger Othem mein lauschend Wesen berührte! –

Wir sprachen sehr wenig zusammen. Man schämt sich seiner Sprache. Zum Tone möchte man werden und sich vereinen in Einen Himmelsgesang.

Wovon auch ſollten wir ſprechen? Wir ſahn nur uns. Von uns zu ſprechen, ſcheuten wir uns.

Vom Leben der Erde ſprachen wir endlich.

So feurig und kindlich iſt ihr noch keine Hymne geſungen worden.

Es that uns wohl, den Überfluß unſers Herzens der guten Mutter in den Schoos zu ſtreuen. Wir fühlten uns dadurch erleichtert, wie die Bäume, wenn ihnen der Sommerwind die fruchtbaren Äſte ſchüttelt, und ihre ſüßen Äpfel in das Gras gießt.

Wir nannten die Erde eine der Blumen des Himmels, und den Himmel nannten wir den unendlichen Garten des Lebens. Wie die Roſen ſich mit goldnen Stäubchen erfreuen, ſagten wir, ſo erfreue das heldenmüthige Sonnenlicht mit ſeinen Strahlen die Erde; ſie ſey ein herrlich lebend Weſen, ſagten wir, gleich göttlich, wenn ihr zürnend Feuer oder mildes klares Waſſer aus dem Herzen quille, immer glüklich, wenn ſie von Thautropfen ſich nähre, oder von Gewitterwolken, die ſie ſich zum Genuſſe bereite mit Hülfe des Himmels, die immer treuer liebende Hälfte des Sonnengotts, urſprünglich vielleicht inniger mit ihm vereint, dann aber durch ein allwaltend Schikſaal geſchieden von ihm, damit ſie ihn ſuche, ſich nähere, ſich entferne und unter Luſt und Trauer zur höchſten Schönheitreife.

So ſprachen wir. Ich gebe dir den Innhalt, den Geiſt davon. Aber was iſt er ohne das Leben?

Es dämmerte, und wir mußten gehen. Gute Nacht, ihr Engelsaugen! dacht' ich im Herzen, und erſcheine du bald mir wieder, ſchöner göttlicher Geiſt, mit deiner Ruhe und Fülle!

Ein paar Tage drauf kamen ſie herauf zu uns. Wir giengen zuſammen im Garten herum. Diotima und ich geriethen voraus, vertieſt, mir traten oft Thränen der Wonne ins Auge, über das Heilige, das ſo anſpruchlos zur Seite mir gieng.

Vorn am Rande des Berggipfels ſtanden wir nun, und ſahn hinaus, in den unendlichen Oſten.

Diotimas Auge öffnete ſich weit, und leiſe, wie eine Knoſpe ſich aufſchließt, ſchloß das liebe Geſichtchen vor den Lüften des Himmels ſich auf, ward lauter Sprache und Seele, und, als begänne ſie den Flug in die Wolken, ſtand ſanft emporgeſtrekt die ganze Geſtalt, in leichter Majeſtät, und berührte kaum mit den Füßen die Erde.

O unter den Armen hätt' ich ſie faſſen mögen, wie der Adler ſeinen Ganymed, und hinfliegen mit ihr über das Meer und ſeine Inſeln.

Nun trat ſie weiter vor, und ſah die ſchroffe Felſenwand hinab. Sie hatte ihre Luſt daran, die ſchrökende Tiefe zu meſſen, und ſich hinab zu verlieren in die Nacht der Wälder, die unten aus Felſenſtüken und ſchäumenden Wetterbächen herauf die lichten Gipfel ſtrekten.

Das Geländer, worauf ſie ſich ſtüzte, war etwas niedrig. So durft' ich es ein wenig halten, das Reizende, indeß es ſo ſich vorwärts beugte. Ach! heiße zitternde Wonne durchlief mein Weſen und Taumel und Toben war in allen Sinnen, und die Hände brannten mir, wie Kohlen, da ich ſie berührte.

Und dann die Herzensluſt, ſo traulich neben ihr zu

ſtehn, und die zärtlich kindiſche Sorge, daß ſie fallen möchte, und die Freude an der Begeiſterung des herrlichen Mädchens!

Was iſt alles, was in Jahrtauſenden die Menſchen thaten und dachten, gegen Einen Augenblik der Liebe? Es iſt aber auch das Gelungenſte, Göttlichſchönſte in der Natur! dahin führen alle Stuffen auf der Schwelle des Lebens. Daher kommen wir, dahin gehn wir.

Hyperion an Bellarmin

Nur ihren Geſang ſollt' ich vergeſſen, nur dieſe Seelentöne ſollten nimmer wiederkehren in meinen unaufhörlichen Träumen.

Man kennt den ſtolzhinſchiffenden Schwan nicht, wenn er ſchlummernd am Ufer ſizt.

Nur, wenn ſie ſang, erkannte man die liebende Schweigende, die ſo ungern ſich zur Sprache verſtand.

Da, da gieng erſt die himmliſche Ungefällige in ihrer Majeſtät und Lieblichkeit hervor; da weht' es oft ſo bittend und ſo ſchmeichelnd, oft, wie ein Göttergebot, von den zarten blühenden Lippen. Und wie das Herz ſich regt' in dieſer göttlichen Stimme, wie alle Größe und Demuth, alle Luſt und alle Trauer des Lebens verſchönert im Adel dieſer Töne erſchien!

Wie im Fluge die Schwalbe die Bienen haſcht, ergrift ſie immer uns alle.

Es kam nicht Luſt und nicht Bewunderung, es kam der Friede des Himmels unter uns.

Tauſendmal hab' ich es ihr und mir geſagt: das Schönſte iſt auch das Heiligſte. Und ſo war alles an ihr. Wie ihr Geſang, ſo auch ihr Leben.

Hyperion an Bellarmin

Unter den Blumen war ihr Herz zu Hauſe, als wär' es eine von ihnen.

Sie nannte ſie alle mit Namen, ſchuff ihnen aus Liebe neue, ſchönere, und wußte genau die fröhlichſte Lebenszeit von jeder.

Wie eine Schweſter, wenn aus jeder Eke ein Geliebtes ihr entgegenkömmt, und jedes gerne zuerſt gegrüßt ſeyn möchte, ſo war das ſtille Weſen mit Aug' und Hand beſchäftigt, ſeelig zerſtreut, wenn auf der Wieſe wir giengen, oder im Walde.

Und das war ſo ganz nicht angenommen, angebildet, das war ſo mit ihr aufgewachſen.

Es iſt doch ewig gewiß und zeigt ſich überall; je unſchuldiger, ſchöner eine Seele, deſto vertrauter [wird ſie] mit den andern Glüklichen leben, die man ſeelenlos nennt.

Hyperion an Bellarmin

Tauſendmal hab' ich in meiner Herzensfreude gelacht über die Menſchen, die ſich einbilden, ein erhabner Geiſt könne unmöglich wiſſen, wie man ein Gemüße bereitet. Diotima konnte wohl zur rechten Zeit recht herzhaft von dem Feuerheerde ſprechen, und es iſt gewiß nichts edler, als ein edles Mädchen, das die allwohlthätige Flamme beſorgt, und, ähnlich der Natur, die herzerfreuende Speiſe bereitet.

Hyperion an Bellarmin

Was iſt alles künſtliche Wiſſen auf der Welt, was iſt die ganze ſtolze Mündigkeit der menſchlichen Gedan-

ken gegen die ungesuchten Töne dieses Geistes, der nicht wußte, was er wußte, was er war?

Wer will die Traube nicht lieber voll und frisch, so wie sie aus der Wurzel quoll, als die getrokneten gepflükten Beere, die der Kaufmann in die Kiste preßt und in die Welt schikt? Was ist die Weisheit eines Buchs gegen die Weisheit eines Engels?

Sie schien immer so wenig zu sagen und sagte so viel.

Ich geleitete sie einst in später Dämmerung nach Hause; wie Träume, beschlichen thauende Wölkchen die Wiese, wie lauschende Genien, sahn die seeligen Sterne durch die Zweige.

Man hörte selten ein „wie schön!" aus ihrem Munde, wenn schon das fromme Herz kein lispelnd Blatt, kein Rieseln einer Quelle unbehorcht ließ.

Dißmal sprach sie es denn doch mir aus – wie schön! „Es ist wohl uns zuliebe so!" sagt' ich, ungefähr, wie Kinder etwas sagen, weder im Scherze noch im Ernste.

„Ich kann mir denken, was du sagst", erwiederte sie; „ich denke mir die Welt am liebsten, wie ein häuslich Leben, wo jedes, ohne gerade dran zu denken, sich ins andre schikt, und wo man sich einander zum Gefallen und zur Freude lebt, weil es eben so vom Herzen kömmt."

„Froher erhabner Glaube!" rief ich.

Sie schwieg eine Weile.

„Auch wir sind also Kinder des Hauses," begann ich endlich wieder, „sind es und werden es seyn."

„Werden ewig es seyn", erwiederte sie.

„Werden wir das?" fragt' ich.

„Ich vertraue," fuhr sie fort, „hierinnen der Natur, so wie ich täglich ihr vertraue."

O ich hätte mögen Diotima ſeyn, da ſie diß ſagte! Aber du weißt nicht, was ſie ſagte, mein Bellarmin! Du haſt es nicht geſehn und nicht gehört.

„Du haſt Recht,“ rief ich ihr zu; „die ewige, ewige Schönheit, die Natur leidet keinen Verluſt in ſich, ſo wie ſie keinen Zuſaz leidet. Ihr Schmuk iſt morgen anders, als er heute war; aber unſer Beſtes, uns, uns kann ſie nicht entbehren und dich am wenigſten. Wir glauben, daß wir ewig ſind, denn unſere Seele fühlt die Schönheit der Natur. Sie iſt ein Stükwerk, iſt die Göttliche, die Vollendete nicht, wenn jemals du in ihr vermißt wirſt. Sie verdient dein Herz nicht, wenn ſie erröthen muß vor deinen Hoffnungen.“

Hyperion an Bellarmin

So bedürfnißlos, ſo göttlichgenügſam hab' ich nichts gekannt.

Wie die Wooge des Oceans das Geſtade ſeeliger Inſeln, ſo umfluthete mein ruheloſes Herz den Frieden des himmliſchen Mädchens.

Ich hatt' ihr nichts zu geben, als ein Gemüth voll wilder Widerſprüche, voll blutender Erinnerungen, nichts hatt' ich ihr zu geben als meine gränzenloſe Liebe mit ihren tauſend Sorgen, ihren tauſend tobenden Hoffnungen; ſie aber ſtand vor mir in wandelloſer Schönheit, mühelos, in lächelnder Vollendung da, und alles Sehnen, alles Träumen der Sterblichkeit, ach! alles, was in goldnen Morgenſtunden von höhern Regionen der Genius weisſagt, es war alles in dieſer Einen ſtillen Seele erfüllt.

Man ſagt ſonſt, über den Sternen verhalle der Kampf, und künftig erſt, verſpricht man uns, wenn unſre Hefe

geſunken ſey, verwandle ſich in edeln Freudenwein das gährende Leben, die Herzensruhe der Seeligen ſucht man ſonſt auf dieſer Erde nirgends mehr. Ich weiß es anders. Ich bin den nähern Weg gekommen. Jch ſtand vor ihr, und hört' und ſah den Frieden des Himmels, und mitten im ſeufzenden Chaos erſchien mir Urania.

Wie oft hab' ich meine Klagen vor dieſem Bilde geſtillt! wie oft hat ſich das übermüthige Leben und der ſtrebende Geiſt beſänftigt, wenn ich, in ſeelige Betrachtungen verſunken, ihr ins Herz ſah, wie man in die Quelle ſiehet, wenn ſie ſtill erbebt von den Berührungen des Himmels, der in Silbertropfen auf ſie niederträufelt!

Sie war mein Lethe, dieſe Seele, mein heiliger Lethe, woraus ich die Vergeſſenheit des Daſeyns trank, daß ich vor ihr ſtand, wie ein Unſterblicher, und freudig mich ſchalt, und wie nach ſchweren Träumen lächeln mußte über alle Ketten, die mich gedrükt.

O ich wär' ein glüklicher, ein treflicher Menſch geworden mit ihr!

Mit ihr! aber das iſt mislungen, und nun irr' ich herum in dem, was vor und in mir iſt, und drüber hinaus, und weiß nicht, was ich machen ſoll aus mir und andern Dingen.

Meine Seele iſt, wie ein Fiſch, aus ihrem Elemente auf den Uferſand geworfen, und windet ſich und wirft ſich umher, bis ſie vertroknet in der Hize des Tags.

Ach! gäb' es nur noch etwas in der Welt für mich zu thun! gäb' es eine Arbeit, einen Krieg für mich, das ſollte mich erquiken!

Knäblein, die man von der Mutterbruſt geriſſen, und

in die Wüſte geworfen, hat einſt, ſo ſagt man, eine Wölfin geſäugt.

Mein Herz iſt nicht ſo glüklich.

Hyperion an Bellarmin

Ich kann nur hie und da ein Wörtchen von ihr ſprechen. Ich muß vergeſſen, was ſie ganz iſt, wenn ich von ihr ſprechen ſoll. Ich muß mich täuſchen, als hätte ſie vor alten Zeiten gelebt, als wüßt' ich durch Erzählung einiges von ihr, wenn ihr lebendig Bild mich nicht ergreiffen ſoll, daß ich vergehe im Entzüken und im Schmerz, wenn ich den Tod der Freude über ſie und den Tod der Trauer um ſie nicht ſterben ſoll.

Hyperion an Bellarmin

Es iſt umſonſt; ich kann's mir nicht verbergen. Wohin ich auch entfliehe mit meinen Gedanken, in die Himmel hinauf und in den Abgrund, zum Anfang und ans Ende der Zeiten, ſelbſt wenn ich ihm, der meine lezte Hoffnung war, der ſonſt noch jede Sorge in mir verzehrte, der alle Luſt und allen Schmerz des Lebens ſonſt mit der Feuerflamme, worinn er ſich offenbarte, in mir verſengte, ſelbſt wenn ich ihm mich in die Arme werfe, dem herrlichen geheimen Geiſte der Welt, in ſeine Tiefe mich tauche, wie in den bodenloſen Ocean hinab, auch da, auch da finden die ſüßen Schreken mich auf, die ſüßen verwirrenden tödtenden Schreken, daß Diotimas Grab mir nah iſt.

Hörſt du? hörſt du? Diotimas Grab!

Mein Herz war doch ſo ſtille geworden, und meine Liebe war begraben mit der Todten, die ich liebte.

Du weißt, mein Bellarmin! ich ſchrieb dir lange nicht von ihr, und da ich ſchrieb, ſo ſchrieb ich dir gelaſſen, wie ich meine.

Was iſts denn nun?

Ich gehe ans Ufer hinaus und ſehe nach Kalaurea, wo ſie ruhet, hinüber, das iſts.

O daß ja keiner den Kahn mir leihe, daß ja ſich keiner erbarme und mir ſein Ruder biete und mir hinüberhelfe zu ihr!

Daß ja das gute Meer nicht ruhig bleibe, damit ich nicht ein Holz mir zimmre und hinüberſchwimme zu ihr.

Aber in die tobende See will ich mich werfen, und ihre Wooge bitten, daß ſie an Diotimas Geſtade mich wirft! –

Lieber Bruder! ich tröſte mein Herz mit allerlei Phantaſien, ich reiche mir manchen Schlaftrank; und es wäre wohl größer, ſich zu befreien auf immer, als ſich zu behelfen mit Palliativen; aber wem geht's nicht ſo? Ich bin denn doch damit zufrieden.

Zufrieden? ach das wäre gut! da wäre ja geholfen, wo kein Gott nicht helfen kann.

Nun! nun! ich habe, was ich konnte, gethan! Ich fodre von dem Schikſaal meine Seele.

Hyperion an Bellarmin

War ſie nicht mein, ihr Schweſtern des Schikſaals, war ſie nicht mein? Die reinen Quellen fodr' ich auf zu Zeugen, und die unſchuldigen Bäume, die uns belauſchten, und das Tagslicht und den Aether! war ſie nicht mein? vereint mit mir in allen Tönen des Lebens?

Wo iſt das Weſen, das, wie meines, ſie erkannte? in welchem Spiegel ſammelten ſich, ſo wie in mir, die Stralen dieſes Lichts? erſchrak ſie freudig nicht vor ihrer eignen Herrlichkeit, da ſie zuerſt in meiner Freude ſich gewahr ward? Ach! wo iſt das Herz, das ſo, wie meines, überall ihr nah war, ſo, wie meines, ſie erfüllte und von ihr erfüllt war, das ſo einzig da war, ihres zu umfangen, wie die Wimper für das Auge da iſt.

Wir waren Eine Blume nur, und unſre Seelen lebten in einander, wie die Blume, wenn ſie liebt, und ihre zarten Freuden im verſchloſſnen Kelche verbirgt.

Und doch, doch wurde ſie, wie eine angemaßte Krone, von mir geriſſen und in den Staub gelegt?

Hyperion an Bellarmin

Eh' es eines von uns beeden wußte, gehörten wir uns an.

Wenn ich ſo, mit allen Huldigungen des Herzens, ſeelig überwunden, vor ihr ſtand, und ſchwieg, und all mein Leben ſich hingab in den Stralen des Augs, das ſie nur ſah, nur ſie umfaßte, und ſie dann wieder zärtlich zweifelnd mich betrachtete, und nicht wußte, wo ich war mit meinen Gedanken, wenn ich oft, begraben in Luſt und Schönheit, bei einem reizenden Geſchäfte ſie belauſchte, und um die leiſeſte Bewegung, wie die Biene um die ſchwanken Zweige, meine Seele ſchweift' und flog, und wenn ſie dann in friedlichen Gedanken gegen mich ſich wandt', und, überraſcht von meiner Freude, meine Freude ſich verbergen mußt', und bei der lieben Arbeit ihre Ruhe wieder ſucht' und fand –

Wenn ſie, wunderbar allwiſſend, jeden Wohlklang,

jeden Mislaut in der Tiefe meines Wesens, im Momente, da er begann, noch eh' ich selbst ihn wahrnahm, mir enthüllte, wenn sie jeden Schatten eines Wölkchens auf der Stirne, jeden Schatten einer Wehmuth, eines Stolzes auf der Lippe, jeden Funken mir im Auge sah, wenn sie die Ebb' und Fluth des Herzens mir behorcht' und sorgsam trübe Stunden ahnete, indeß mein Geist zu unenthaltsam, zu verschwenderisch im üppigen Gespräche sich verzehrte, wenn das liebe Wesen, treuer wie ein Spiegel, jeden Wechsel meiner Wange mir verrieth, und oft in freundlichen Bekümmernissen über mein unstet Wesen mich ermahnt, und strafte, wie ein theures Kind –

Ach! da du einst, Unschuldige, an den Fingern die Treppen zähltest, von unsrem Berge herab zu deinem Hause, da du deine Spaziergänge mir wiesest, die Pläze, wo du sonst gesessen, und mir erzähltest, wie die Zeit dir da vergangen, und mir am Ende sagtest, es sey dir jezt, als wär' ich auch von jeher dagewesen –

Gehörten wir da nicht längst uns an?

Hyperion an Bellarmin

Ich baue meinem Herzen ein Grab, damit es ruhen möge; ich spinne mich ein, weil überall es Winter ist; in seeligen Erinnerungen hüll' ich vor dem Sturme mich ein.

Wir saßen einst mit Notara – so hieß der Freund, bei dem ich lebte – und einigen andern, die auch, wie wir, zu den Sonderlingen in Kalaurea gehörten, in Diotimas Garten, unter blühenden Mandelbäumen, und sprachen unter andrem über die Freundschaft.

Ich hatte wenig mitgeſprochen, ich hütete mich ſeit einiger Zeit, viel Worte zu machen von Dingen, die das Herz zunächst angehn, meine Diotima hatte mich ſo einſylbig gemacht –

„Da Harmodius und Ariſtogiton lebten," rief endlich einer, „da war noch Freundſchaft in der Welt." Das freute mich zu ſehr, als daß ich hätte ſchweigen mögen.

„Man ſollte dir eine Krone flechten um dieſes Wortes willen!" rief ich ihm zu; „haſt du denn wirklich eine Ahnung davon, haſt du ein Gleichniß für die Freundſchaft des Ariſtogiton und Harmodius? Verzeih mir! Aber beim Aether! man muß Ariſtogiton ſeyn, um nachzufühlen, wie Ariſtogiton liebte, und die Blize durfte wohl der Mann nicht fürchten, der geliebt ſeyn wollte mit Harmodius Liebe, denn es täuſcht mich alles, wenn der furchtbare Jüngling nicht mit Minos Strenge liebte. Wenige ſind in ſolcher Probe beſtanden, und es iſt nicht leichter, eines Halbgotts Freund zu ſeyn, als an der Götter Tiſche, wie Tantalus, zu ſizen. Aber es iſt auch nichts herrlicheres auf Erden, als wenn ein ſtolzes Paar, wie dieſe, ſo ſich unterthan iſt.

Das iſt auch meine Hoffnung, meine Luſt in einſamen Stunden, daß ſolche große Töne und größere einſt wiederkehren müſſen in der Symphonie des Weltlaufs. Die Liebe gebahr Jahrtauſende voll lebendiger Menſchen; die Freundſchaft wird ſie wiedergebähren. Von Kinderharmonie ſind einſt die Völker ausgegangen, die Harmonie der Geiſter wird der Anfang einer neuen Weltgeſchichte ſeyn. Von Pflanzenglük begannen die Menſchen und wuchſen auf, und wuchſen, bis ſie reiften; von nun an gährten ſie unaufhörlich fort, von in-

nen und außen, bis jezt das Menſchengeſchlecht, unendlich aufgelöſt, wie ein Chaos daliegt, daß alle, die noch fühlen und ſehen, Schwindel ergreift; aber die Schönheit flüchtet aus dem Leben der Menſchen ſich herauf in den Geiſt; Ideal wird, was Natur war, und wenn von unten gleich der Baum verdorrt iſt und verwittert, ein friſcher Gipfel iſt noch hervorgegangen aus ihm, und grünt im Sonnenglanze, wie einſt der Stamm in den Tagen der Jugend; Ideal iſt, was Natur war. Daran, an dieſem Ideale, dieſer verjüngten Gottheit, erkennen die Wenigen ſich und Eins ſind ſie, denn es iſt Eines in ihnen, und von dieſen, dieſen beginnt das zweite Lebensalter der Welt – ich habe genug geſagt, um klar zu machen, was ich denke.“

Da hätteſt du Diotima ſehen ſollen, wie ſie aufſprang und die beeden Hände mir reichte und rief: „Ich hab' es verſtanden, Lieber, ganz verſtanden, ſo viel es ſagt.“

Die Liebe gebahr die Welt, die Freundſchaft wird ſie wieder gebähren.

O dann, ihr künftigen, ihr neuen Dioskuren, dann weilt ein wenig, wenn ihr vorüberkömmt, da, wo Hyperion ſchläft, weilt ahnend über des vergeſſnen Mannes Aſche, und ſprecht: „Er wäre, wie unſer einer, wär' er jezt da.“

Das hab' ich gehört, mein Bellarmin! das hab' ich erfahren, und gehe nicht willig in den Tod.

Ja, ja! ich bin vorausbezahlt, ich habe gelebt. Mehr Freude konnt' ein Gott vertragen, aber ich nicht.

Frägſt du, wie mir geweſen ſey um dieſe Zeit? Wie einem, der alles verloren hat, um alles zu gewinnen.

Oft kam ich freilich von Diotimas Bäumen, wie ein Siegestrunkner, oft mußt' ich eilends weg von ihr, um keinen meiner Gedanken zu verrathen; ſo tobte die Freude in mir, und der Stolz, der allbegeiſternde Glaube, von Diotima geliebt zu ſeyn.

Dann ſucht' ich die höchſten Berge mir auf und ihre Lüfte, und wie ein Adler, dem der blutende Fittig geheilt iſt, regte mein Geiſt ſich im Freien, und dehnt', als wäre ſie ſein, über die ſichtbare Welt ſich aus; wunderbar! es war mir oft, als läuterten ſich und ſchmelzten die Dinge der Erde, wie Gold, in meinem Feuer zuſammen, und ein Göttliches würde aus ihnen und mir, ſo tobte in mir die Freude; und wie ich die Kinder aufhub und an mein ſchlagendes Herz ſie drükte, wie ich die Pflanzen grüßte und die Bäume! Einen Zauber hätt' ich mir wünſchen mögen, die ſcheuen Hirſche und all' die wilden Vögel des Walds, wie ein häuslich Völkchen, um meine freigebigen Hände zu verſammeln, ſo ſeelig thörigt liebt' ich alles.

Aber nicht lange, ſo war das alles, wie ein Licht, in mir erloſchen, und ſtumm und traurig, wie ein Schatte, ſaß ich da und ſuchte das entſchwundne Leben. Klagen mocht' ich nicht und tröſten mocht' ich mich auch nicht. Die Hoffnung warf ich weg, wie ein Lahmer, dem die Krüke verlaidet iſt; des Weinens ſchämt' ich mich; ich ſchämte mich des Daſeyns überhaupt. Aber endlich brach denn doch der Stolz in Thränen aus, und das Leiden, das ich gerne verläugnet hätte, wurde mir

lieb, und ich legt' es, wie ein Kind, mir an die Bruſt.

Nein, rief mein Herz, nein, meine Diotima! es ſchmerzt nicht. Bewahre du dir deinen Frieden und laß mich meinen Gang gehn. Laß dich in deiner Ruhe nicht ſtören, holder Stern! wenn unter dir es gährt und trüb iſt.

O laß dir deine Roſe nicht blaichen, ſeelige Götterjugend! Laß in den Kümmerniſſen der Erde deine Schöne nicht altern. Das iſt ja meine Freude, ſüſſes Leben! daß du in dir den ſorgenfreien Himmel trägſt. Du ſollſt nicht dürftig werden, nein, nein! du ſollſt in dir die Armuth der Liebe nicht ſehn.

Und wenn ich dann wieder zu ihr hinabgieng – ich hätte das Lüftchen fragen mögen und dem Zuge der Wolken es anſehn, wie es mit mir ſeyn werde in einer Stunde! und wie es mich freute, wenn irgend ein freundlich Geſicht mir auf dem Wege begegnete, und nur nicht gar zu troken ſein „ſchönen Tag!“ mir zurief.

Wenn ein kleines Mädchen aus dem Walde kam und einen Erdbeerſtraus mir zum Verkauffe reichte, mit einer Miene, als wollte ſie ihn ſchenken, oder wenn ein Bauer, wo ich vorübergieng, auf ſeinem Kirſchbaum ſaß und pflükte, und aus den Zweigen herab mir rief, ob ich nicht eine Handvoll koſten möchte; das waren gute Zeichen für das abergläubiſche Herz!

Stand vollends gegen den Weg her, wo ich herabkam, von Diotimas Fenſtern eines offen, wie konnte das ſo wohlthun!

Sie hatte vieleicht nicht lange zuvor herausgeſehn.

Und nun ſtand ich vor ihr, athemlos und wankend,

und drükte die verſchlungnen Arme gegen mein Herz, ſein Zittern nicht zu fühlen, und, wie der Schwimmer aus reiſſenden Waſſern hervor, rang und ſtrebte mein Geiſt, nicht unterzugehn in der unendlichen Liebe.

„Wovon ſprechen wir doch geſchwind?“ konnt' ich rufen; „man hat oft ſeine Mühe, man kann den Stoff nicht finden, die Gedanken daran veſtzuhalten.“

„Reißen ſie wieder aus in die Luft?“ erwiederte meine Diotima. Du muſt ihnen Blei an die Flügel binden, oder ich will ſie an einen Faden knüpfen, wie der Knabe den fliegenden Drachen, daß ſie uns nicht entgehn.“

Das liebe Mädchen ſuchte ſich und mir durch einen Scherz zu helfen, aber es war wenig damit gethan.

„Ja! ja!“ rief ich, „wie du willſt, wie du es für gut hältſt – ſoll ich vorleſen? Deine Laute iſt wohl noch geſtimmt von geſtern – vorzuleſen hab' ich auch gerade nichts –“

„Du haſt ſchon mehr, als einmal,“ ſagte ſie, „verſprochen, mir zu erzählen, wie du gelebt haſt, ehe wir uns kannten, möchteſt du jezt nicht?“

„Das iſt wahr,“ erwiedert' ich; mein Herz warf ſich gerne auf das, und ich erzählt' ihr nun, wie dir, von Adamas und meinen einſamen Tagen in Smyrna, von Alabanda und wie ich getrennt wurde von ihm, und von der unbegreiflichen Krankheit meines Weſens, eh' ich nach Kalaurea herüberkam – „Nun weißt du alles,“ ſagt' ich zu ihr gelaſſen, da ich zu Ende war, „nun wirſt du weniger dich an mir ſtoßen; nun wirſt du ſagen,“ ſezt' ich lächelnd hinzu, „ſpottet dieſes Vulkans nicht, wenn er hinkt, denn ihn haben zweimal die Götter vom Himmel auf die Erde geworfen.“

„Stille,“ rief ſie mit erſtikter Stimme, und verbarg ihre Thränen ins Tuch, „o ſtille, und ſcherze über dein Schikſaal, über dein Herz nicht! denn ich verſteh' es, und beſſer, als du.

„Lieber – lieber Hyperion! Dir iſt wohl ſchwer zu helfen.

„Weiſt du denn,“ fuhr ſie mit erhöhter Stimme fort, „weiſt du denn, woran du darbeſt, was dir einzig fehlt, was du, wie Alpheus ſeine Arethuſa, ſuchſt, um was du trauerteſt in aller deiner Trauer? Es iſt nicht erſt ſeit Jahren hingeſchieden, man kann ſo genau nicht ſagen, wann es da war, wann es weggieng, aber es war, es iſt, in dir iſts! Es iſt eine beſſere Zeit, die ſuchſt du, eine ſchönere Welt. Nur dieſe Welt umarmteſt du in deinen Freunden, du warſt mit ihnen dieſe Welt.

„In Adamas war ſie dir aufgegangen; ſie war auch hingegangen mit ihm. In Alabanda erſchien dir ihr Licht zum zweitenmale, aber brennender und heißer, und darum war es auch, wie Mitternacht, vor deiner Seele, da er für dich dahin war.

„Sieheſt du nun auch, warum der kleinſte Zweifel über Alabanda zur Verzweiflung werden mußt' in dir? warum du ihn verſtießeſt, weil er nur nicht gar ein Gott war?

„Du wollteſt keine Menſchen, glaube mir, du wollteſt eine Welt. Den Verluſt von allen goldenen Jahrhunderten, ſo wie du ſie, zuſammengedrängt in Einen glüklichen Moment, empfandeſt, den Geiſt von allen Geiſtern beſſrer Zeit, die Kraft von allen Kräften der Heroën, die ſollte dir ein Einzelner, ein Menſch erſezen! – Sieheſt du nun, wie arm, wie reich du biſt?

warum du ſo ſtolz ſeyn mußt und auch ſo niedergeſchlagen? warum ſo ſchröklich Freude und Laid dir wechſelt?

„Darum, weil du alles haſt und nichts, weil das Phantom der goldenen Tage, die da kommen ſollen, dein gehört, und doch nicht da iſt, weil du ein Bürger biſt in den Regionen der Gerechtigkeit und Schönheit, ein Gott biſt unter Göttern in den ſchönen Träumen, die am Tage dich beſchleichen, und wenn du aufwachſt, auf neugriechiſchem Boden ſtehſt.

„Zweimal, ſagteſt du? o du wirſt in Einem Tage ſiebzigmal vom Himmel auf die Erde geworfen. Soll ich dir es ſagen? Ich fürchte für dich, du hältſt das Schikſaal dieſer Zeiten ſchwerlich aus. Du wirſt noch mancherlei verſuchen, wirſt –

„O Gott! und deine lezte Zufluchtsſtätte wird ein Grab ſeyn.“

„Nein, Diotima,“ rief ich, „nein, beim Himmel, nein! Solange noch Eine Melodie mir tönt, ſo ſcheu’ ich nicht die Todtenſtille der Wildniß unter den Sternen; ſolange die Sonne nur ſcheint und Diotima, ſo giebt es keine Nacht für mich.

„Laß allen Tugenden die Sterbegloke läuten; ich höre ja dich, dich, deines Herzens Lied, du Liebe! und finde unſterblich Leben, indeſſen alles verliſcht und welkt.“

„O Hyperion,“ rief ſie, „wie ſprichſt du?“

„Ich ſpreche, wie ich muß. Ich kann nicht, kann nicht länger all’ die Seeligkeit und Furcht und Sorge bergen – Diotima! – Ja du weißt es, mußt es wiſſen, haſt längſt es geſehen, daß ich untergehe, wenn du nicht die Hand mir reichſt.“

Sie war betroffen, verwirrt.

„Und an mir," rief ſie, „an mir will ſich Hyperion halten? ja, ich wünſch' es, jezt zum erſtenmale wünſch' ich, mehr zu ſeyn, denn nur ein ſterblich Mädchen. Aber ich bin dir, was ich ſeyn kann."

„O ſo biſt du ja mir Alles!" rief ich.

„Alles? böſer Heuchler! und die Menſchheit, die du doch am Ende einzig liebſt?"

„Die Menſchheit?" ſagt' ich; „ich wollte, die Menſchheit machte Diotima zum Looſungswort und mahlt' in ihre Paniere dein Bild, und ſpräche: heute ſoll das Göttliche ſiegen! Engel des Himmels! das müßt' ein Tag ſeyn!"

„Geh," rief ſie, „geh, und zeige dem Himmel deine Verklärung! mir darf ſie nicht ſo nahe ſeyn.

„Nicht wahr, du geheſt, lieber Hyperion?"

Ich gehorchte. Wer hätte da nicht gehorcht? Ich gieng. So war ich noch niemals von ihr gegangen. O Bellarmin! das war Freude, Stille des Lebens, Götterruhe, himmliſche, wunderbare, unverkennbare Freude.

Worte ſind hier umſonſt, und wer nach einem Gleichniß von ihr fragt, der hat ſie nie erfahren. Das Einzige, was eine ſolche Freude auszudrüken vermochte, war Diotimas Geſang, wenn er, in goldner Mitte, zwiſchen Höhe und Tiefe ſchwebte.

O ihr Uferweiden des Lethe! ihr abendröthlichen Pfade in Elyſiums Wäldern! ihr Lilien an den Bächen des Thals! ihr Roſenkränze des Hügels! Ich glaub' an euch, in dieſer freundlichen Stunde, und ſpreche zu meinem Herzen: dort findeſt du ſie wieder, und alle Freude, die du verlorſt.

Ich will dir immer mehr von meiner Seeligkeit erzählen.

Ich will die Bruſt an den Freuden der Vergangenheit verſuchen, bis ſie, wie Stahl, wird, ich will mich üben an ihnen, bis ich unüberwindlich bin.

Ha! fallen ſie doch, wie ein Schwerdtſchlag, oft mir auf die Seele, aber ich ſpiele mit dem Schwerdte, bis ich es gewohnt bin, ich halte die Hand ins Feuer, bis ich es ertrage, wie Waſſer.

Ich will nicht zagen; ja! ich will ſtark ſeyn! ich will mir nichts verhehlen, will von allen Seeligkeiten mir die ſeeligſte aus dem Grabe beſchwören.

Es iſt unglaublich, daß der Menſch ſich vor dem Schönſten fürchten ſoll; aber es iſt ſo.

O bin ich doch hundertmal vor dieſen Augenbliken, dieſer tödtenden Wonne meiner Erinnerungen geflohen und habe mein Auge hinweggewandt, wie ein Kind vor Blizen! und dennoch wächſt im üppigen Garten der Welt nichts lieblichers, wie meine Freuden, dennoch gedeiht im Himmel und auf Erden nichts edleres, wie meine Freuden.

Aber nur dir, mein Bellarmin, nur einer reinen freien Seele, wie deine iſt, erzähl' ich's. So freigebig, wie die Sonne mit ihren Strahlen, will ich nicht ſeyn; meine Perlen will ich vor die alberne Menge nicht werfen.

Ich kannte, ſeit dem lezten Seelengeſpräche, mit jedem Tage mich weniger. Ich fühlt', es war ein heilig Geheimniß zwiſchen mir und Diotima.

Ich ſtaunte, träumte. Als wär' um Mitternacht ein

ſeeliger Geiſt mir erſchienen und hätte mich erkoren, mit ihm umzugehn, ſo war es mir in der Seele.

O es iſt ein ſeltſames Gemiſche von Seeligkeit und Schwermuth, wenn es ſo ſich offenbart, daß wir auf immer heraus ſind aus dem gewöhnlichen Daſeyn.

Es war mir ſeitdem nimmer gelungen, Diotima allein zu ſehn. Immer mußt' ein Dritter uns ſtören, trennen, und die Welt lag zwiſchen ihr und mir, wie eine unendliche Leere. Sechs todesbange Tage giengen ſo vorüber, ohne daß ich etwas wußte von Diotima. Es war, als lähmten die andern, die um uns waren, mir die Sinne, als tödteten ſie mein ganzes äußeres Leben, damit auf keinem Wege die verſchloſſene Seele ſich hinüber helfen möchte zu ihr.

Wollt' ich mit dem Auge ſie ſuchen, ſo wurd' es Nacht vor mir, wollt' ich mich mit einem Wörtchen an ſie wenden, ſo erſtikt' es in der Kehle.

Ach! mir wollte das heilige namenloſe Verlangen oft die Bruſt zerreißen, und die mächtige Liebe zürnt' oft, wie ein gefangener Titan, in mir. So tief, ſo innigſt unverſöhnlich hatte mein Geiſt noch nie ſich gegen die Ketten geſträubt, die das Schikſaal ihm ſchmiedet, gegen das eiſerne unerbitterliche Geſez, geſchieden zu ſeyn, nicht Eine Seele zu ſeyn mit ſeiner liebenswürdigen Hälfte.

Die ſternenhelle Nacht war nun mein Element geworden. Dann, wann es ſtille war, wie in den Tiefen der Erde, wo geheimnißvoll das Gold wächſt, dann hob das ſchönere Leben meiner Liebe ſich an.

Da übte das Herz ſein Recht, zu dichten, aus. Da ſagt' es mir, wie Hyperions Geiſt im Vorelyſium mit

ſeiner holden Diotima geſpielt, eh' er herabgekommen zur Erde, in göttlicher Kindheit bei dem Wohlgetöne des Quells, und unter Zweigen, wie wir die Zweige der Erde ſehn, wenn ſie verſchönert aus dem güldenen Strome blinken.

Und, wie die Vergangenheit, öffnete ſich die Pforte der Zukunft in mir.

Da flogen wir, Diotima und ich, da wanderten wir, wie Schwalben, von einem Frühling der Welt zum andern, durch der Sonne weites Gebiet und drüber hinaus, zu den andern Inſeln des Himmels, an des Sirius goldne Küſten, in die Geiſterthale des Arcturs –

O es iſt doch wohl wünſchenswerth, ſo aus Einem Kelche mit der Geliebten die Wonne der Welt zu trinken!

Berauſcht vom ſeeligen Wiegenliede, das ich mir ſang, ſchlief ich ein, mitten unter den herrlichen Phantomen.

Wie aber am Strahle des Morgenlichts das Leben der Erde ſich wieder entzündete, ſah ich empor und ſuchte die Träume der Nacht. Sie waren, wie die ſchönen Sterne, verſchwunden, und nur die Wonne der Wehmuth zeugt' in meiner Seele von ihnen.

Ich trauerte; aber ich glaube, daß man unter den Seeligen auch ſo trauert. Sie war die Botin der Freude, dieſe Trauer, ſie war die grauende Dämmerung, woran die unzähligen Roſen des Morgenroths ſproſſen. –

Der glühende Sommertag hatte jezt alles in die dunkeln Schatten geſcheucht. Auch um Diotimas Haus war alles ſtill und leer, und die neidiſchen Vorhänge ſtanden mir an allen Fenſtern im Wege.

Ich lebt' in Gedanken an ſie. Wo biſt du, dacht' ich,

wo findet mein einſamer Geiſt dich, ſüßes Mädchen? Sieheſt du vor dich hin und ſinneſt? Haſt du die Arbeit auf die Seite gelegt und ſtüzeſt den Arm aufs Knie und auf das Händchen das Haupt und giebſt den lieblichen Gedanken dich hin?

Daß ja nichts meine Friedliche ſtöre, wenn ſie mit ſüßen Phantaſien ihr Herz erfriſcht, daß ja nichts dieſe Traube betaſte und den erquikenden Thau von den zarten Beeren ihr ſtreife!

So träumt' ich. Aber indeß die Gedanken zwiſchen den Wänden des Hauſes nach ihr ſpähten, ſuchten die Füße ſie anderswo, und eh' ich es gewahr ward, gieng ich unter den Bogengängen des heiligen Walds, hinter Diotimas Garten, wo ich ſie zum erſtenmale hatte geſehn. Was war das? Ich war ja indeſſen ſo oft mit dieſen Bäumen umgegangen, war vertrauter mit ihnen, ruhiger unter ihnen geworden; jezt ergriff mich eine Gewalt, als trät' ich in Dianens Schatten, um zu ſterben vor der gegenwärtigen Gottheit.

Indeſſen gieng ich weiter. Mit jedem Schritte wurd' es wunderbarer in mir. Ich hätte fliegen mögen, ſo trieb mein Herz mich vorwärts; aber es war, als hätt' ich Blei an den Sohlen. Die Seele war vorausgeeilt, und hatte die irrdiſchen Glieder verlaſſen. Ich hörte nicht mehr und vor dem Auge dämmerten und ſchwankten alle Geſtalten. Der Geiſt war ſchon bei Diotima; im Morgenlichte ſpielte der Gipfel des Baums, indeß die untern Zweige noch die kalte Dämmerung fühlten.

„Ach! mein Hyperion!“ rief jezt mir eine Stimme entgegen; ich ſtürzt' hinzu; „Meine Diotima! o meine

Diotima!“ weiter hatt’ ich kein Wort und keinen Othem, kein Bewußtſeyn.

Schwinde, ſchwinde, ſterbliches Leben, dürftig Geſchäft, wo der einſame Geiſt die Pfennige, die er geſammelt, hin und her betrachtet und zählt! wir ſind zur Freude der Gottheit alle berufen!

Es iſt hier eine Lüke in meinen Daſeyn. Ich ſtarb, und wie ich erwachte, lag ich am Herzen des himmliſchen Mädchens.

O Leben der Liebe! wie warſt du an ihr aufgegangen in voller holdſeeliger Blüthe! wie in leichten Schlummer geſungen von ſeeligen Genien, lag das reizende Köpfchen mir auf der Schulter, lächelte ſüßen Frieden, und ſchlug ſein ätheriſch Auge nach mir auf in fröhlichem unerfahrenem Staunen, als blikt’ es eben jezt zum erſtenmale in die Welt.

Lange ſtanden wir ſo in holder ſelbſtvergeſſener Betrachtung, und keines wußte, wie ihm geſchah, bis endlich der Freude zuviel in mir ſich häufte und in Thränen und Lauten des Entzükens auch meine verlorne Sprache wieder begann, und meine ſtille Begeiſterte vollends wieder ins Daſeyn wekte.

Endlich ſahn wir uns auch wieder um.

„O meine alten freundlichen Bäume!“ rief Diotima, als hätte ſie ſie in langer Zeit nicht geſehn, und das Andenken an ihre vorigen einſamen Tage ſpielt’ um ihre Freuden, lieblich, wie die Schatten um den jungfräulichen Schnee, wenn er erröthet und glüht in freudigem Abendglanze.

„Engel des Himmels!“ rief ich, „wer kann dich faſſen? wer kann ſagen, er habe ganz dich begriffen?“

„Wunderſt du dich," erwiederte ſie, „daß ich ſo ſehr dir gut bin? Lieber! ſtolzer Beſcheidner! Bin ich denn auch von denen, die nicht glauben können an dich, hab' ich denn nicht dich ergründet, hab' ich den Genius nicht in ſeinen Wolken erkannt? Verhülle dich nur und ſiehe dich ſelbſt nicht; ich will dich hervorbeſchwören, ich will –

„Aber er iſt ja da, er iſt hervorgegangen, wie ein Stern; er hat die Hülſe durchbrochen und ſteht, wie ein Frühling, da; wie ein Kriſtallquell aus der düſtern Grotte, iſt er hervorgegangen; das iſt der finſtre Hyperion nicht, das iſt die wilde Trauer nicht mehr – o mein, mein herrlicher Junge!"

Das alles war mir, wie ein Traum. Konnt' ich glauben an diß Wunder der Liebe? konnt' ich? mich hätte die Freude getödtet.

„Göttliche!" rief ich, „ſprichſt du mit mir? kannſt du ſo dich verläugnen, ſeelige Selbſtgenügſame! kannſt du ſo dich freuen an mir? O ich ſeh' es nun, ich weiß nun, was ich oft geahnet, der Menſch iſt ein Gewand, das oft ein Gott ſich umwirft, ein Kelch, in den der Himmel ſeinen Nektar gießt, um ſeinen Kindern vom Beſten zu koſten zu geben." –

„Ja, ja!" fiel ſie ſchwärmeriſch lächelnd mir ein, „dein Namensbruder, der herrliche Hyperion des Himmels, iſt in dir."

„Laß mich," rief ich, „laß mich dein ſeyn, laß mich mein vergeſſen, laß alles Leben in mir und allen Geiſt nur dir zufliegen; nur dir, in ſeeliger endeloſer Betrachtung! O Diotima! ſo ſtand ich ſonſt auch vor dem dämmernden Götterbilde, das meine Liebe ſich ſchuff,

vor dem Idole meiner einſamen Träume; ich nährt' es traulich; mit meinem Leben belebt' ich es, mit den Hoffnungen meines Herzens erfriſcht', erwärmt' ich es, aber es gab mir nichts, als was ich gegeben, und wenn ich verarmt war, ließ es mich arm, und nun! nun hab' ich im Arme dich, und fühle den Othem deiner Bruſt, und fühle dein Aug' in meinem Auge, die ſchöne Gegenwart rinnt mir in alle Sinnen herein, und ich halt' es aus, ich habe das Herrlichſte ſo und bebe nicht mehr – ja! ich bin wirklich nicht, der ich ſonſt war, Diotima! ich bin deinesgleichen geworden, und Göttliches ſpielt mit Göttlichem jezt, wie Kinder unter ſich ſpielen.« –

„Aber etwas ſtiller mußt du mir werden," ſagte ſie.

„Du haſt auch recht, du Liebenswürdige!" rief ich freudig, „ſonſt erſcheinen mir ja die Grazien nicht; ſonſt ſeh' ich ja im Meere der Schönheit ſeine leiſen lieblichen Bewegungen nicht. O ich will es noch lernen, nichts an dir zu überſehen. Gieb mir nur Zeit!"

„Schmeichler!" rief ſie, „aber für heute ſind wir zu Ende, lieber Schmeichler! die goldne Abendwolke hat mich gemahnt. O traure nicht! Erhalte dir und mir die reine Freude! Laß ſie nachtönen in dir, bis morgen, und tödte ſie nicht durch Mismuth! – die Blumen des Herzens wollen freundliche Pflege. Ihre Wurzel iſt überall, aber ſie ſelbſt gedeihn in heitrer Witterung nur. Leb wohl, Hyperion!"

Sie machte ſich los. Mein ganzes Weſen flammt' in mir auf, wie ſie ſo vor mir hinwegſchwand in ihrer glühenden Schönheit.

„O du! –“ rief ich und ſtürzt’ ihr nach, und gab meine Seele in ihre Hand in unendlichen Küſſen.

„Gott!“ rief ſie, „wie wird das künftig werden!“

Das traf mich. „Verzeih, Himmliſche!“ ſagt’ ich, „ich gehe. Gute Nacht, Diotima! denke noch mein ein wenig!“

„Das will ich,“ rief ſie, „gute Nacht!“

Und nun kein Wort mehr, Bellarmin! Es wäre zu viel für mein geduldiges Herz. Ich bin erſchüttert, wie ich fühle. Aber ich will hinausgehn unter die Pflanzen und Bäume, und unter ſie hin mich legen und beten, daß die Natur zu ſolcher Ruhe mich bringe.

Hyperion an Bellarmin

Unſere Seelen lebten nun immer freier und ſchöner zuſammen, und alles in und um uns vereinigte ſich zu goldenem Frieden. Es ſchien, als wäre die alte Welt geſtorben und eine neue begönne mit uns, ſo geiſtig und kräftig und liebend und leicht war alles geworden, und wir und alle Weſen ſchwebten, ſeelig vereint, wie ein Chor von tauſend unzertrennlichen Tönen, durch den unendlichen Aether.

Unſre Geſpräche gleiteten weg, wie ein himmelblau Gewäſſer, woraus der Goldſand hin und wieder blinkt, und unſre Stille war, wie die Stille der Berggipfel, wo in herrlich einſamer Höhe, hoch über dem Raume der Gewitter, nur die göttliche Luft noch in den Loken des kühnen Wanderers rauſcht.

Und die wunderbare heilige Trauer, wann die Stunde der Trennung in unſre Begeiſterung tönte, wenn ich oft rief: „Nun ſind wir wieder ſterblich, Diotima!“

und ſie mir ſagte: „Sterblichkeit iſt Schein, iſt, wie die Farben, die vor unſrem Auge zittern, wenn es lange in die Sonne ſieht!“

Ach! und alle die holdſeeligen Spiele der Liebe! die Schmeichelreden, die Beſorgniſſe, die Empfindlichkeiten, die Strenge und Nachſicht.

Und die Allwiſſenheit, womit wir uns durchſchauten, und der unendliche Glaube, womit wir uns verherrlichten!

Ja! eine Sonne iſt der Menſch, allſehend, allverklärend, wenn er liebt, und liebt er nicht, ſo iſt er eine dunkle Wohnung, wo ein rauchend Lämpchen brennt.

Ich ſollte ſchweigen, ſollte vergeſſen und ſchweigen.

Aber die reizende Flamme verſucht mich, bis ich mich ganz in ſie ſtürze, und, wie die Fliege, vergehe.

Mitten in all dem ſeeligen unverhaltnen Geben und Nehmen fühlt' ich einmal, daß Diotima ſtiller wurde und immer ſtiller.

Ich fragt' und flehte; aber das ſchien nur mehr ſie zu entfernen, endlich flehte ſie, ich möchte nicht mehr fragen, möchte gehn, und wenn ich wiederkäme, von etwas anderm ſprechen. Das gab auch mir ein ſchmerzliches Verſtummen, worein ich ſelbſt mich nicht zu finden wußte.

Mir war, als hätt' ein unbegreiflich plözlich Schikſaal unſrer Liebe den Tod geſchworen, und alles Leben war hin außer mir und allem.

Ich ſchämte mich freilich deß; ich wußte gewiß, das Ungefähr beherrſche Diotimas Herz nicht. Aber wunderbar blieb ſie mir immer, und mein verwöhnter untröſtlicher Sinn wollt' immer offenbare gegenwärtige

Liebe; verſchloſſne Schäze waren verlorene Schäze für ihn. Ach! ich hatt' im Glüke die Hoffnung verlernt, ich war noch damals, wie die ungeduldigen Kinder, die um den Apfel am Baume weinen, als wär' er gar nicht da, wenn er ihnen den Mund nicht küßt. Ich hatte keine Ruhe, ich flehte wieder, mit Ungeſtümm und Demuth, zärtlich und zürnend, mit ihrer ganzen allmächtigen, beſcheidnen Beredſamkeit rüſtete die Liebe mich aus und nun — o meine Diotima! nun hatt' ich es, das reizende Bekenntniß, nun hab' ich und halt' es, bis auch mich, mit allem, was an mir iſt, in die alte Heimath, in den Schoos der Natur, die Wooge der Liebe zurükbringt.

Die Unſchuldige! noch kannte ſie die mächtige Fülle ihres Herzens nicht, und lieblich erſchroken vor dem Reichtum in ihr, begrub ſie ihn in die Tiefe der Bruſt — und wie ſie nun bekannte, heilige Einfalt, wie ſie mit Thränen bekannte, ſie liebe zu ſehr, und wie ſie Abſchied nahm von allem, was ſie ſonſt am Herzen gewiegt, o wie ſie rief: „Abtrünnig bin ich geworden von Mai und Sommer und Herbſt, und achte des Tages und der Nacht nicht, wie ſonſt, gehöre dem Himmel und der Erde nicht mehr, gehöre nur Einem, Einem, aber die Blüthe des Mai's und die Flamme des Sommers und die Reife des Herbſts, die Klarheit des Tags und der Ernſt der Nacht, und Erd' und Himmel iſt mir in dieſem Einen vereint! ſo lieb ich! —" und wie ſie nun in voller Herzensluſt mich betrachtete, wie ſie, in kühner heiliger Freude, in ihre ſchönen Arme mich nahm und die Stirne mir küßte und den Mund, ha! wie das göttliche Haupt, ſterbend in Wonne, mir am offnen Halſe herabſank,

und die ſüßen Lippen an der ſchlagenden Bruſt mir ruhten und der liebliche Othem an die Seele mir gieng — o Bellarmin! die Sinne vergehn mir und der Geiſt entflieht.

Ich ſeh', ich ſehe, wie das enden muß. Das Steuer iſt in die Wooge gefallen und das Schiff wird, wie an den Füßen ein Kind, ergriffen und an die Felſen geſchleudert.

Hyperion an Bellarmin

Es giebt große Stunden im Leben. Wir ſchauen an ihnen hinauf, wie an den koloſſaliſchen Geſtalten der Zukunft und des Altertums, wir kämpfen einen herrlichen Kampf mit ihnen, und beſtehn wir vor ihnen, ſo werden ſie, wie Schweſtern, und verlaſſen uns nicht.

Wir ſaßen einſt zuſammen auf unſrem Berge, auf einem Steine der alten Stadt dieſer Inſel, und ſprachen davon, wie hier der Löwe Demoſthenes ſein Ende gefunden, wie er hier mit heiligem ſelbſterwähltem Tode aus den Macedoniſchen Ketten und Dolchen ſich zur Freiheit geholfen — „Der herrliche Geiſt gieng ſcherzend aus der Welt," rief einer. „Warum nicht?" ſagt' ich; „er hatte nichts mehr hier zu ſuchen; Athen war Alexanders Dirne geworden, und die Welt, wie ein Hirſch, von dem großen Jäger zu Tode gehezt."

„O Athen!" rief Diotima; „ich habe machmal getrauert, wenn ich da hinaus ſah, und aus der blauen Dämmerung mir das Phantom des Olympion aufſtieg!"

„Wie weit iſts hinüber?" fragt' ich.

„Eine Tagreiſe vielleicht," erwiederte Diotima.

„Eine Tagereiſe,“ rief ich, „und ich war noch nicht drüben? Wir müſſen gleich hinüber zuſammen.“

„Recht ſo!“ rief Diotima; „wir haben morgen heitere See, und alles ſteht jezt noch in ſeiner Grüne und Reife.“

Man braucht die ewige Sonne und das Leben der unſterblichen Erde zu ſolcher Wallfahrt.

„Alſo morgen!“ ſagt' ich, und unſre Freunde ſtimmten mit ein.

Wir fuhren früh, unter dem Geſange des Hahns, aus der Rhede. In friſcher Klarheit glänzten wir und die Welt. Goldne ſtille Jugend war in unſern Herzen. Das Leben in uns war, wie das Leben einer neugebornen Inſel des Oceans, worauf der erſte Frühling beginnt.

Schon lange war unter Diotimas Einfluß mehr Gleichgewicht in meine Seele gekommen; heute fühlt' ich es dreifach rein, und die zerſtreuten ſchwärmenden Kräfte waren all' in Eine goldne Mitte verſammelt.

Wir ſprachen unter einander von der Treflichkeit des alten Athenervolks, woher ſie komme, worinn ſie beſtehe.

Einer ſagte: das Klima hat es gemacht; der andere: die Kunſt und Philoſophie; der dritte: Religion und Staatsform.

„Atheniſche Kunſt und Religion, und Philoſophie und Staatsform,“ ſagt' ich, „ſind Blüthen und Früchte des Baums, nicht Boden und Wurzel. Ihr nehmt die Wirkungen für die Urſache.

„Wer aber mir ſagt, das Klima habe diß alles gebildet, der denke, daß auch wir darinn noch leben.

„Ungeſtörter in jedem Betracht, von gewaltſamem

Einfluß freier, als irgend ein Volk der Erde, erwuchs das Volk der Athener. Kein Eroberer ſchwächt ſie, kein Kriegsglük berauſcht ſie, kein fremder Götterdienſt betäubt ſie, keine eilfertige Weisheit treibt ſie zu unzeitiger Reife. Sich ſelber überlaſſen, wie der werdende Diamant, iſt ihre Kindheit. Man hört beinahe nichts von ihnen, bis in die Zeit des Piſiſtratus und Hipparch. Nur wenig Antheil nahmen ſie am trojaniſchen Kriege, der, wie im Treibhaus, die meiſten griechiſchen Völker zu früh erhizt' und belebte. – Kein außerordentlich Schikſaal erzeugt den Menſchen. Groß und koloſſaliſch ſind die Söhne einer ſolchen Mutter, aber ſchöne Weſen, oder, was dasſelbe iſt, Menſchen werden ſie nie oder ſpät erſt, wenn die Kontraſte ſich zu hart bekämpfen, um nicht endlich Frieden zu machen.

„In üppiger Kraft eilt Lacedämon den Athenienſern voraus, und hätte ſich eben deswegen auch früher zerſtreut und aufgelöſt, wäre Lycurg nicht gekommen, und hätte mit ſeiner Zucht die übermüthige Natur zuſammengehalten. Von nun an war denn auch an dem Spartaner alles erbildet, alle Vortreflichkeit errungen und erkauft durch Fleiß und ſelbſtbewußtes Streben, und ſoviel man in gewiſſem Sinne von der Einfalt der Spartaner ſprechen kann, ſo war doch, wie natürlich, eigentliche Kindereinfalt ganz nicht unter ihnen. Die Lacedämonier durchbrachen zu früh die Ordnung des Inſtinkts, ſie ſchlugen zu früh aus der Art, und ſo mußte denn auch die Zucht zu früh mit ihnen beginnen; denn jede Zucht und Kunſt beginnt zu früh, wo die Natur des Menſchen noch nicht reif geworden iſt. Vollendete Natur muß in dem Menſchenkinde leben, eh' es in die

Schule geht, damit das Bild der Kindheit ihm die Rükkehr zeige aus der Schule zu vollendeter Natur.

„Die Spartaner blieben ewig ein Fragment; denn wer nicht einmal ein vollkommenes Kind war, der wird ſchwerlich ein vollkommener Mann. –

„Freilich hat auch Himmel und Erde für die Athener, wie für alle Griechen, das ſeine gethan, hat ihnen nicht Armuth und nicht Überfluß gereicht. Die Stralen des Himmels ſind nicht, wie ein Feuerregen, auf ſie gefallen. Die Erde verzärtelte, berauſchte ſie nicht mit Liebkoſungen und übergütigen Gaben, wie ſonſt wohl hie und da die thörige Mutter thut.

„Hiezu kam die wundergroße That des Theseus, die freiwillige Beſchränkung ſeiner eignen königlichen Gewalt."

O! ſolch ein Saamenkorn in die Herzen des Volks geworfen, muß einen Ocean von goldnen Ähren erzeugen, und ſichtbar wirkt und wuchert es ſpät noch unter den Athenern.

„Alſo noch einmal! daß die Athener ſo frei von gewaltſamem Einfluß aller Art, ſo recht bei mittelmäßiger Koſt aufwuchſen, das hat ſie ſo vortreflich gemacht, und diß nur konnt' es!

„Laßt von der Wiege an den Menſchen ungeſtört! treibt aus der engvereinten Knoſpe ſeines Weſens, treibt aus dem Hüttchen ſeiner Kindheit ihn nicht heraus! thut nicht zu wenig, daß er euch nicht entbehre und ſo von ihm euch unterſcheide, thut nicht zu viel, daß er eure oder ſeine Gewalt nicht fühle und ſo von ihm euch unterſcheide, kurz, laßt den Menſchen ſpät erſt wiſſen, daß es Menſchen, daß es irgend etwas außer ihm

giebt, denn ſo nur wird er Menſch. Der Menſch iſt aber ein Gott, ſobald er Menſch iſt. Und iſt er ein Gott, ſo iſt er ſchön."

„Sonderbar!" rief einer von den Freunden.

„Du haſt noch nie ſo tief aus meiner Seele geſprochen," rief Diotima.

„Ich hab' es von dir," erwiedert' ich.

„So war der Athener ein Menſch," fuhr ich fort, „ſo mußt' er es werden! Schön kam er aus den Händen der Natur, ſchön an Leib und Seele, wie man zu ſagen pflegt.

„Das erſte Kind der menſchlichen, der göttlichen Schönheit iſt die Kunſt. In ihr verjüngt und wiederhohlt der göttliche Menſch ſich ſelbſt. Er will ſich ſelber fühlen, darum ſtellt er ſeine Schönheit gegenüber ſich. So gab der Menſch ſich ſeine Götter. Denn im Anfang war der Menſch und ſeine Götter Eins, da, ſich ſelber unbekannt, die ewige Schönheit war. – Ich ſpreche Myſterien, aber ſie ſind. –

„Das erſte Kind der göttlichen Schönheit iſt die Kunſt. So war es bei den Athenern.

„Der Schönheit zweite Tochter iſt Religion. Religion iſt Liebe der Schönheit. Der Weiſe liebt ſie ſelbſt, die Unendliche, die Allumfaſſende; das Volk liebt ihre Kinder, die Götter, die in mannigfaltigen Geſtalten ihm erſcheinen. Auch ſo wars bei den Athenern. Und ohne ſolche Liebe der Schönheit, ohne ſolche Religion iſt jeder Staat ein dürr' Gerippe ohne Leben und Geiſt, und alles Denken und Thun ein Baum ohne Gipfel, eine Säule, wovon die Krone herabgeſchlagen iſt.

„Daß aber wirklich diß der Fall war bei den Grie-

chen und besonders den Athenern, daß ihre Kunst und ihre Religion die ächten Kinder ewiger Schönheit – vollendeter Menschennatur – sind, und nur hervorgehn konnten aus vollendeter Menschennatur, das zeigt sich deutlich, wenn man nur die Gegenstände ihrer heiligen Kunst, und die Religion mit unbefangenem Auge sehn will, womit sie jene Gegenstände liebten und ehrten.

„Mängel und Mistritte giebt es überall und so auch hier. Aber das ist sicher, daß man in den Gegenständen ihrer Kunst doch meist den reifen Menschen findet. Da ist nicht das Kleinliche, nicht das Ungeheure der Aegyptier und Gothen, da ist Menschensinn und Menschengestalt. Sie schweifen weniger als andre zu den Extremen des Übersinnlichen und des Sinnlichen aus. In der schönen Mitte der Menschheit bleiben ihre Götter mehr, denn andre.

„Und wie der Gegenstand, so auch die Liebe. Nicht zu knechtisch und nicht gar zu sehr vertraulich! –

„Aus der Geistesschönheit der Athener folgte denn auch der nöthige Sinn für Freiheit.

„Der Aegyptier trägt ohne Schmerz die Despotie der Willkühr, der Sohn des Nordens ohne Widerwillen die Gesezesdespotie, die Ungerechtigkeit in Rechtsform; denn der Aegyptier hat von Mutterleib an einen Huldigungs- und Vergötterungstrieb; im Norden glaubt man an das reine freie Leben der Natur zu wenig, um nicht mit Aberglauben am Gesezlichen zu hängen.

„Der Athener kann die Willkühr nicht ertragen, weil seine göttliche Natur nicht will gestört seyn, er kann Gesezlichkeit nicht überall ertragen, weil er ihrer nicht

überall bedarf. Drako taugt für ihn nicht. Er will zart behandelt ſeyn, und thut auch recht daran."

„Gut!" unterbrach mich einer, „das begreif' ich, aber wie diß dichteriſche religiöſe Volk nun auch ein philoſophiſch Volk ſeyn ſoll, das ſeh' ich nicht."

„Sie wären ſogar," ſagt' ich, „ohne Dichtung nie ein philoſophiſch Volk geweſen!"

„Was hat die Philoſophie," erwiedert' er, „was hat die kalte Erhabenheit dieſer Wiſſenſchaft mit Dichtung zu thun?"

„Die Dichtung," ſagt' ich, meiner Sache gewiß, „iſt der Anfang und das Ende dieſer Wiſſenſchaft. Wie Minerva aus Jupiters Haupt, entſpringt ſie aus der Dichtung eines unendlichen göttlichen Seyns. Und ſo läuft am End' auch wieder in ihr das Unvereinbare in der geheimnißvollen Quelle der Dichtung zuſammen."

„Das iſt ein paradoxer Menſch," rief Diotima, „jedoch ich ahn' ihn. Aber ihr ſchweift mir aus. Von Athen iſt die Rede."

„Der Menſch," begann ich wieder, „der nicht wenigſtens im Leben Einmal volle lautre Schönheit in ſich fühlte, wenn in ihm die Kräfte ſeines Weſens, wie die Farben an Irisbogen, in einander ſpielten, der nie erfuhr, wie nur in Stunden der Begeiſterung alles innigſt übereinſtimmt, der Menſch wird nicht einmal ein philoſophiſcher Zweifler werden, ſein Geiſt iſt nicht einmal zum Niederreißen gemacht, geſchweige zum Aufbaun. Denn glaubt es mir, der Zweifler findet darum nur in allem, was gedacht wird, Widerſpruch und Mangel, weil er die Harmonie der mangelloſen Schönheit kennt,

die nie gedacht wird. Das trokne Brod, das menschiche Vernunft wohlmeinend ihm reicht, verschmähet er nur darum, weil er ingeheim am Göttertische schwelgt.“

„Schwärmer!“ rief Diotima, „darum warst auch du ein Zweifler. Aber die Athener!“

„Ich bin ganz nach ihnen,“ sagt' ich. „Das große Wort, das *εν διαφερον εαυτω* (das Eine in sich selber unterschiedne) des Heraklit, das konnte nur ein Grieche finden, denn es ist das Wesen der Schönheit, und ehe das gefunden war, gab's keine Philosophie.

„Nun konnte man bestimmen, das Ganze war da. Die Blume war gereift; man konnte nun zergliedern.

„Der Moment der Schönheit war nun kund geworden unter den Menschen, war da im Leben und Geiste, das Unendlicheinige war.

„Man konnt' es aus einander sezen, zertheilen im Geiste, konnte das Getheilte neu zusammendenken, konnte so das Wesen des Höchsten und Besten mehr und mehr erkennen und das Erkannte zum Geseze geben in des Geistes mannigfaltigen Gebieten.

„Seht ihr nun, warum besonders die Athener auch ein philosophisch Volk seyn mußten?

„Das konnte der Aegyptier nicht. Wer mit dem Himmel und der Erde nicht in gleicher Lieb' und Gegenliebe lebt, wer nicht in diesem Sinne einig lebt mit dem Elemente, worinn er sich regt, ist von Natur auch in sich selbst so einig nicht, und erfährt die ewige Schönheit wenigstens so leicht nicht wie ein Grieche.

„Wie ein prächtiger Despot, wirft seine Bewohner der orientalische Himmelsstrich mit seiner Macht und

ſeinem Glanze zu Boden, und, ehe der Menſch noch gehen gelernt hat, muß er knieen, eh' er ſprechen gelernt hat, muß er beten; ehe ſein Herz ein Gleichgewicht hat, muß es ſich neigen, und ehe der Geiſt noch ſtark genug iſt, Blumen und Früchte zu tragen, ziehet Schikſaal und Natur mit brennender Hize alle Kraft aus ihm. Der Aegyptier iſt hingegeben, eh' er ein Ganzes iſt, und darum weiß er nichts vom Ganzen, nichts von Schönheit, und das Höchſte, was er nennt, iſt eine verſchleierte Macht, ein ſchauerhaft Räthſel; die ſtumme finſtre Iſis iſt ſein Erſtes und Leztes, eine leere Unendlichkeit, und da heraus iſt nie Vernünftiges gekommen. Auch aus dem erhabenſten Nichts wird Nichts geboren.

„Der Norden treibt hingegen ſeine Zöglinge zu früh in ſich hinein, und wenn der Geiſt des feurigen Aegyptiers zu reiſeluſtig in die Welt hinaus eilt, ſchikt im Norden ſich der Geiſt zur Rükkehr in ſich ſelbſt an, ehe er nur reiſefertig iſt.

„Man muß im Norden ſchon verſtändig ſeyn, noch eh' ein reif' Gefühl in ihm iſt, man mißt ſich Schuld von allem bei, noch ehe die Unbefangenheit ihr ſchönes Ende erreicht hat; man muß vernünftig, muß zum ſelbſtbewußten Geiſte werden, ehe man Menſch, zum klugen Manne, ehe man Kind iſt; die Einigkeit des ganzen Menſchen, die Schönheit läßt man nicht in ihm gedeihn und reifen, eh' er ſich bildet und entwikelt. Der bloſe Verſtand, die bloſe Vernunft, ſind immer die Könige des Nordens.

„Aber aus bloſem Verſtand iſt nie verſtändiges, aus bloſer Vernunft iſt nie vernünftiges gekommen.

„Verſtand iſt ohne Geiſtesſchönheit, wie ein dienſtbarer Geſelle, der den Zaun aus grobem Holze zimmert, wie ihm vorgezeichnet iſt, und die gezimmerten Pfähle an einander nagelt, für den Garten, den der Meiſter bauen will. Des Verſtandes ganzes Geſchäft iſt Nothwerk. Vor dem Unſinn, vor dem Unrecht ſchüzt er uns, indem er ordnet; aber ſicher zu ſeyn vor Unſinn und vor Unrecht iſt doch nicht die höchſte Stuffe menſchlicher Vortreflichkeit.

„Vernunft iſt ohne Geiſtes-, ohne Herzensſchönheit, wie ein Treiber, den der Herr des Hauſes über die Knechte geſezt hat; der weiß ſo wenig, als die Knechte, was aus all der unendlichen Arbeit werden ſoll, und ruft nur: ‚Tummelt euch,‘ und ſiehet es faſt ungern, wenn es vor ſich geht, denn am Ende hätt' er ja nichts mehr zu treiben, und ſeine Rolle wäre geſpielt.

„Aus bloſem Verſtande kömmt keine Philoſophie, denn Philoſophie iſt mehr, denn nur die beſchränkte Erkenntniß des Vorhandnen.

„Aus bloſer Vernunft kömmt keine Philoſophie, denn Philoſophie iſt mehr, denn blinde Foderung eines nie zu endigenden Fortſchritts in Vereinigung und Unterſcheidung eines möglichen Stoffs.

„Leuchtet aber das Göttliche *εν διαφερον εαυτω,* das Ideal der Schönheit, der ſtrebenden Vernunft, ſo fodert ſie nicht blind, und weiß, warum, wozu ſie fodert.

„Scheint, wie der Maitag in des Künſtlers Werkſtatt, dem Verſtande die Sonne des Schönen zu ſeinem Geſchäfte, ſo ſchwärmt er zwar nicht hinaus und läßt ſein Nothwerk ſtehn, doch denkt er gerne des Feſttags, wo er wandeln wird im verjüngenden Frühlingslichte.“

So weit war ich, als wir landeten an der Küſte von Attika.

Das alte Athen lag jezt zu ſehr uns im Sinne, als daß wir hätten viel in der Ordnung ſprechen mögen, und ich wunderte mich jezt ſelber über die Art meiner Äußerungen. „Wie bin ich doch,“ rief ich, „auf die troknen Berggipfel gerathen, worauf ihr mich ſaht?“

„Es iſt immer ſo,“ erwiederte Diotima, „wenn uns recht wohl iſt. Die üppige Kraft ſucht eine Arbeit. Die jungen Lämmer ſtoßen ſich die Stirnen an einander, wenn ſie von der Mutter Milch geſättiget ſind.“

Wir giengen jezt am Lykabettus hinauf, und blieben, troz der Eile, zuweilen ſtehen, in Gedanken und wunderbaren Erwartungen.

Es iſt ſchön, daß es dem Menſchen ſo ſchwer wird, ſich vom Tode deſſen, was er liebt, zu überzeugen, und es iſt wohl keiner noch zu ſeines Freundes Grabe gegangen, ohne die leiſe Hofnung, da dem Freunde wirklich zu begegnen. Mich ergriff das ſchöne Phantom des alten Athens, wie einer Mutter Geſtalt, die aus dem Todtenreiche zurükkehrt.

„O Parthenon!“ rief ich, „Stolz der Welt! zu deinen Füßen liegt das Reich des Neptun, wie ein bezwungener Löwe, und wie Kinder, ſind die andern Tempel um dich verſammelt, und die beredte Agora und der Hain des Akademus –“

„Kannſt du ſo dich in die alte Zeit verſezen,“ ſagte Diotima.

„Mahne mich nicht an die Zeit!“ erwiedert’ ich; „es war ein göttlich Leben und der Menſch war da der Mittelpunkt der Natur. Der Frühling, als er um Athen

her blühte, war, wie eine beſcheidne Blume an der Jungfrau Buſen; die Sonne gieng ſchaamroth auf über den Herrlichkeiten der Erde.

„Die Marmorfelſen des Hymettus und Pentele ſprangen hervor aus ihrer ſchlummernden Wiege, wie Kinder aus der Mutter Schoos, und gewannen Form und Leben unter den zärtlichen Athener-Händen.

„Honig reichte die Natur und die ſchönſten Veilchen und Myrthen und Oliven.

„Die Natur war Prieſterin und der Menſch ihr Gott, und alles Leben in ihr und jede Geſtalt und jeder Ton von ihr nur Ein begeiſtertes Echo des Herrlichen, dem ſie gehörte.

„Ihn feiert', ihm nur opferte ſie.

„Er war es auch werth, er mochte liebend in der heiligen Werkſtatt ſizen und dem Götterbilde, das er gemacht, die Kniee umfaſſen, oder auf dem Vorgebirge, auf Suniums grüner Spize, unter den horchenden Schülern gelagert, ſich die Zeit verkürzen mit hohen Gedanken, oder er mocht' im Stadium laufen, oder vom Rednerſtuhle, wie der Gewittergott, Regen und Sonnenſchein und Blize ſenden und goldene Wolken –"

„O ſiehe!" rief jezt Diotima mir plözlich zu.

Ich ſah, und hätte vergehen mögen vor dem allmächtigen Anblik.

Wie ein unermeßlicher Schiffbruch, wenn die Orkane verſtummt ſind und die Schiffer entflohn, und der Leichnam der zerſchmetterten Flotte unkenntlich auf der Sandbank liegt, ſo lag vor uns Athen, und die verwaiſten Säulen ſtanden vor uns, wie die nakten Stämme

eines Waldes, der am Abend noch grünte, und des Nachts darauf im Feuer aufgieng.

„Hier," ſagte Diotima, „lernt man ſtille ſeyn über ſein eigen Schikſaal, es ſeye gut oder böſe."

„Hier lernt man ſtille ſeyn über Alles," fuhr ich fort. „Hätten die Schnitter, die diß Kornfeld gemäht, ihre Scheunen mit ſeinen Halmen bereichert, ſo wäre nichts verloren gegangen, und ich wollte mich begnügen, hier als Ährenleſer zu ſtehn; aber wer gewann denn?"

„Ganz Europa," erwiedert' einer von den Freunden.

„O ja!" rief ich, „ſie haben die Säulen und Statuen weggeſchleift und an einander verkauft, haben die edlen Geſtalten nicht wenig geſchäzt, der Seltenheit wegen, wie man Papagayen und Affen ſchäzt."

„Sage das nicht!" erwiedert' derſelbe; „und mangelt' auch wirklich ihnen der Geiſt von all dem Schönen, ſo wär' es, weil der nicht weggetragen werden konnte und nicht gekauft."

„Ja wohl!" rief ich. „Dieſer Geiſt war auch untergegangen, noch ehe die Zerſtörer über Attika kamen. Erſt, wenn die Häuſer und Tempel ausgeſtorben, wagen ſich die wilden Thiere in die Thore und Gaſſen."

„Wer jenen Geiſt hat," ſagte Diotima tröſtend, „dem ſtehet Athen noch, wie ein blühender Fruchtbaum. Der Künſtler ergänzt den Torſo ſich leicht."

Wir giengen des andern Tages früh aus, ſahn die Ruinen des Parthenon, die Stelle des alten Bacchustheaters, den Theſeustempel, die ſechszehn Säulen, die noch übrig ſtehn vom göttlichen Olympion; am meiſten aber ergriff mich das alte Thor, wodurch man ehmals aus

der alten Stadt zur neuen herauskam, wo gewiß einſt tauſend ſchöne Menſchen an Einem Tage ſich grüßten. Jezt kömmt man weder in die alte noch in die neue Stadt durch dieſes Thor, und ſtumm und öde ſtehet es da, wie ein vertrokneter Brunnen, aus deſſen Röhren einſt mit freundlichem Geplätſcher das klare friſche Waſſer ſprang.

„Ach!" ſagt' ich, indeß wir ſo herumgiengen, „es iſt wohl ein prächtig' Spiel des Schikſaals, daß es hier die Tempel niederſtürzt und ihre zertrümmerten Steine den Kindern herumzuwerfen giebt, daß es die zerſtümmelten Götter zu Bänken vor der Bauernhütte und die Grabmäler hier zur Ruheſtätte des waidenden Stiers macht, und eine ſolche Verſchwendung iſt königlicher, als der Muthwille der Kleopatra, da ſie die geſchmolzenen Perlen trank; aber es iſt doch Schade um all' die Größe und Schönheit!"

„Guter Hyperion!" rief Diotima, „es iſt Zeit, daß du weggehſt; du biſt blaß und dein Auge iſt müde, und du ſuchſt dir umſonſt mit Einfällen zu helfen. Komm hinaus! ins Grüne! unter die Farben des Lebens! das wird dir wohlthun."

Wir giengen hinaus in die nahegelegenen Gärten.

Die andern waren auf dem Wege mit zwei britiſchen Gelehrten, die unter den Altertümern in Athen ihre Erndte hielten, ins Geſpräch gerathen und nicht von der Stelle zu bringen. Ich ließ ſie gerne.

Mein ganzes Weſen richtete ſich auf, da ich einmal wieder mit Diotima allein mich ſah; ſie hatte einen herrlichen Kampf beſtanden mit dem heiligen Chaos von Athen. Wie das Saitenſpiel der himmliſchen Muſe

über den uneinigen Elementen, herrſchten Diotimas ſtille Gedanken über den Trümmern. Wie der Mond aus zartem Gewölke, hob ſich ihr Geiſt aus ſchönem Leiden empor; das himmliſche Mädchen ſtand in ſeiner Wehmuth da, wie die Blume, die in der Nacht am lieblichſten duftet.

Wir giengen weiter und weiter, und waren am Ende nicht umſonſt gegangen.

O ihr Haine von Angele, wo der Ölbaum und die Zypreſſe, umeinander flüſternd, mit freundlichen Schatten ſich kühlen, wo die goldne Frucht des Zitronenbaums aus dunklem Laube blinkt, wo die ſchwellende Traube muthwillig über den Zaun wächſt, und die reife Pomeranze, wie ein lächelnder Fündling, im Wege liegt! ihr duftenden heimlichen Pfade! ihr friedlichen Size, wo das Bild des Myrthenſtrauchs aus der Quelle lächelt! euch werd' ich nimmer vergeſſen.

Diotima und ich giengen eine Weile unter den herrlichen Bäumen umher, bis eine große heitere Stelle ſich uns darbot.

Hier ſezten wir uns. Es war eine ſeelige Stille unter uns. Mein Geiſt umſchwebte die göttliche Geſtalt des Mädchens, wie eine Blume der Schmetterling, und all mein Weſen erleichterte, vereinte ſich in der Freude der begeiſternden Betrachtung.

„Biſt du ſchon wieder getröſtet, Leichtſinniger?" ſagte Diotima.

„Ja! ja! ich bins," erwiedert' ich. „Was ich verloren wähnte, hab' ich, wonach ich ſchmachtete, als wär' es aus der Welt verſchwunden, das iſt vor mir. Nein, Diotima! noch iſt die Quelle der ewigen Schönheit nicht verſiegt.

„Ich habe dirs ſchon einmal geſagt, ich brauche die Götter und die Menſchen nicht mehr. Ich weiß, der Himmel iſt ausgeſtorben, entvölkert, und die Erde, die einſt überfloß von ſchönem menſchlichen Leben, iſt faſt, wie ein Ameiſenhaufe, geworden. Aber noch giebt es eine Stelle, wo der alte Himmel und die alte Erde mir lacht. Denn alle Götter des Himmels und alle göttlichen Menſchen der Erde vergeſſ' ich in dir.

„Was kümmert mich der Schiffbruch der Welt, ich weiß von nichts, als meiner ſeeligen Inſel.“

„Es giebt eine Zeit der Liebe,“ ſagte Diotima mit freundlichem Ernſte, „wie es eine Zeit giebt, in der glüklichen Wiege zu leben. Aber das Leben ſelber treibt uns heraus.

„Hyperion!“ – hier ergriff ſie meine Hand mit Feuer, und ihre Stimme erhub mit Größe ſich – „Hyperion! mich deucht, du biſt zu höhern Dingen geboren. Verkenne dich nicht! der Mangel am Stoffe hielt dich zurük. Es gieng nicht ſchnell genug. Das ſchlug dich nieder. Wie die jungen Fechter, fielſt du zu raſch aus, ehe noch dein Ziel gewiß und deine Fauſt gewandt war, und weil du, wie natürlich, mehr getroffen wurdeſt, als du trafſt, ſo wurdeſt du ſcheu und zweifelteſt an dir und allem; denn du biſt ſo empfindlich, als du heftig biſt. Aber dadurch iſt nichts verloren. Wäre dein Gemüth und deine Thätigkeit ſo frühe reif geworden, ſo wäre dein Geiſt nicht, was er iſt; du wärſt der denkende Menſch nicht, wärſt du nicht der leidende, der gährende Menſch geweſen. Glaube mir, du hätteſt nie das Gleichgewicht der ſchönen Menſchheit ſo rein erkannt, hätteſt du es nicht ſo ſehr verloren gehabt. Dein Herz hat endlich

Frieden gefunden. Ich will es glauben. Ich verſteh' es. Aber denkſt du wirklich, daß du nun am Ende ſeyſt? Willſt du dich verſchließen in den Himmel deiner Liebe, und die Welt, die deiner bedurfte, verdorren und erkalten laſſen unter dir? Du mußt, wie der Lichtſtral, herab, wie der allerfriſchende Regen, mußt du nieder ins Land der Sterblichkeit, du muſt erleuchten, wie Apoll, erſchüttern, beleben, wie Jupiter, ſonſt biſt du deines Himmels nicht werth. Ich bitte dich, geh nach Athen hinein, noch Einmal, und ſiehe die Menſchen auch an, die dort herumgehn unter den Trümmern, die rohen Albaner und die andern guten kindiſchen Griechen, die mit einem luſtigen Tanze und einem heiligen Mährchen ſich tröſten über die ſchmähliche Gewalt, die über ihnen laſtet – kannſt du ſagen, ich ſchäme mich dieſes Stoffs? Ich meine, er wäre doch noch bildſam. Kannſt du dein Herz abwenden von dem Bedürftigen? Sie ſind nicht ſchlimm, ſie haben dir nichts zu laide gethan!"

„Was kann ich für ſie thun," rief ich.

„Gieb ihnen, was du in dir haſt," erwiederte Diotima, „gieb –"

„Kein Wort, kein Wort mehr, große Seele!" rief ich, „du beugſt mich ſonſt, es iſt ja ſonſt, als hätteſt du mit Gewalt mich dazu gebracht –

„Sie werden nicht glüklicher ſeyn, aber edler, nein! ſie werden auch glüklicher ſeyn. Sie müſſen heraus, ſie müſſen hervorgehn, wie die jungen Berge aus der Meersfluth, wenn ihr unterirrdiſches Feuer ſie treibt.

„Zwar ſteh' ich allein und trete ruhmlos unter ſie.

Doch Einer, der ein Menſch iſt, kann er nicht mehr, denn Hunderte, die nur Theile ſind des Menſchen?

„Heilige Natur! du biſt dieſelbe in und außer mir. Es muß ſo ſchwer nicht ſeyn, was außer mir iſt, zu vereinen mit dem Göttlichen in mir. Gelingt der Biene doch ihr kleines Reich, warum ſollte denn ich nicht pflanzen können und baun, was noth iſt?

„Was? der arabiſche Kaufmann ſäete ſeinen Koran aus, und es wuchs ein Volk von Schülern, wie ein unendlicher Wald, ihm auf, und der Aker ſollte nicht auch gedeihn, wo die alte Wahrheit wiederkehrt in neu lebendiger Jugend?

„Es werde von Grund aus anders! Aus der Wurzel der Menſchheit ſproſſe die neue Welt! Eine neue Gottheit walte über ihnen, eine neue Zukunft kläre vor ihnen ſich auf.

„In der Werkſtatt, in den Häuſern, in den Verſammlungen, in den Tempeln, überall werd' es anders!

„Aber ich muß noch ausgehn, zu lernen. Ich bin ein Künſtler, aber ich bin nicht geſchikt. Ich bilde im Geiſte, aber ich weiß noch die Hand nicht zu führen –"

„Du geheſt nach Italien," ſagte Diotima, „nach Deutſchland, Frankreich – wie viel Jahre brauchſt du? drei – vier – ich denke drei ſind genug; du biſt ja keiner von den Langſamen, und ſuchſt das Größte und das Schönſte nur –"

„Und dann?"

„Du wirſt Erzieher unſers Volks, du wirſt ein großer Menſch ſeyn, hoff' ich. Und wenn ich dann dich ſo umfaſſe, da werd' ich träumen, als wär' ich ein Theil des herrlichen Manns, da werd' ich frohloken, als

hättſt du mir die Hälfte deiner Unſterblichkeit, wie Pollux dem Kaſtor, geſchenkt, o! ich werd' ein ſtolzes Mädchen werden, Hyperion!“

Ich ſchwieg eine Weile. Ich war voll unausſprechlicher Freude.

„Giebt's denn Zufriedenheit zwiſchen dem Entſchluß und der That,“ begann ich endlich wieder, „giebt's eine Ruhe vor dem Siege?“

„Es iſt die Ruhe des Helden,“ ſagte Diotima, „es giebt Entſchlüſſe, die, wie Götterworte, Gebot und Erfüllung zugleich ſind, und ſo iſt der deine.“ –

Wir giengen zurük, wie nach der erſten Umarmung. Es war uns alles fremd und neu geworden.

Ich ſtand nun über den Trümmern von Athen, wie der Akersmann auf dem Brachfeld. Liege nur ruhig, dacht' ich, da wir wieder zu Schiffe giengen, liege nur ruhig, ſchlummerndes Land! Bald grünt das junge Leben aus dir, und wächſt den Seegnungen des Himmels entgegen. Bald regnen die Wolken nimmer umſonſt, bald findet die Sonne die alten Zöglinge wieder.

Du frägſt nach Menſchen, Natur? Du klagſt, wie ein Saitenſpiel, worauf des Zufalls Bruder, der Wind, nur ſpielt, weil der Künſtler, der es ordnete, geſtorben iſt? Sie werden kommen, deine Menſchen, Natur! Ein verjüngtes Volk wird dich auch wieder verjüngen, und du wirſt werden, wie ſeine Braut, und der alte Bund der Geiſter wird ſich erneuen mit dir.

Es wird nur Eine Schönheit ſeyn; und Menſchheit und Natur wird ſich vereinen in Eine allumfaſſende Gottheit.

Zweiter Band

*

μη φυναι, τον απαντα νικα λογον.
τοδ' επει φανη, βηναι κειθεν,
οθεν περ ηκει, πολυ δευτερον ως ταχιστα.

Sophokles.



Erſtes Buch

Hyperion an Bellarmin

Wir lebten in den lezten ſchönen Momenten des Jahrs, nach unſerer Rükkunft aus dem Attiſchen Lande.

Ein Bruder des Frühlings war uns der Herbſt, voll milden Feuers, eine Feſtzeit für die Erinnerung an Leiden und vergangne Freuden der Liebe. Die welkenden Blätter trugen die Farbe des Abendroths, nur die Fichte und der Lorbeer ſtand in ewigem Grün. In den heitern Lüften zögerten wandernde Vögel, andere ſchwärmten im Weinberg und im Garten und erndteten fröhlich, was die Menſchen übrig gelaſſen. Und das himmliſche Licht rann lauter vom offenen Himmel, durch alle Zweige lächelte die heilige Sonne, die gütige, die ich niemals nenne ohne Freude und Dank, die oft in tiefem Laide mit einem Blike mich geheilt, und von dem Unmuth und den Sorgen meine Seele gereinigt.

Wir beſuchten noch all' unſere liebſten Pfade, Diotima und ich, entſchwundne ſeelige Stunden begegneten uns überall.

Wir erinnerten uns des vergangenen Mai's, wir hätten die Erde noch nie ſo geſehen, wie damals, meinten wir, ſie wäre verwandelt geweſen, eine ſilberne Wolke von Blüthen, eine freudige Lebensflamme, entledigt alles gröberen Stoffs.

„Ach! es war alles ſo voll Luſt und Hoffnung," rief Diotima, „ſo voll unaufhörlichen Wachstums und doch auch ſo mühelos, ſo ſeeligruhig, wie ein Kind, das vor ſich hin ſpielt, und nicht weiter denkt."

„Daran," rief ich, „erkenn' ich ſie, die Seele der Natur, an dieſem ſtillen Feuer, an dieſem Zögern in ihrer mächtigen Eile."

„Und es iſt den Glüklichen ſo lieb, diß Zögern," rief Diotima; „weiſt du? wir ſtanden einmal des Abends zuſammen auf der Brüke, nach ſtarkem Gewitter, und das rothe Berggewäſſer ſchoß, wie ein Pfeil, unter uns weg, aber daneben grünt' in Ruhe der Wald, und die hellen Buchenblätter regten ſich kaum. Da that es uns ſo wohl, daß uns das ſeelenvolle Grün nicht auch ſo wegflog, wie der Bach, und der ſchöne Frühling uns ſo ſtill hielt, wie ein zahmer Vogel, aber nun iſt er dennoch über die Berge."

Wir lächelten über dem Worte, wiewohl das Trauern uns näher war.

So ſollt' auch unſre eigne Seeligkeit dahingehn, und wir ſahen's voraus.

O Bellarmin! wer darf denn ſagen, er ſtehe veſt, wenn auch das Schöne ſeinem Schikſaal ſo entgegenreift, wenn auch das Göttliche ſich demüthigen muß, und die Sterblichkeit mit allem Sterblichen theilen!

Hyperion an Bellarmin

Ich hatte mit dem holden Mädchen noch vor ihrem Hauſe gezögert, bis das Licht der Nacht in die ruhige Dämmerung ſchien, nun kam ich in Notaras Wohnung zurük, gedankenvoll, voll überwallenden heroiſchen Lebens, wie immer, wenn ich aus ihren Umarmungen gieng. Es war ein Brief von Alabanda gekommen.

„Es regt ſich, Hyperion," ſchrieb er mir, „Rußland hat der Pforte den Krieg erklärt; man kommt mit einer

Flotte in den Archipelagus[1]); die Griechen ſollen frei ſeyn, wenn ſie mit aufſtehn, den Sultan an den Euphrat zu treiben. Die Griechen werden das Ihre thun, die Griechen werden frei ſeyn und mir iſt herzlich wohl, daß es einmal wieder etwas zu thun giebt. Ich mochte den Tag nicht ſehn, ſo lang es noch ſo weit nicht war.

„Biſt du noch der Alte, ſo komm! Du findſt mich in dem Dorfe vor Koron, wenn du den Weg von Miſiſtra kömmſt. Ich wohne am Hügel, in dem weißen Landhauſe am Walde.

„Die Menſchen, die du in Smyrna bei mir kennen lernteſt, hab' ich verlaſſen. Du hatteſt recht mit deinem feinern Sinne, daß du in ihre Sphäre nicht trateſt.

„Mich verlangt, uns Beede in dem neuen Leben wiederzuſehn. Dir war bis izt die Welt zu ſchlecht, um ihr dich zu erkennen zu geben. Weil du nicht Knechtsdienſte thun mochteſt, thateſt du nichts, und das Nichtsthun machte dich grämlich und träumeriſch.

„Du mochteſt im Sumpf nicht ſchwimmen. Komm nun, komm, und laß uns baden in offener See!

„Das ſoll uns wohl thun, einzig Geliebter!"

So ſchrieb er. Ich war betroffen im erſten Moment. Mir brannte das Geſicht vor Schaam, mir kochte das Herz, wie heiße Quellen, und ich konnt' auf keiner Stelle bleiben, ſo ſchmerzt' es mich, überflogen zu ſeyn von Alabanda, überwunden auf immer. Doch nahm ich nun auch um ſo begieriger die künftige Arbeit ans Herz. –

Ich bin zu müßig geworden, rief ich, zu friedensluſtig, zu himmliſch, zu träg! – Alabanda ſieht in die Welt,

---

[1]) Im Jahr 1770.

wie ein edler Pilot, Alabanda ist fleißig und sucht in der Wooge nach Beute; und dir schlafen die Hände im Schoos'? und mit Worten möchtest du ausreichen, und mit Zauberformeln beschwörst du die Welt? Aber deine Worte sind, wie Schneefloken, unnüz und machen die Luft nur trüber und deine Zaubersprüche sind für die Frommen, aber die Unglaubigen hören dich nicht. – Ja! sanft zu seyn, zu rechter Zeit, das ist wohl schön, doch sanft zu seyn, zur Unzeit, das ist häßlich, denn es ist feig! – Aber Harmodius! deiner Myrthe will ich gleichen, deiner Myrthe, worinn das Schwerd sich verbarg. Ich will umsonst nicht müßig gegangen seyn, und mein Schlaf soll werden, wie Öl, wenn die Flamme darein kömmt. Ich will nicht zusehn, wo es gilt, will nicht umhergehn und die Neuigkeit erfragen, wann Alabanda den Lorbeer nimmt.

Hyperion an Bellarmin

Diotimas Erblassen, da sie Alabandas Brief las, gieng mir durch die Seele. Drauf fieng sie an, gelassen und ernst, den Schritt mir abzurathen, und wir sprachen manches hin und wieder. „O ihr Gewaltsamen!“ rief sie endlich, „die ihr so schnell zum Äußersten seyd, denkt an die Nemesis!“

„Wer Äußerstes leidet, “sagt' ich, „dem ist das Äußerste recht.“

„Wenns auch recht ist,“ sagte sie, „du bist dazu nicht geboren.“

„So scheint es,“ sagt' ich; „ich hab' auch lange genug gesäumt. O ich möchte einen Atlas auf mich laden, um die Schulden meiner Jugend abzutragen. Hab' ich

ein Bewußtſeyn? hab' ich ein Bleiben in mir? O laß mich, Diotima! Hier, gerad in ſolcher Arbeit, muß ich es erbeuten."

„Das iſt eitel Übermuth!" rief Diotima; „neulich warſt du beſcheidner, neulich, da du ſagteſt, ich muß noch ausgehn, zu lernen."

„Liebe Sophiſtin!" rief ich, „damals war ja auch von ganz was anderem die Rede. In den Olymp des Göttlichſchönen, wo aus ewig jungen Quellen das Wahre mit allem Guten entſpringt, dahin mein Volk zu führen, bin ich noch jezt nicht geſchikt. Aber ein Schwerd zu brauchen, hab' ich gelernt und mehr bedarf es für jezt nicht. Der neue Geiſterbund kann in der Luft nicht leben, die heilige Theokratie des Schönen muß in einem Freiſtaat wohnen, und der will Plaz auf Erden haben und dieſen Plaz erobern wir gewiß."

„Du wirſt erobern," rief Diotima, „und vergeſſen, wofür? wirſt, wenn es hoch kommt, einen Freiſtaat dir erzwingen und dann ſagen, wofür hab' ich gebaut? ach! es wird verzehrt ſeyn, all das ſchöne Leben, das daſelbſt ſich regen ſollte, wird verbraucht ſeyn ſelbſt in dir! Der wilde Kampf wird dich zerreißen, ſchöne Seele, du wirſt altern, ſeeliger Geiſt! und lebensmüd' am Ende fragen: wo ſeyd ihr nun, ihr Ideale der Jugend?"

„Das iſt grauſam, Diotima," rief ich, „ſo ins Herz zu greifen, ſo an meiner eignen Todesfurcht, an meiner höchſten Lebensluſt mich veſtzuhalten, aber nein! nein! nein! Der Knechtsdienſt tödtet, aber gerechter Krieg macht jede Seele lebendig. Das giebt dem Golde die Farbe der Sonne, daß man ins Feuer es wirft! Das, das giebt erſt dem Menſchen ſeine ganze Jugend, daß er

Feſſeln zerreißt! Das rettet ihn allein, daß er ſich aufmacht und die Natter zertritt, das kriechende Jahrhundert, das alle ſchöne Natur im Keime vergiftet! – Altern ſollt' ich, Diotima! wenn ich Griechenland befreie? altern, ärmlich werden, ein gemeiner Menſch? O ſo war er wohl recht ſchaal und leer und gottverlaſſen, der Athenerjüngling, da er als Siegesbote von Marathon über den Gipfel des Pentele kam und hinabſah in die Thäler von Attika!"

„Lieber! Lieber!" rief Diotima, „ſei doch ſtill! ich ſage dir kein Wort mehr. Du ſollſt gehn, ſollſt gehen, ſtolzer Menſch! Ach! wenn du ſo biſt, hab' ich keine Macht, kein Recht auf dich."

Sie weinte bitter und ich ſtand, wie ein Verbrecher, vor ihr. „Vergieb mir, göttliches Mädchen!" rief ich, vor ihr niedergeſunken, „o vergieb mir, wo ich muß? Ich wähle nicht, ich ſinne nicht. Eine Macht iſt in mir und ich weiß nicht, ob ich es ſelbſt bin, was zu dem Schritte mich treibt." „Deine volle Seele gebietet dirs," antwortete ſie. „Ihr nicht zu folgen, führt oft zum Untergange, doch, ihr zu folgen, wohl auch. Das beſte iſt, du gehſt, denn es iſt größer. Handle du; ich will es tragen."

Hyperion an Bellarmin

Diotima war von nun an wunderbar verändert.

Mit Freude hatt' ich geſehn, wie ſeit unſerer Liebe das verſchwiegne Leben aufgegangen war in Bliken und lieblichen Worten und ihre genialiſche Ruhe war mir oft in glänzender Begeiſterung entgegengekommen.

Aber wie ſo fremd wird uns die ſchöne Seele, wenn ſie

nach dem erſten Aufblühn, nach dem Morgen ihres Laufs hinauf zur Mittagshöhe muß! Man kannte faſt das ſeelige Kind nicht mehr, ſo erhaben und ſo leidend war ſie geworden.

O wie manchmal lag ich vor dem traurenden Götterbilde, und wähnte die Seele hinwegzuweinen im Schmerz um ſie, und ſtand bewundernd auf und ſelber voll von allmächtigen Kräften! Eine Flamme war ihr ins Auge geſtiegen aus der gepreßten Bruſt. Es war ihr zu enge geworden im Buſen voll Wünſchen und Leiden; darum waren die Gedanken des Mädchens ſo herrlich und kühn. Eine neue Größe, eine ſichtbare Gewalt über alles, was fühlen konnte, herrſcht' in ihr. Sie war ein höheres Weſen. Sie gehörte zu den ſterblichen Menſchen nicht mehr.

O meine Diotima, hätte ich damals gedacht, wohin das kommen ſollte?

Hyperion an Bellarmin

Auch der kluge Notara wurde bezaubert von den neuen Entwürfen, verſprach mir eine ſtarke Parthei, hoffte bald den Korinthiſchen Iſthmus zu beſezen und Griechenland hier, wie an der Handhabe, zu faſſen. Aber das Schikſaal wollt' es anders und machte ſeine Arbeit unnüz, ehe ſie ans Ziel kam.

Er rieth mir, nicht nach Tina zu gehn, gerade den Pelopones hinab zu reiſen, und durchaus ſo unbemerkt, als möglich. Meinem Vater ſollt' ich unterweges ſchreiben, meint' er, der bedächtige Alte würde leichter einen geſchehenen Schritt verzeihn, als einen ungeſchehenen erlauben. Das war mir nicht recht nach meinem Sinne,

aber wir opfern die eignen Gefühle ſo gern, wenn uns ein großes Ziel vor Augen ſteht.

„Ich zweifle,“ fuhr Notara fort, „ob du wirſt auf deines Vaters Hilfe in ſolchem Falle rechnen können. Darum geb' ich dir, was nebenbei doch nöthig iſt für dich, um einige Zeit in allen Fällen zu leben und zu wirken. Kanſt du einſt, ſo zahlſt [du] mir es zurük, wo nicht, ſo war das meine auch dein. Schäme des Gelds dich nicht,“ ſezt' er lächelnd hinzu; „auch die Roſſe des Phöbus leben von der Luft nicht allein, wie uns die Dichter erzählen.“

Hyperion an Bellarmin

Nun kam der Tag des Abſchieds.

Den Morgen über war ich oben in Notaras Garten geblieben, in der friſchen Winterluft, unter den immergrünen Cypreſſen und Cedern. Ich war gefaßt. Die großen Kräfte der Jugend hielten mich aufrecht und das Leiden, das ich ahnete, trug, wie eine Wolke, mich höher.

Diotimas Mutter hatte Notara und die andern Freunde und mich gebeten, daß wir noch den lezten Tag bei ihr zuſammen leben möchten. Die Guten hatten ſich alle meiner und Diotimas gefreut und das Göttliche in unſerer Liebe war an ihnen nicht verloren geblieben. Sie ſollten nun mein Scheiden auch mir ſeegnen.

Ich gieng hinab. Ich fand das theure Mädchen am Heerde. Es ſchien ihr ein heilig prieſterlich Geſchäft, an dieſem Tage das Haus zu beſorgen. Sie hatte alles zu recht gemacht, alles im Hauſe verſchönert und es durft' ihr niemand dabei helfen. Alle Blumen, die noch

übrig waren im Garten, hatte ſie eingeſammelt, Roſen und friſche Trauben hatte ſie in der ſpäten Jahrszeit noch zuſammengebracht.

Sie kannte meinen Fußtritt, da ich herauf kam, trat mir leiſ' entgegen; die blaichen Wangen glühten von der Flamme des Heerds und die ernſten großgewordnen Augen glänzten von Thränen. Sie ſahe, wie mich's überfiel. „Gehe hinein, mein Lieber," ſagte ſie; „die Mutter iſt drinnen und ich folge gleich."

Ich gieng hinein. Da ſaß die edle Frau und ſtrekte mir die ſchöne Hand entgegen — „Kommſt du," rief ſie, „kommſt du, mein Sohn! Ich ſollte dir zürnen, du haſt mein Kind mir genommen, haſt alle Vernunft mir ausgeredet, und thuſt, was dich gelüſtet, und geheſt davon; aber vergebt es ihm, ihr himmliſchen Mächte! wenn er Unrecht vorhat, und hat er Recht, o ſo zögert nicht mit eurer Hülfe dem Lieben!" Ich wollte reden, aber eben kam Notara mit den übrigen Freunden herein und hinter ihnen Diotima.

Wir ſchwiegen eine Weile. Wir ehrten die traurende Liebe, die in uns allen war, wir fürchteten uns, ſich ihrer zu überheben in Reden und ſtolzen Gedanken. Endlich nach wenigen flüchtigen Worten bat mich Diotima, einiges von Agis und Kleomenes zu erzählen; ich hätte die großen Seelen oft mit feuriger Achtung genannt und geſagt, ſie wären Halbgötter, ſo gewiß, wie Prometheus, und ihr Kampf mit dem Schikſaal von Sparta ſei heroiſcher, als irgend einer in den glänzenden Mythen. Der Genius dieſer Menſchen ſei das Abendroth des griechiſchen Tages, wie Theſeus und Homer die Aurore desſelben.

Ich erzählte und am Ende fühlten wir uns alle ſtärker und höher.

„Glüklich," rief einer von den Freunden, „wem ſein Leben wechſelt zwiſchen Herzensfreude und friſchem Kampf."

„Ja!" rief ein anderer, „das iſt ewige Jugend, daß immer Kräfte genug im Spiele ſind und wir uns ganz erhalten in Luſt und Arbeit."

„O ich möchte mit dir," rief Diotima mir zu.

„Es iſt auch gut, daß du bleibſt, Diotima!" ſagt' ich. „Die Prieſterin darf aus dem Tempel nicht gehen. Du bewahrſt die heilige Flamme, du bewahrſt im Stillen das Schöne, daß ich es wiederfinde bei dir."

„Du haſt auch Recht, mein Lieber, das iſt beſſer," ſagte ſie, und ihre Stimme zitterte, und das Aetherauge verbarg ſich ins Tuch, um ſeine Thränen, ſeine Verwirrung nicht ſehen zu laſſen.

O Bellarmin! es wollte mir die Bruſt zerreißen, daß ich ſie ſo ſchaamroth gemacht. „Freunde!" rief ich, „erhaltet dieſen Engel mir. Ich weiß von nichts mehr, wenn ich ſie nicht weiß. O Himmel! ich darf nicht denken, wozu ich fähig wäre, wenn ich ſie vermißte."

„Sei ruhig, Hyperion!" fiel Notara mir ein.

„Ruhig?" rief ich; „o ihr guten Leute! ihr könnt oft ſorgen, wie der Garten blühn und wie die Erndte werden wird, ihr könnt für euren Weinſtok beten und ich ſoll ohne Wünſche ſcheiden von dem Einzigen, dem meine Seele dient?"

„Nein, o du Guter!" rief Notara bewegt, „nein! ohne Wünſche ſollſt du mir von ihr nicht ſcheiden! nein, bei

der Götterunſchuld eurer Liebe! meinen Seegen habt ihr gewiß.“

„Du mahnſt mich,“ rief ich ſchnell. „Sie ſoll uns ſeegnen, dieſe theure Mutter, ſoll mit euch uns zeugen – komm Diotima! unſern Bund ſoll deine Mutter heiligen, bis die ſchöne Gemeinde, die wir hoffen, uns vermählt.“

So fiel ich auf ein Knie; mit großem Blik, erröthend, feſtlichlächelnd ſank auch ſie an meiner Seite nieder.

„Längſt,“ rief ich, „o Natur! iſt unſer Leben Eines mit dir und himmliſchjugendlich, wie du und deine Götter all’, iſt unſre eigne Welt durch Liebe.“

„In deinen Hainen wandelten wir,“ fuhr Diotima fort, „und waren, wie du, an deinen Quellen ſaßen wir und waren, wie du, dort über die Berge giengen wir, mit deinen Kindern, den Sternen, wie du.“

„Da wir uns ferne waren,“ rief ich, „da, wie Harfengeliſpel, unſer kommend Entzüken uns erſt tönte, da wir uns fanden, da kein Schlaf mehr war und alle Töne in uns erwachten zu des Lebens vollen Akkorden, göttliche Natur! da waren wir immer, wie du, und nun auch, da wir ſcheiden und die Freude ſtirbt, ſind wir, wie du, voll Leidens und doch gut, drum ſoll ein reiner Mund uns zeugen, daß unſre Liebe heilig iſt und ewig, ſo wie du.“

„Ich zeug’ es,“ ſprach die Mutter.

„Wir zeugen es,“ riefen die andern.

Nun war kein Wort mehr für uns übrig. Ich fühlte mein höchſtes Herz; ich fühlte mich reif zum Abſchied. „Jezt will ich fort, ihr Lieben!“ ſagt’ ich, und das Leben ſchwand von allen Geſichtern. Diotima ſtand,

wie ein Marmorbild, und ihre Hand ſtarb fühlbar in meiner. Alles hatt' ich um mich her getödtet, ich war einſam und mir ſchwindelte vor der gränzenloſen Stille, wo mein überwallend Leben keinen Halt mehr fand.

„Ach!“ rief ich, „mir iſts brennendheiß im Herzen, und ihr ſteht alle ſo kalt, ihr Lieben! und nur die Götter des Hauſes neigen ihr Ohr? – Diotima! – du biſt ſtille, du ſiehſt nicht! – o wohl dir, daß du nicht ſiehſt!“

„So geh nur,“ ſeufzte ſie, „es muß ja ſeyn; geh nur, du theures Herz!“

„O ſüßer Ton aus dieſen Wonnelippen!“ rief ich, und ſtand, wie ein Betender, vor der holden Statue – „ſüßer Ton! noch Einmal wehe mich an, noch Einmal tage, liebes Augenlicht!“

„Rede ſo nicht, Lieber!“ rief ſie, „rede mir ernſter, rede mit größerem Herzen mir zu!“

Ich wollte mich halten, aber ich war wie im Traume.

„Wehe!“ rief ich, „das iſt kein Abſchied, wo man wiederkehrt.“

„Du wirſt ſie tödten,“ rief Notara. „Siehe, wie ſanft ſie iſt, und du biſt ſo außer dir.“

Ich ſah ſie an und Thränen ſtürzten mir aus brennendem Auge.

„So lebe denn wohl, Diotima!“ rief ich, „Himmel meiner Liebe, lebe wohl! – Laſſet uns ſtark ſeyn, theure Freunde! theure Mutter! ich gab dir Freude und Laid. Lebt wohl! lebt wohl!“

Ich wankte fort. Diotima folgte mir allein.

Es war Abend geworden und die Sterne giengen herauf am Himmel. Wir ſtanden ſtill unter dem Hauſe. Ewiges war in uns, über uns. Zart, wie der Aether,

umwand mich Diotima. „Thörichter, was ist die Trennung?“ flüsterte sie geheimnißvoll mir zu, mit dem Lächeln einer Unsterblichen.

„Es ist mir auch jezt anders,“ sagt' ich, „und ich weiß nicht, was von beiden ein Traum ist, meine Leiden oder meine Freudigkeit.“

„Beides ist,“ erwiederte sie, „und beides ist gut.“

„Vollendete!“ rief ich, „ich spreche wie du. Am Sternenhimmel wollen wir uns erkennen. Er sei das Zeichen zwischen mir und dir, so lange die Lippen verstummen.“

„Das sei er!“ sprach sie mit einem langsamen niegehörten Tone – es war ihr lezter. Im Dämmerlichte entschwand mir ihr Bild und ich weiß nicht, ob sie es wirklich war, da ich zum leztenmale mich unwandt' und die erlöschende Gestalt noch einen Augenblik vor meinem Auge zükte und dann in die Nacht verschied.

Hyperion an Bellarmin

Warum erzähl' ich dir und wiederhole mein Leiden und rege die ruhelose Jugend wieder auf in mir? Ists nicht genug, Einmal das Sterbliche durchwandert zu haben? warum bleib' ich im Frieden meines Geistes nicht stille?

Darum, mein Bellarmin! weil jeder Athemzug des Lebens unserm Herzen werth bleibt, weil alle Verwandlungen der reinen Natur auch mit zu ihrer Schöne gehören. Unsre Seele, wenn sie die sterblichen Erfahrungen ablegt und allein nur lebt in heiliger Ruhe, ist sie nicht, wie ein unbelaubter Baum? wie ein Haupt ohne Loken? Lieber Bellarmin! ich habe eine Weile geruht;

wie ein Kind, hab' ich unter den ſtillen Hügeln von Salamis gelebt, vergeſſen des Schikſaals und des Strebens der Menſchen. Seitdem iſt manches anders in meinem Auge geworden, und ich habe nun ſo viel Frieden in mir, um ruhig zu bleiben, bei jedem Blik ins menſchliche Leben. O Freund! am Ende ſöhnet der Geiſt mit allem uns aus. Du wirſt's nicht glauben, wenigſtens von mir nicht. Aber ich meine, du ſollteſt ſogar meinen Briefen es anſehn, wie meine Seele täglich ſtiller wird und ſtiller. Und ich will künftig noch ſo viel davon ſagen, bis du es glaubſt.

Hier ſind Briefe von Diotima und mir, die wir uns nach meinem Abſchied von Kalaurea geſchrieben. Sie ſind das liebſte, was ich dir vertraue. Sie ſind das wärmſte Bild aus jenen Tagen meines Lebens. Vom Kriegslärm ſagen ſie dir wenig. Deſto mehr von meinem eigneren Leben und das iſts ja, was du willſt. Ach und du muſt auch ſehen, wie geliebt ich war. Das konnt' ich nie dir ſagen, das ſagt Diotima nur.

Hyperion an Diotima

Ich bin erwacht aus dem Tode des Abſchieds, meine Diotima! geſtärkt, wie aus dem Schlafe, richtet mein Geiſt ſich auf.

Ich ſchreibe dir von einer Spize der Epidauriſchen Berge. Da dämmert fern in der Tiefe deine Inſel, Diotima! und dorthinaus mein Stadium, wo ich ſiegen oder fallen muß. O Pelopones! o ihr Quellen des Eurotas und Alpheus! Da wird es gelten! Aus den ſpartaniſchen Wäldern, da wird, wie ein Adler, der alte Landesgenius ſtürzen mit unſrem Heere, wie mit rauſchenden Fittigen.

Meine Seele ist voll von Thatenlust und voll von Liebe, Diotima, und in die griechischen Thäler blikt mein Auge hinaus, als sollt' es magisch gebieten: steigt wieder empor, ihr Städte der Götter!

Ein Gott muß in mir seyn, denn ich fühl' auch unsere Trennung kaum. Wie die seeligen Schatten am Lethe, lebt jezt meine Seele mit deiner in himmlischer Freiheit und das Schiksaal waltet über unsre Liebe nicht mehr.

Hyperion an Diotima

Ich bin jezt mitten im Pelopones. In derselben Hütte, worinn ich heute übernachte, übernachtete ich einst, da ich, beinahe noch Knabe, mit Adamas diese Gegenden durchzog. Wie saß ich da so glüklich auf der Bank vor dem Hause und lauschte dem Geläute der fernher kommenden Karawane und dem Geplätscher des nahen Brunnens, der unter blühenden Akatien sein silbern Gewässer ins Beken goß.

Jezt bin ich minder glüklich. Ich wandere durch diß Land, wie durch Dodonas Hain, wo die Eichen tönten von ruhmweissagenden Sprüchen. Ich sehe nur Thaten, vergangene, künftige, wenn ich auch vom Morgen bis zum Abend unter freiem Himmel wandre. Glaube mir, wer dieses Land durchreist, und noch ein Joch auf seinem Halse duldet, kein Pelopidas wird, der ist herzleer, oder ihm fehlt es am Verstande.

So lange schlief's – so lange schlich die Zeit, wie der Höllenfluß, trüb und stumm, in ödem Müßiggange vorüber?

Und doch liegt alles bereit. Voll rächerischer Kräfte ist

das Bergvolk hieherum, liegt da, wie eine ſchweigende Wetterwolke, die nur des Sturmwinds wartet, der ſie treibt. Diotima! laß mich den Othem Gottes unter ſie hauchen, laß mich ein Wort von Herzen an ſie reden, Diotima. Fürchte nichts! Sie werden ſo wild nicht ſeyn. Ich kenne die rohe Natur. Sie höhnt der Vernunft, ſie ſtehet aber im Bunde mit der Begeiſterung. Wer nur mit ganzer Seele wirkt, irrt nie. Er bedarf des Klügelns nicht, denn keine Macht iſt wider ihn.

Hyperion an Diotima

Morgen bin ich bei Alabanda. Es iſt mir eine Luſt, den Weg nach Koron zu erfragen, und ich frage öfter, als nöthig iſt. Ich möchte die Flügel der Sonne nehmen und hin zu ihm, und doch zaudr' ich auch ſo gerne und frage: wie wird er ſeyn?

Der königliche Jüngling! warum bin ich ſpäter geboren? warum ſprang ich nicht aus Einer Wiege mit ihm? Ich kann den Unterſchied nicht leiden, der zwiſchen uns ist. O warum lebt' ich, wie ein müßiger Hirtenknabe, zu Tina, und träumte nur von ſeinesgleichen noch erſt, da er ſchon in lebendiger Arbeit die Natur erprüfte und mit Meer und Luft und allen Elementen ſchon rang? trieb's denn in mir nach Thatenwonne nicht auch?

Aber ich will ihn einhohlen, ich will ſchnell ſeyn. Beim Himmel! ich bin überreif zur Arbeit. Meine Seele tobt nur gegen ſich ſelbſt, wenn ich nicht bald durch ein lebendig Geſchäſt mich befreie.

Hohes Mädchen! wie konnt' ich beſtehen vor dir? Wie war dirs möglich, ſo ein thatlos Weſen zu lieben?

Hyperion an Diotima

Ich hab' ihn, theure Diotima!

Leicht iſt mir die Bruſt und ſchnell ſind meine Sehnen, ha! und die Zukunft reizt mich, wie eine klare Waſſertiefe uns reizt, hinein zu ſpringen und das übermüthige Blut im friſchen Bade zu kühlen. Aber das iſt Geſchwäz. Wir ſind uns lieber, als je, mein Alabanda und ich. Wir ſind freier umeinander und doch iſts alle die Fülle und Tiefe des Lebens, wie ſonſt.

O wie hatten die alten Tyrannen ſo recht, Freundſchaften, wie die unſere, zu verbieten! Da iſt man ſtark, wie ein Halbgott, und duldet nichts Unverſchämtes in ſeinem Bezirke! –

Es war des Abends, da ich in ſein Zimmer trat. Er hatte eben die Arbeit bei Seite gelegt, ſaß in einer mondhellen Eke am Fenſter und pflegte ſeiner Gedanken. Ich ſtand im Dunkeln, er erkannte mich nicht, ſah unbekümmert gegen mich her. Der Himmel weiß, für wen er mich halten mochte. „Nun, wie geht es?" rief er. „So ziemlich!" ſagt' ich. Aber das Heucheln war umſonſt. Meine Stimme war voll geheimen Frohlokens. „Was iſt das?" fuhr er auf; „biſt du's?" „Jawohl, du Blinder!" rief ich, und flog ihm in die Arme. „O nun!" rief Alabanda endlich, „nun ſoll es anders werden, Hyperion!"

„Das denk' ich," ſagt' ich und ſchüttelte freudig ſeine Hand.

„Kennſt du mich denn noch," fuhr Alabanda fort nach einer Weile, „haſt du den alten frommen Glauben noch an Alabanda? Großmüthiger! mir iſt es nimmer

indeß ſo wohl gegangen, als da ich im Lichte deiner Liebe mich fühlte."

„Wie?" rief ich, „fragt diß Alabanda? Das war nicht ſtolz geſprochen, Alabanda. Aber es iſt das Zeichen dieſer Zeit, daß die alte Heroënnatur um Ehre betteln geht, und das lebendige Menſchenherz, wie eine Waiſe, um einen Tropfen Liebe ſich kümmert."

„Lieber Junge!" rief er; „ich bin eben alt geworden. Das ſchlaffe Leben überall und die Geſchichte mit den Alten, zu denen ich in Smyrna dich in die Schule bringen wollte –"

„O es iſt bitter," rief ich; „auch an dieſen wagte ſich die Todesgöttin, die Nahmenloſe, die man Schikſaal nennt."

Es wurde Licht gebracht und wir ſahn von neuem mit leiſem liebendem Forſchen uns an. Die Geſtalt des Theuren war ſehr anders geworden ſeit den Tagen der Hoffnung. Wie die Mittagsſonne vom blaichen Himmel, funkelte ſein großes ewiglebendes Auge vom abgeblühten Geſichte mich an.

„Guter!" rief Alabanda mit freundlichem Unwillen, da ich ihn ſo anſah, „laß die Wehmuthsblike, guter Junge! Ich weiß es wohl, ich bin herabgekommen. O mein Hyperion! ich ſehne mich ſehr nach etwas Großem und Wahrem und ich hoff' es zu finden mit dir. Du biſt mir über den Kopf gewachſen, du biſt freier und ſtärker, wie ehmals, und ſiehe! das freut mich herzlich. Ich bin das dürre Land und du kommſt, wie ein glüklich Gewitter – o es iſt herrlich, daß du da biſt!"

„Stille!" ſagt' ich, „du nimmſt mir die Sinnen, und wir ſollten gar nicht von uns ſprechen, bis wir im Leben, unter den Thaten ſind."

„Ja wohl!“ rief Alabanda freudig, „erſt, wenn das Jagdhorn ſchallt, da fühlen ſich die Jäger.“

„Wirds denn bald angehn?“ ſagt’ ich.

„Es wird,“ rief Alabanda, „und ich ſage dir, Herz! es ſoll ein ziemlich Feuer werden. Ha! mags doch reichen bis an die Spize des Thurms und ſeine Fahne ſchmelzen und um ihn wüten und woogen, bis er berſtet und ſtürzt! – und ſtoße dich nur an unſern Bundsgenoſſen nicht. Ich weiß es wohl, die guten Ruſſen möchten uns gerne, wie Schießgewehre, brauchen. Aber laß das gut ſeyn! haben nur erſt unſere kräftigen Spartaner bei Gelegenheit erfahren, wer ſie ſind und was ſie können, und haben wir ſo den Pelopones erobert, ſo lachen wir dem Nordpol ins Angeſicht und bilden uns ein eigenes Leben.“

„Ein eignes Leben,“ rief ich, „ein neu, ein ehrſames Leben. Sind wir denn, wie ein Irrlicht, aus dem Sumpfe geboren oder ſtammen wir von den Siegern bei Salamis ab? Wie iſts denn nun? wie biſt du denn zur Magd geworden, griechiſche freie Natur? wie biſt du ſo herabgekommen, väterlich Geſchlecht, von dem das Götterbild des Jupiter und des Apoll einſt nur die Kopie war? – Aber höre mich, Joniens Himmel! höre mich, Vaterlandserde! die du dich halbnakt, wie eine Bettlerin, mit den Lappen deiner alten Herrlichkeit umkleideſt, ich will es länger nicht dulden!“

„O Sonne, die uns erzog!“ rief Alabanda, „zuſehn ſollſt du, wenn unter der Arbeit uns der Muth wächſt, wenn unter den Schlägen des Schikſaals unſer Entwurf, wie das Eiſen unter dem Hammer, ſich bildet.“

Es entzündete einer den andern.

„Und daß nur kein Fleken hängen bleibe," rief ich, „keine Posse, womit uns das Jahrhundert, wie der Pöbel die Wände, bemahlt!"

„O," rief Alabanda, „darum ist der Krieg auch so gut –"

„Recht, Alabanda," rief ich, „so wie alle große Arbeit, wo des Menschen Kraft und Geist und keine Krüke und kein wächserner Flügel hilft. Da legen wir die Sclavenkleider ab, worauf das Schiksaal uns sein Wappen gedrükt –"

„Da gilt nichts eitles und anerzwungenes mehr," rief Alabanda, „da gehn wir schmuklos, fessellos, nakt, wie im Weltlauf zu Nemea, zum Ziele."

„Zum Ziele," rief ich, „wo der junge Freistaat dämmert und das Pantheon alles Schönen aus griechischer Erde sich hebt."

Alabanda schwieg eine Weile. Eine neue Röthe stieg auf in seinem Gesichte, und seine Gestalt wuchs, wie die erfrischte Pflanze, in die Höhe.

„O Jugend! Jugend!" rief er, „dann will ich trinken aus deinem Quell, dann will ich leben und lieben. Ich bin sehr freudig, Himmel der Nacht," fuhr er, wie trunken, fort, indem er unter das Fenster trat, „wie eine Rebenlaube, überwölbest du mich, und deine Sterne hängen, wie Trauben, herunter."

Hyperion an Diotima

Es ist mein Glük, daß ich in voller Arbeit lebe. Ich müßt' in eine Thorheit um die andere fallen, so voll ist meine Seele, so berauscht der Mensch mich, der wunderbare, der stolze, der nichts liebt, als mich, und alle

Demuth, die in ihm iſt, nur auf mich häuft. O Diotima! dieſer Alabanda hat geweint vor mir, hat, wie ein Kind, mirs abgebeten, was er mir in Smyrna getan. Wer bin ich dann, ihr Lieben, daß ich mein euch nenne, daß ich ſagen darf, ſie ſind mein eigen, daß ich, wie ein Eroberer, zwiſchen euch ſteh' und euch, wie meine Beute, umfaſſe.

O Diotima! o Alabanda! edle, ruhiggroße Weſen! wie muß ich vollenden, wenn ich nicht fliehn will vor meinem Glüke, vor euch?

Eben, während ich ſchrieb, erhielt ich deinen Brief, du Liebe.

Traure nicht, holdes Weſen, traure nicht! Spare dich, unverſehrt von Gram, den künftigen Vaterlandsfeſten! Diotima! dem glühenden Feſttag der Natur, dem ſpare dich auf und all den heitern Ehrentagen der Götter!

Sieheſt du Griechenland nicht ſchon?

O ſieheſt du nicht, wie, froh der neuen Nachbarſchaft, die ewigen Sterne lächeln über unſern Städten und Hainen, wie das alte Meer, wenn es unſer Volk luſtwandelnd am Ufer ſieht, der ſchönen Athener wieder gedenkt und wieder Glük uns bringt, wie damals ſeinen Lieblingen, auf fröhlicher Wooge?

Seelenvolles Mädchen! Du biſt ſo ſchön ſchon izt! wie wirſt du dann erſt, wenn das ächte Klima dich nährt, in entzükender Glorie blühn!

Diotima an Hyperion

Ich hatte die meiſte Zeit mich eingeſchloſſen, ſeit du fort biſt, lieber Hyperion! Heute war ich wieder einmal draußen.

In holder Februarluft hab' ich Leben gesammelt und bringe das gesammelte dir. Es hat auch mir noch wohlgethan, das frische Erwarmen des Himmels, noch hab' ich sie mitgefühlt, die neue Wonne der Pflanzenwelt, der reinen, immergleichen, wo alles trauert und sich wieder freut zu seiner Zeit.

Hyperion! o mein Hyperion! warum gehn wir denn die stillen Lebenswege nicht auch? Es sind heilige Namen, Winter und Frühling und Sommer und Herbst! wir aber kennen sie nicht. Ist es nicht Sünde, zu trauern im Frühling? warum thun wir es dennoch?

Vergieb mir! die Kinder der Erde leben durch die Sonne allein; ich lebe durch dich, ich habe andre Freuden, ist es denn ein Wunder, wenn ich andre Trauer habe? und muß ich trauern? muß ich denn?

Muthiger! Lieber! sollt' ich welken, wenn du glänzest? sollte mir das Herz ermatten, wenn die Siegslust dir in allen Sehnen erwacht? Hätt' ich eh'mals gehört, ein griechischer Jüngling mache sich auf, das gute Volk aus seiner Schmach zu ziehn, es der mütterlichen Schönheit, der es entstammte, wieder zu bringen, wie hätt' ich aufgestaunt aus dem Traume der Kindheit und gedürstet nach dem Bilde des Theuren? und nun er da ist, nun er mein ist, kann ich noch weinen? o des albernen Mädchens! ist es denn nicht wirklich? ist er der Herrliche nicht, und ist er nicht mein! o ihr Schatten seeliger Zeit! ihr meine trauten Erinnerungen!

Ist mir doch, als wär' er kaum von gestern, jener Zauberabend, da der heil'ge Fremdling mir zum erstenmale begegnete, da er, wie ein trauernder Genius hereinglänzt' in die Schatten des Walds, wo im Jugend-

traume das unbekümmerte Mädchen saß – in der Mailuft kam er, in Joniens zaubrischer Mailuft, und sie macht' ihn blühender mir, sie lokt ihm das Haar, entfaltet' ihm, wie Blumen, die Lippen, löst' in Lächeln die Wehmuth auf, und, o ihr Stralen des Himmels! wie leuchtet ihr aus diesen Augen mich an, aus diesen berauschenden Quellen, wo im Schatten umschirmender Bogen ewig Leben schimmert und wallt! –

Gute Götter! wie er schön ward mit dem Blik' auf mich! wie der ganze Jüngling, eine Spanne größer geworden, in leichter Nerve dastand, nur daß ihm die lieben Arme, die bescheidnen, niedersanken, als wären sie nichts! und wie er drauf emporsah im Entzüken, als wär' ich gen Himmel entflogen und nicht mehr da, ach! wie er nun in aller Herzensanmuth lächelt' und erröthete, da er wieder mich gewahr ward, und unter den dämmernden Thränen sein Phöbusauge durchstralt', um zu fragen: bist du's? bist du es wirklich?

Und warum begegnet' er so frommen Sinnes, so voll lieben Aberglaubens mir? warum lokt' er erst, sein Haupt gesenkt, warum war der Götterjüngling so voll Scheuns und Trauerns? Sein Genius war zu seelig, um allein zu bleiben, und zu arm die Welt, um ihn zu fassen. O es war ein liebes Bild, gewebt von Größe und Leiden! Aber nun ists anders! mit den Leiden ists aus! Er hat zu thun bekommen, er ist der Kranke nicht mehr! –

Ich war voll Seufzens, da ich anfieng dir zu schreiben, mein Geliebter! Jezt bin ich lauter Freude. So spricht man über dir sich glüklich. Und siehe! so soll's auch bleiben. Lebe wohl!

Wir haben noch zu gutem Ende dein Feſt gefeiert, ſchönes Leben! ehe der Lärm beginnt. Es war ein himmliſcher Tag. Das holde Frühjahr weht' und glänzte vom Orient her, entlokt' uns deinen Namen, wie es den Bäumen die Blüthen entlokt, und alle ſeeligen Geheimniſſe der Liebe entathmeten mir. Eine Liebe, wie die unſre, war dem Freunde nie erſchienen, und es war entzükend, wie der ſtolze Menſch aufmerkte und Auge und Geiſt ihm glühte, dein Bild, dein Weſen zu faſſen.

„O," rief er endlich, „da iſts wohl der Mühe werth, für unſer Griechenland zu ſtreiten, wenn es ſolche Gewächſe noch trägt!"

„Ja wohl, mein Alabanda," ſagt' ich; „da gehn wir heiter in den Kampf, da treibt uns himmliſch Feuer zu Thaten, wenn unſer Geiſt vom Bilde ſolcher Naturen verjüngt iſt, und da läuft man auch nach einem kleinen Ziele nicht, da ſorgt man nicht für diß und das und künſtelt, den Geiſt nicht achtend, von außen und trinkt um des Kelchs willen den Wein; da ruhn wir dann erſt, Alabanda, wenn des Genius Wonne kein Geheimniß mehr iſt, dann erſt, wenn die Augen all in Triumphbogen ſich wandeln, wo der Menſchengeiſt, der langabweſende, hervorglänzt aus den Irren und Leiden und ſiegesfroh den väterlichen Aether grüßt. – Ha! an der Fahne allein ſoll niemand unſer künftig Volk erkennen; es muß ſich alles verjüngen, es muß von Grund aus anders ſeyn; voll Ernſts die Luſt und heiter alle Arbeit! nichts, auch das kleinſte, das alltäglichſte nicht ohne den Geiſt und die Götter! Lieb' und Haß und jeder Laut von uns muß die gemeinere Welt befremden und

auch kein Augenblik darf Einmal noch uns mahnen an die platte Vergangenheit!“

Hyperion an Diotima

Der Vulkan bricht los. In Koron und Modon werden die Türken belagert und wir rüken mit unſerem Bergvolk gegen den Pelopones hinauf.

Nun hat die Schwermuth all' ein Ende, Diotima, und mein Geiſt iſt veſter und ſchneller, ſeit ich in lebendiger Arbeit bin, und ſieh! ich habe nun auch eine Tagesordnung.

Mit der Sonne beginn' ich. Da geh' ich hinaus, wo im Schatten des Walds mein Kriegsvolk liegt, und grüße die tauſend hellen Augen, die jezt vor mir mit wilder Freundlichkeit ſich aufthun. Ein erwachendes Heer! ich kenne nichts gleiches und alles Leben in Städten und Dörfern iſt, wie ein Bienenſchwarm, dagegen.

Der Menſch kan's nicht verläugnen, daß er einſt glüklich war, wie die Hirſche des Forſts, und nach unzähligen Jahren glimmt noch in uns ein Sehnen nach den Tagen der Urwelt, wo jeder die Erde durchſtreifte, wie ein Gott, ehe, ich weiß nicht was? den Menſchen zahm gemacht, und noch, ſtatt Mauern und todtem Holz, die Seele der Welt, die heilige Luft allgegenwärtig ihn umfieng.

Diotima! mir geſchieht oft wunderbar, wenn ich mein unbekümmert Volk durchgehe und, wie aus der Erde gewachſen, einer um den andern aufſteht und dem Morgenlicht' entgegen ſich dehnt, und unter den Hauffen der Männer die knatternde Flamme emporſteigt, wo die Mutter ſizt mit dem frierenden Kindlein, wo

die erquikende Speiſe kocht, indeß die Roſſe, den Tag witternd, ſchnauben und ſchrein, und der Wald ertönt von allerſchütternder Kriegsmuſik, und rings von Waffen ſchimmert und rauſcht – aber das ſind Worte und die eigne Luſt von ſolchem Leben erzählt ſich nicht.

Dann ſammelt mein Hauffe ſich um mich her, mit Luſt, und es iſt wunderbar, wie auch die Älteſten und Trozigſten in aller meiner Jugend mich ehren. Wir werden vertrauter und mancher erzählt, wie's ihm ergieng im Leben, und mein Herz ſchwillt oft vor mancherlei Schikſaal. Dann fang' ich an, von beſſeren Tagen zu reden, und glänzend gehn die Augen ihnen auf, wenn ſie des Bundes gedenken, der uns einigen ſoll, und das ſtolze Bild des werdenden Freiſtaats dämmert vor ihnen.

Alles für jeden und jeder für alle! Es iſt ein freudiger Geiſt in den Worten und er ergreift auch immer meine Menſchen, wie Göttergebot. O Diotima! ſo zu ſehn, wie von Hoffnungen da die ſtarre Natur erwaicht und all' ihre Pulſe mächtiger ſchlagen und von Entwürfen die verdüſterte Stirne ſich entfaltet und glänzt, ſo da zu ſtehn in einer Sphäre von Menſchen, umrungen von Glauben und Luſt, das iſt doch mehr, als Erd' und Himmel und Meer in aller ihrer Glorie zu ſchaun.

Dann üb' ich ſie in Waffen und Märſchen bis um Mittag. Der frohe Muth macht ſie gelehrig, wie er zum Meiſter mich macht. Bald ſtehn ſie dichtgedrängt in macedoniſcher Ruh' und regen den Arm nur, bald fliegen ſie, wie Stralen, auseinander zum gewagteren Streit in einzelnen Hauffen, wo die geſchmeidige Kraft in jeder Stelle ſich ändert und jeder ſelbſt ſein Feldherr

iſt, und ſammeln ſich wieder in ſicherem Punkt – und immer, wo ſie gehen und ſtehn in ſolchem Waffentanze, ſchwebt ihnen und mir das Bild der Tyrannenknechte und der ernſtere Wahlplaz vor Augen.

Drauf, wenn die Sonne heißer ſcheint, wird Rath gehalten im Innern des Walds und es iſt Freude, ſo mit ſtillen Sinnen über der großen Zukunft zu walten. Wir nehmen dem Zufall die Kraft, wir meiſtern das Schikſaal. Wir laſſen Widerſtand nach unſerem Willen entſtehn, wir reizen den Gegner zu dem, worauf wir gerüſtet ſind. Oder ſehen wir zu und ſcheinen furchtſam und laſſen ihn näher kommen, bis er das Haupt zum Schlag uns reicht, auch nehmen wir ihm mit Schnelle die Faſſung und das iſt meine Panacee. Doch halten die erfahrneren Ärzte nichts auf ſolche allesheilende Mittel.

Wie wohl iſt dann des Abends mir bei meinem Alabanda, wenn wir zur Luſt auf muntern Roſſen die ſonnenrothen Hügel umſchweifen, und auf den Gipfeln, wo wir weilen, die Luft in den Mähnen unſerer Thiere ſpielt, und das freundliche Säuſeln in unſere Geſpräche ſich miſcht, indeß wir hinausſehn in die Fernen von Sparta, die unſer Kampfpreis ſind! und wenn wir nun zurük ſind und zuſammenſizen in lieblicher Kühle der Nacht, wo uns der Becher duftet und das Mondlicht unſer ſpärlich Mahl beſcheint und mitten in unſrer lächelnden Stille die Geſchichte der Alten, wie eine Wolke, aufſteigt aus dem heiligen Boden, der uns trägt, wie ſeelig iſts da, in ſolchem Momente ſich die Hände zu reichen!

Dann ſpricht wohl Alabanda noch von manchem,

den die Langeweile des Jahrhunderts peinigt, von ſo mancher wunderbaren krummen Bahn, die ſich das Leben bricht, ſeitdem ſein grader Gang gehemmt iſt, dann fällt mir auch mein Adamas ein, mit ſeinen Reiſen, ſeiner eignen Sehnſucht in das innere Aſien hinein – das ſind nur Nothbehelfe, guter Alter! möcht' ich dann ihm rufen, komm! und baue deine Welt! mit uns! denn unſre Welt iſt auch die deine.

Auch die deine, Diotima, denn ſie iſt die Kopie von dir. O du, mit deiner Elyſiumsſtille, könnten wir das ſchaffen, was du biſt!

Hyperion an Diotima

Wir haben jezt dreimal in Einem fort geſiegt in kleinen Gefechten, wo aber die Kämpfer ſich durchkreuzten, wie Blize, und alles Eine verzehrende Flamme war. Navarin iſt unſer und wir ſtehen jezt vor der Veſte Miſiſtra, dem Überreſte des alten Sparta. Ich hab' auch die Fahne, die ich einer Albaniſchen Horte entriß, auf eine Ruine gepflanzt, die vor der Stadt liegt, habe vor Freude meinen türkiſchen Kopfbund in den Eurotas geworfen und trage ſeitdem den griechiſchen Helm.

Und nun möcht' ich dich ſehen, o Mädchen! ſehen möcht' ich dich und deine Hände nehmen und an mein Herz ſie drüken, dem die Freude nun bald vielleicht zu groß iſt! bald! in einer Woche vielleicht, iſt er befreit, der alte, edle, heilige Pelopones.

O dann, du Theure! lehre mich fromm ſeyn! dann lehre mein überwallend Herz ein Gebet! Ich ſollte ſchweigen, denn was hab' ich gethan? und hätt' ich etwas gethan, wovon ich ſprechen möchte, wieviel iſt

dennoch übrig? Aber was kann ich dafür, daß mein Gedanke ſchneller iſt, wie die Zeit? Ich wollte ſo gern, es wäre umgekehrt und die Zeit und die That überflöge den Gedanken und der geflügelte Sieg übereilte die Hoffnung ſelbſt.

Mein Alabanda blüht, wie ein Bräutigam. Aus jedem ſeiner Blike lacht die kommende Welt mich an, und daran ſtill' ich noch die Ungedult ſo ziemlich.

Diotima! ich möchte dieſes werdende Glük nicht um die ſchönſte Lebenszeit des alten Griechenlands vertauſchen, und der kleinſte unſrer Siege iſt mir lieber, als Marathon und Thermopylä und Platea. Iſts nicht wahr? Iſt nicht dem Herzen das geneſende Leben mehr werth, als das reine, das die Krankheit noch nicht kennt? Erſt wenn die Jugend hin iſt, lieben wir ſie, und dann erſt, wenn die verlorne wiederkehrt, beglükt ſie alle Tiefen der Seele.

Am Eurotas ſtehet mein Zelt, und wenn ich nach Mitternacht erwache, rauſcht der alte Flußgott mahnend mir vorüber, und lächelnd nehm' ich die Blumen des Ufers, und ſtreue ſie in ſeine glänzende Welle und ſag' ihm: Nimm es zum Zeichen, du Einſamer! Bald umblüht das alte Leben dich wieder.

Diotima an Hyperion

Ich habe die Briefe erhalten, mein Hyperion, die du unterwegens mir ſchriebſt. Du ergreifſt mich gewaltig mit allem, was du mir ſagſt, und mitten in meiner Liebe ſchaudert mich oft, den ſanften Jüngling, der zu meinen Füßen geweint, in dieſes rüſtige Weſen verwandelt zu ſehn.

Wirſt du denn nicht die Liebe verlernen?

Aber wandle nur zu! Ich folge Dir. Ich glaube, wenn du mich haſſen könnteſt, würd' ich auch da ſogar dir nachempfinden, würde mir Mühe geben, dich zu haſſen, und ſo blieben unſre Seelen ſich gleich und das iſt kein eitelübertrieben Wort, Hyperion.

Ich bin auch ſelbſt ganz anders wie ſonſt. Mir mangelt der heitre Blik in die Welt und die freie Luſt an allem Lebendigen. Nur das Feld der Sterne zieht mein Auge noch an. Dagegen denk' ich um ſo lieber an die großen Geiſter der Vorwelt und wie ſie geendet haben auf Erden, und die hohen Spartaniſchen Frauen haben mein Herz gewonnen. Dabei vergeß' ich nicht die neuen Kämpfer, die kräftigen, deren Stunde gekommen iſt, oft hör' ich ihren Siegslärm durch den Pelopones herauf mir näher brauſen und näher, oft ſeh' ich ſie, wie eine Kataracte, dort herunterwoogen durch die Epidauriſchen Wälder und ihre Waffen fernher glänzen im Sonnenlichte, das, wie ein Herold, ſie begleitet, o mein Hyperion! und du kömmſt geſchwinde nach Kalaurea herüber und grüßeſt die ſtillen Wälder unſerer Liebe, grüßeſt mich, und fliegſt nun wieder zu deiner Arbeit zurük; – und denkſt du, ich fürchte den Ausgang? Liebſter! manchmal will's mich überfallen, aber meine größern Gedanken halten, wie Flammen, den Froſt ab. –

Lebe wohl! vollende, wie es der Geiſt dir gebeut! und laß den Krieg zu lange nicht dauern, um des Friedens willen, Hyperion, um des ſchönen, neuen, goldenen Friedens willen, wo, wie du ſagteſt, einſt in unſer Rechtsbuch eingeſchrieben werden die Geſeze der Natur, und wo das Leben ſelbſt, wo ſie, die göttliche Natur, die in

kein Buch geſchrieben werden kann, im Herzen der Gemeinde ſeyn wird. Lebe wohl!

Hyperion an Diotima

Du hätteſt mich beſänftigen ſollen, meine Diotima! hätteſt ſagen ſollen, ich möchte mich [nicht] übereilen, möchte dem Schikſaal nach und nach den Sieg abnöthigen, wie kargen Schuldnern die Summe. O Mädchen! ſtille zu ſtehn, iſt ſchlimmer, wie alles. Mir troknet das Blut in den Adern, ſo dürſt' ich, weiterzukommen, und muß hier müßig ſtehn, muß belagern und belagern, den einen Tag wie den andern. Unſer Volk will ſtürmen, aber das würde die aufgeregten Gemüther zum Rauſch erhizen, und wehe dann unſern Hoffnungen, wenn das wilde Weſen aufgährt und die Zucht und die Liebe zerreißt.

Ich weiß nicht, es kann nur noch einige Tage dauern, ſo muß Miſiſtra ſich ergeben, aber ich wollte, wir wären weiter. Im Lager hier iſts mir, wie in gewitterhafter Luft. Ich bin ungeduldig, auch meine Leute gefallen mir nicht. Es iſt ein furchtbarer Muthwill unter ihnen.

Aber ich bin nicht klug, daß ich ſo viel aus meiner Laune mache. Und das alte Lacedämon iſts ja doch wohl werth, daß man ein wenig Sorge leidet, eh' man es hat.

Hyperion an Diotima

Es iſt aus, Diotima! unſre Leute haben geplündert, gemordet, ohne Unterſchied, auch unſre Brüder ſind erſchlagen, die Griechen in Miſiſtra, die Unſchuldigen, oder irren ſie hülflos herum und ihre todte Jammer-

miene ruft Himmel und Erde zur Rache gegen die Barbaren, an deren Spize ich war.

Nun kann ich hingehn und von meiner guten Sache predigen. O nun fliegen alle Herzen mir zu!

Aber ich hab's auch klug gemacht. Ich habe meine Leute gekannt. In der That! es war ein außerordentlich Project, durch eine Räuberbande mein Elyſium zu pflanzen.

Nein! bei der heiligen Nemeſis! mir iſt recht geſchehn und ich will's auch dulden, dulden will ich, bis der Schmerz mein lezt' Bewußtſeyn mir zerreißt.

Denkſt du, ich tobe? Ich habe eine ehrſame Wunde, die einer meiner Getreuen mir ſchlug, indem ich den Greuel abwehrte. Wenn ich tobte, ſo riſſ' ich die Binde von ihr, und ſo ränne mein Blut, wohin es gehört, in dieſe trauernde Erde.

Dieſe trauernde Erde! die nakte! ſo ich kleiden wollte mit heiligen Hainen, ſo ich ſchmüken wollte mit allen Blumen des griechiſchen Lebens!

O es wäre ſchön geweſen, meine Diotima.

Nennſt du mich muthlos? Liebes Mädchen! es iſt des Unheils zu viel. An allen Enden brechen wütende Hauffen herein; wie eine Seuche, tobt die Raubgier in Morea, und wer nicht auch das Schwert ergreift, wird verjagt, geſchlachtet, und dabei ſagen die Raſenden, ſie fechten für unſre Freiheit. Andre des rohen Volks ſind von dem Sultan beſtellt und treiben's, wie jene.

Eben hör' ich, unſer ehrlos Heer ſei nun zerſtreut. Die Feigen begegneten bei Tripoliſſa einem Albaniſchen Hauffen, der um die Hälfte geringer an Zahl war. Weil's aber nichts zu plündern gab, ſo liefen die Elenden alle

davon. Die Russen, die mit uns den Feldzug wagten, vierzig brave Männer, hielten allein aus, fanden auch alle den Tod.

Und so bin ich nun mit meinem Alabanda wieder einsam, wie zuvor. Seitdem der Treue mich fallen und bluten sah in Misistra, hat er alles andre vergessen, seine Hoffnungen, seine Siegeslust, seine Verzweiflung. Der Ergrimmte, der unter die Plünderer stürzte, wie ein strafender Gott, der führte nun so sanft mich aus dem Getümmel, und seine Thränen nezten mein Kleid. Er blieb auch bei mir in der Hütte, wo ich seitdem lag, und ich freue mich nun erst recht darüber. Denn wär' er mit fortgezogen, so läg' er jezt bei Tripolissa im Staub.

Wie es weiter werden soll, das weiß ich nicht. Das Schiksaal stößt mich ins Ungewisse hinaus und ich hab' es verdient; von dir verbannt mich meine eigene Schaam, und wer weiß, wie lange?

Ach! ich habe dir ein Griechenland versprochen und du bekommst ein Klaglied nun dafür. Sei selbst dein Trost!

Hyperion an Diotima

Ich bringe mich mit Mühe zu Worten.

Man spricht wohl gerne, man plaudert, wie die Vögel, solange die Welt, wie Mailuft, einen anweht; aber zwischen Mittag und Abend kann es anders werden, und was ist verloren am Ende?

Glaube mir und denk', ich sag's aus tiefer Seele dir: die Sprache ist ein großer Überfluß. Das Beste bleibt doch immer für sich und ruht in seiner Tiefe, wie die Perle

im Grunde des Meers. – Doch was ich eigentlich dir ſchreiben wollte, weil doch einmal das Gemälde ſeinen Rahmen und der Mann ſein Tagwerk haben muß, ſo will ich noch eine Zeitlang Dienſte nehmen bei der Ruſſiſchen Flotte; denn mit den Griechen hab' ich weiter nichts zu thun.

O theures Mädchen! es iſt ſehr finſter um mich geworden.

Hyperion an Diotima

Ich habe gezaudert, gekämpfr. Doch endlich muß es ſeyn.

Ich ſehe, was nothwendig iſt, und weil ich es ſehe, ſo ſoll es auch werden. Misdeute mich nicht! verdamme mich nicht! ich muß dir rathen, daß du mich verläſſeſt, meine Diotima.

Ich bin für dich nichts mehr, du holdes Weſen! Diß Herz iſt dir verſiegt, und meine Augen ſehen das Lebendige nicht mehr. O meine Lippen ſind verdorrt; der Liebe ſüßer Hauch quillt mir im Buſen nicht mehr.

Ein Tag hat alle Jugend mir genommen; am Eurotas hat mein Leben ſich müde geweint, ach! am Eurotas, der in rettungsloſer Schmach an Lacedämons Schutt vorüberklagt, mit allen ſeinen Wellen. Da, da hat mich das Schikſaal abgeerndtet. – Soll ich deine Liebe, wie ein Allmoſen, beſizen? – Ich bin ſo gar nichts, bin ſo ruhmlos, wie der ärmſte Knecht. Ich bin verbannt, verflucht, wie ein gemeiner Rebell, und mancher Grieche in Morea wird von unſern Heldenthaten, wie von einer Diebsgeſchichte, ſeinen Kinderkindern künftighin erzählen.

Ach! und Eines hab' ich lange dir verſchwiegen. Feierlich verſtieß mein Vater mich, verwies mich ohne Rükkehr aus dem Hauſe meiner Jugend, will mich nimmer wieder ſehen, nicht in dieſem, noch im andern Leben, wie er ſagt. So lautet die Antwort auf den Brief, worinn ich mein Beginnen ihm geſchrieben.

Nun laß dich nur das Mitleid nimmer irreführen. Glaube mir, es bleibt uns überall noch eine Freude. Der ächte Schmerz begeiſtert. Wer auf ſein Elend tritt, ſteht höher. Und das iſt herrlich, daß wir erſt im Leiden der Seele Freiheit fühlen. Freiheit! wer das Wort verſteht – es iſt ein tiefes Wort, Diotima. Ich bin ſo innigſt angefochten, bin ſo unerhört gekränkt, bin ohne Hoffnung, ohne Ziel, bin gänzlich ehrlos, und doch iſt eine Macht in mir, ein Unbezwingliches, das mein Gebein mit ſüßen Schauern durchdringt, ſo oft es rege wird in mir.

Auch hab' ich meinen Alabanda noch. Der hat ſo wenig zu gewinnen, als ich ſelbſt. Den kann ich ohne Schaden mir behalten. Ach! der königliche Jüngling hätt' ein beſſer Loos verdient. Er iſt ſo ſanft geworden und ſo ſtill. Das will mir oft das Herz zerreißen. Aber einer erhält den andern. Wir ſagen uns nichts; was ſollten wir uns ſagen? aber es iſt denn doch ein Seegen in manchem kleinen Liebesdienſte, den wir uns leiſten.

Da ſchläft er und lächelt genügſam, mitten in unſrem Schikſaal. Der Gute! er weiß nicht, was ich thue. Er würd' es nicht dulden. Du muſt an Diotima ſchreiben, gebot er mir, und muſt ihr ſagen, daß ſie bald mit dir ſich aufmacht, in ein leidlicher Land zu fliehn. Aber

er weiß nicht, daß ein Herz, das ſo verzweifeln lernte, wie ſeines und wie meines, der Geliebten nichts mehr iſt. Nein! nein! du fändeſt ewig keinen Frieden bei Hyperion, du müßteſt untreu werden und das will ich dir erſparen.

Und ſo lebe denn wohl, du ſüßes Mädchen! lebe wohl! Ich möchte dir ſagen, gehe dahin, gehe dorthin; da rauſchen die Quellen des Lebens. Ich möcht' ein freier Land, ein Land voll Schönheit und voll Seele dir zeigen und ſagen: dahin rette dich! Aber o Himmel! könnt' ich diß, ſo wär' ich auch ein andrer und ſo müßt' ich auch nicht Abſchied nehmen — Abſchied nehmen? Ach! ich weiß nicht, was ich thue. Ich wähnte mich ſo gefaßt, ſo beſonnen. Jezt ſchwindelt mir und mein Herz wirft ſich umher, wie ein ungeduldiger Kranker. Weh über mich! ich richte meine lezte Freude zu Grunde. Aber es muß ſeyn und das Ach! der Natur iſt hier umſonſt. Ich bins dir ſchuldig, und ich bin ja ohnediß dazu geboren, heimathlos und ohne Ruheſtätte zu ſeyn. O Erde! o ihr Sterne! werde ich nirgends wohnen am Ende?

Noch Einmal möcht' ich wiederkehren an deinen Buſen, wo es auch wäre! Aetheraugen! Einmal noch mir wieder begegnen in euch! an deinen Lippen hängen, du Liebliche! du Unausſprechliche! und in mich trinken dein entzükend heiligſüßes Leben – aber höre das nicht! ich bitte dich, achte das nicht! Ich würde ſagen, ich ſei ein Verführer, wenn du es hörteſt. Du kennſt mich, du verſtehſt mich. Du weiſt, wie tief du mich achteſt, wenn du mich nicht bedauerſt, mich nicht hörſt.

Ich kann, ich darf nicht mehr – wie mag der

Priester leben, wo sein Gott nicht mehr ist? O Genius meines Volks, o Seele Griechenlands! ich muß hinab, ich muß im Todtenreiche dich suchen.

Hyperion an Diotima

Ich habe lange gewartet, ich will es dir gestehn, ich habe sehnlich auf ein Abschiedswort aus deinem Herzen gehoft, aber du schweigst. Auch das ist eine Sprache deiner schönen Seele, Diotima.

Nicht wahr, die heiligern Akkorde hören darum denn doch nicht auf? nicht wahr, Diotima, wenn auch der Liebe sanftes Mondlicht untergeht, die höhern Sterne ihres Himmels leuchten noch immer? O das ist ja meine lezte Freude, daß wir unzertrennlich sind, wenn auch kein Laut von dir zu mir, kein Schatte unsrer holden Jugendtage mehr zurükkehrt!

Ich schaue hinaus in die abendröthliche See, ich streke meine Arme aus nach der Gegend, wo du ferne lebst, und meine Seele erwarmt noch einmal an allen Freuden der Liebe und Jugend.

O Erde! meine Wiege! alle Wonne und aller Schmerz ist in dem Abschied, den wir von dir nehmen.

Ihr lieben Jonischen Inseln! und du, mein Kalaurea, und du, mein Tina, ihr seid mir all' im Auge, so fern ihr seid, und mein Geist fliegt mit den Lüftchen über die regen Gewässer; und die ihr dort zur Seite mir dämmert, ihr Ufer von Teos und Ephesus, wo ich einst mit Alabanda gieng in den Tagen der Hoffnung, ihr scheint mir wieder, wie damals, und ich möcht' hinüberschiffen ans Land und den Boden küssen und den Boden erwärmen an meinem Busen, und alle süßen Ab-

ſchiedsworte ſtammeln vor der ſchweigenden Erde, eh' ich auffliege ins Freie.

Schade, Schade, daß es jezt nicht beſſer zugeht unter den Menſchen, ſonſt blieb' ich gern auf dieſem guten Stern. Aber ich kann diß Erdenrund entbehren, das iſt mehr, denn alles, was es geben kann.

Laß uns im Sonnenlicht, o Kind! die Knechtſchaft dulden, ſagte zu Polyxena die Mutter, und ihre Lebensliebe konnte nicht ſchöner ſprechen. Aber das Sonnenlicht, das eben widerräth die Knechtſchaft mir, das läßt mich auf der entwürdigten Erde nicht bleiben und die heiligen Strahlen ziehn, wie Pfade, die zur Heimath führen, mich an.

Seit langer Zeit iſt mir die Majeſtät der ſchikſaalloſen Seele gegenwärtiger, als alles andre, geweſen; in herrlicher Einſamkeit hab' ich manchmal in mir ſelber gelebt; ich bin's gewohnt geworden, die Außendinge abzuſchütteln, wie Floken von Schnee; wie ſollt' ich dann mich ſcheuen, den ſogenannten Tod zu ſuchen? hab' ich nicht tauſendmal mich in Gedanken befreit, wie ſollt' ich denn anſtehn, es Einmal wirklich zu thun? Sind wir denn, wie leibeigene Knechte, an den Boden gefeſſelt, den wir pflügen? ſind wir, wie zahmes Geflügel, das aus dem Hofe nicht laufen darf, weil's da gefüttert wird?

Wir ſind, wie die jungen Adler, die der Vater aus dem Neſte jagt, daß ſie im hohen Aether nach Beute ſuchen.

Morgen ſchlägt ſich unſre Flotte und der Kampf wird heiß genug ſeyn. Ich betrachte dieſe Schlacht wie ein Bad, den Staub mir abzuwaſchen; und ich werde wohl

finden, was ich wünſche; Wünſche, wie meiner, gewähren an Ort und Stelle ſich leicht. Und ſo hätt' ich doch am Ende durch meinen Feldzug etwas erreicht und ſehe, daß unter Menſchen keine Mühe vergebens iſt.

Fromme Seele! ich möchte ſagen, denke meiner, wenn du an mein Grab kömſt. Aber ſie werden mich wohl in die Meersfluth werfen, und ich ſeh' es gerne, wenn der Reſt von mir da unterſinkt, wo die Quellen all' und die Ströme, die ich liebte, ſich verſammeln, und wo die Wetterwolke aufſteigt, und die Berge tränkt und die Thale, die ich liebte. Und wir? o Diotima! Diotima! wann ſehn wir uns wieder?

Es iſt unmöglich, und mein innerſtes Leben empört ſich, wenn ich denken will, als verlören wir uns. Ich würde Jahrtauſende lang die Sterne durchwandern, in alle Formen mich kleiden, in alle Sprachen des Lebens, um dir Einmal wieder zu begegnen. Aber ich denke, was ſich gleich iſt, findet ſich bald.

Große Seele! du wirſt dich finden können in dieſen Abſchied und ſo laß mich wandern! Grüße deine Mutter! Grüße Notara und die andern Freunde!

Auch die Bäume grüße, wo ich dir zum erſtenmale begegnete, und die fröhlichen Bäche, wo wir giengen, und die ſchönen Gärten von Angele, und laß, du Liebe! dir mein Bild dabei begegnen. Lebe wohl!

Zweites Buch

Hyperion an Bellarmin

Ich war in einem holden Traume, da ich die Briefe, die ich einſt gewechſelt, für dich abſchrieb. Nun ſchreib' ich wieder dir, mein Bellarmin! und führe weiter dich hinab, hinab bis in die tiefſte Tiefe meiner Leiden, und dann, du lezter meiner Lieben! komm mit mir heraus zur Stelle, wo ein neuer Tag uns anglänzt.

Die Schlacht, wovon ich an Diotima geſchrieben, begann. Die Schiffe der Türken hatten ſich in den Canal, zwiſchen die Inſel Chios und die Aſiatiſche Küſte hinein, geflüchtet, und ſtanden am veſten Lande hinauf bei Tſchesme. Mein Admiral verließ mit ſeinem Schiffe, worauf ich war, die Reihe, und hub das Vorſpiel an mit dem erſten Schiffe der Türken. Das grimmige Paar war gleich beim erſten Angriff bis zum Taumel erhizt, es war ein rachetrunknes ſchrekliches Getümmel. Die Schiffe hiengen bald mit ihrem Tauwerk aneinander veſt; das wütende Gefecht ward immer enger und enger.

Ein tiefes Lebensgefühl durchdrang mich noch. Es war mir warm und wohl in allen Gliedern. Wie ein Zärtlichſcheidender, fühlte zum leztenmale ſich in allen ſeinen Sinnen mein Geiſt. Und nun, voll heißen Unmuths, daß ich Beſſeres nicht wußte, denn mich ſchlachten zu laſſen in einem Gedränge von Barbaren, mit zürnenden Thränen im Auge, ſtürmt' ich hin, wo mir der Tod gewiß war.

Ich traf die Feinde nahe genug, und von den Ruſſen,

die an meiner Seite fochten, war in wenig Augenbliken auch nicht Einer übrig. Ich ſtand allein da, voll Stolzes, und warf mein Leben, wie einen Bettlerpfenning, vor die Barbaren, aber ſie wollten mich nicht. Sie ſahen mich an, wie einen, an dem man ſich zu verſündigen fürchtet, und das Schikſaal ſchien mich zu achten in meiner Verzweiflung.

Aus höchſter Nothwehr hieb denn endlich einer auf mich ein, und traf mich, daß ich ſtürzte. Mir wurde von da an nichts mehr bewußt, bis ich auf Paros, wohin ich übergeſchifft war, wieder erwachte.

Von dem Diener, der mich aus der Schlacht trug, hört' ich nachher, die beiden Schiffe, die den Kampf begonnen, ſeien in die Luft geflogen, den Augenblik darauf, nachdem er mit dem Wundarzt mich in einem Boote weggebracht. Die Ruſſen hatten Feuer in das Türkiſche Schiff geworſen, und weil ihr eignes an dem andern feſthieng, brannt' es mit auf.

Wie dieſe fürchterliche Schlacht ein Ende nahm, iſt dir bekannt. So ſtraft ein Gift das andre, rief ich, da ich erfuhr, die Ruſſen hätten die ganze Türkiſche Flotte verbrannt — ſo rotten die Tyrannen ſich ſelbſt aus.

Hyperion an Bellarmin

Sechs Tage nach der Schlacht lag ich in einem peinlichen todähnlichen Schlaf. Mein Leben war, wie eine Nacht, von Schmerzen, wie von zükenden Blizen, unterbrochen. Das Erſte, was ich wieder erkannte, war Alabanda. Er war, wie ich erfuhr, nicht einen Augenblik von mir gewichen, hatte faſt allein mich bedient, mit unbegreiflicher Geſchäftigkeit, mit tauſend zärt-

lichen häuslichen Sorgen, woran er sonst im Leben nie gedacht, und man hatt' ihn auf den Knien vor meinem Bette rufen gehört: „O lebe, mein Lieber! daß ich lebe!“

Es war ein glüklich Erwachen, Bellarmin! Da mein Auge nun wieder dem Lichte sich öffnete, und mit den Thränen des Wiedersehens der Herrliche vor mir stand.

Ich reicht' ihm die Hand hin, und der Stolze küßte sie mit allen Entzüken der Liebe. „Er lebt,“ rief er, „o Retterin! o Natur! du gute, allesheilende! dein armes Paar, das vaterlandslose, das irre, verlässest doch du nicht! O ich will es nie vergessen, Hyperion! wie dein Schiff vor meinen Augen im Feuer aufgieng, und donnernd in die rasende Flamme die Schiffer mit sich hinaufriß, und unter den wenigen geretteten kein Hyperion war. Ich war von Sinnen und der grimmige Schlachtlärm stillte mich nicht. Doch hört' ich bald von dir und flog dir nach, so bald wir mit dem Feinde vollends fertig waren.“ –

Und wie er nun mich hütete! wie er mit liebender Vorsicht mich gefangen hielt in dem Zauberkreise seiner Gefälligkeiten! wie er, ohne ein Wort, mit seiner großen Ruhe mich lehrte, den freien Lauf der Welt neidlos und männlich zu verstehen!

O ihr Söhne der Sonne! ihr freieren Seelen! es ist viel verloren gegangen in diesem Alabanda. Ich suchte umsonst und flehte das Leben an, seit er fort ist; solch eine Römernatur hab' ich nimmer gefunden. Der Sorgenfreie, der Tiefverständige, der Tapfre, der Edle! Wo ist ein Mann, wenn ers nicht war? Und wenn er freundlich war und fromm, da wars, wie wenn das

Abendlicht im Dunkel der majeſtätiſchen Eiche ſpielt und ihre Blätter träufeln vom Gewitter des Tags.

Hyperion an Bellarmin

Es war in den ſchönen Tagen des Herbſts, da ich von meiner Wunde halbgeneſen zum erſtenmale wieder ans Fenſter trat. Ich kam mit ſtilleren Sinnen wieder ins Leben und meine Seele war aufmerkſamer geworden. Mit ſeinem leiſeſten Zauber wehte der Himmel mich an, und mild, wie ein Blütheregen, floſſen die heitern Sonnenſtrahlen herab. Es war ein großer, ſtiller, zärtlicher Geiſt in dieſer Jahrszeit, und die Vollendungsruhe, die Wonne der Zeitigung in den ſäuſelnden Zweigen umfieng mich, wie die erneuerte Jugend, ſo die Alten in ihrem Elyſium hofften.

Ich hatt' es lange nicht mit reiner Seele genoſſen, das kindliche Leben der Welt, nun that mein Auge ſich auf mit aller Freude des Wiederſehens und die ſeelige Natur war wandellos in ihrer Schöne geblieben. Meine Thränen floſſen, wie ein Sühnopfer, vor ihr, und ſchaudernd ſtieg ein friſches Herz mir aus dem alten Unmuth auf. „O heilige Pflanzenwelt!“ rief ich, „wir ſtreben und ſinnen und haben doch dich! wir ringen mit ſterblichen Kräften Schönes zu baun, und es wächſt doch ſorglos neben uns auf! nicht wahr, Alabanda? für die Noth zu ſorgen, ſind die Menſchen gemacht, das übrige giebt ſich ſelber. Und doch – ich kann es nicht vergeſſen, wie viel mehr ich gewollt.“

„Laß dir genug ſeyn, Lieber! daß du biſt,“ rief Alabanda, „und ſtöre dein ſtilles Wirken durch die Trauer nicht mehr.“

„Ich will auch ruhen,“ ſagt’ ich. „O ich will die Entwürfe, die Fodrungen alle, wie Schuldbriefe, zerreißen. Ich will mich rein erhalten, wie ein Künſtler ſich hält, dich will ich lieben, harmlos Leben, Leben des Hains und des Quells! dich will ich ehren, o Sonnenlicht! an dir mich ſtillen, ſchöner Aether, der die Sterne beſeelt, und hier auch dieſe Bäume umathmet und hier im Innern der Bruſt uns berührt! o Eigenſinn der Menſchen! wie ein Bettler, hab’ ich den Naken geſenkt und es ſahen die ſchweigenden Götter der Natur mit allen ihren Gaaben mich an! – Du lächelſt, Alabanda? o wie oft, in unſern erſten Zeiten, haſt du ſo gelächelt, wann dein Knabe vor dir plauderte, im trunknen Jugendmuth, indeß du da, wie eine ſtille Tempelſäule, ſtandſt, im Schutt der Welt, und leiden mußteſt, daß die wilden Ranken meiner Liebe dich umwuchſen – ſieh! wie eine Binde fällt’s von meinen Augen, und die alten goldenen Tage ſind lebendig wieder da.“

„Ach!“ rief er, „dieſer Ernſt, in dem wir lebten, und dieſe Lebensluſt!“

„Wenn wir jagten im Forſt,“ rief ich, „wenn in der Meersfluth wir uns badeten, wenn wir ſangen und tranken, wo durch den Lorbeerſchatten die Sonn’ und der Wein und Augen und Lippen uns glänzten – es war ein einzig Leben, und unſer Geiſt umleuchtete, wie ein glänzender Himmel, unſer jugendlich Glük.“ „Drum läßt auch keiner von dem andern,“ ſagte Alabanda.

„O ich habe dir ein ſchwer Bekenntniß abzulegen,“ ſagt’ ich. „Wirſt du mir es glauben, daß ich fort gewollt? von dir! daß ich gewaltſam meinen Tod geſucht!

war das nicht herzlos? rasend? ach und meine Diotima! sie soll mich lassen, schrieb ich ihr, und drauf noch einen Brief, den Abend vor der Schlacht –" „Und da schriebst du," rief er, „daß du in der Schlacht dein Ende finden wolltest? o Hyperion! Doch hat sie wohl den lezten Brief noch nicht. Du must nur eilen, ihr zu schreiben, daß du lebst."

„Bester Alabanda!" rief ich, „das ist Trost! Ich schreibe gleich und schike meinen Diener fort damit. O ich will ihm alles, was ich habe, bieten, daß er eilt und noch zu rechter Zeit nach Kalaurea kömmt." –

„Und den andern Brief, wo vom Entsagen die Rede war, versteht, vergiebt die gute Seele dir leicht," sezt' er hinzu.

„Vergiebt sie?" rief ich; „o ihr Hoffnungen alle! ja! wenn ich noch glüklich mit dem Engel würde!"

„Noch wirst du glüklich seyn," rief Alabanda; „noch ist die schönste Lebenszeit dir übrig. Ein Held ist der Jüngling, der Mann ein Gott, wenn ers erleben kann."

Es dämmerte mir wunderbar in der Seele bei seiner Rede.

Der Bäume Gipfel schauerten leise; wie Blumen aus der dunkeln Erde, sproßten Sterne aus dem Schoose der Nacht und des Himmels Frühling glänzt' in heiliger Freude mich an.

Hyperion an Bellarmin

Einige Augenblike darauf, da ich eben an Diotima schreiben wollte, trat Alabanda freudig wieder ins Zimmer. „Ein Brief, Hyperion!" rief er; ich schrak zusammen und flog hinzu.

„Wie lange," ſchrieb Diotima, „mußt' ich leben ohne ein Zeichen von dir! Du ſchriebſt mir von dem Schikſaalstage in Miſiſtra und ich antwortete ſchnell; doch allem nach erhieltſt du meinen Brief nicht. Du ſchriebſt mir bald darauf wieder, kurz und düſter, und ſagteſt mir, du ſeieſt geſonnen, auf die Ruſſiſche Flotte zu gehn; ich antwortete wieder; doch auch dieſen Brief erhieltſt du nicht; nun harrt' auch ich vergebens, vom Mai bis jezt zum Ende des Sommers, bis vor einigen Tagen der Brief kömmt, der mir ſagt, ich möchte dir entſagen, Lieber!

„Du haſt auf mich gerechnet, haſt mirs zugetraut, daß dieſer Brief mich nicht belaidigen könne. Das freute mich herzlich, mitten in meiner Betrübniß.

„Unglüklicher, hoher Geiſt! ich habe nur zu ſehr dich gefaßt. O es iſt ſo ganz natürlich, daß du nimmer lieben willſt, weil deine größern Wünſche verſchmachten. Muſt du denn nicht die Speiſe verſchmähn, wenn du daran biſt, Durſtes zu ſterben?

„Ich wußte es bald; ich konnte dir nicht Alles ſeyn. Konnt' ich die Bande der Sterblichkeit dir löſen? konnt' ich die Flamme der Bruſt dir ſtillen, für die kein Quell fleußt und kein Weinſtok wächſt? konnt' ich die Freuden einer Welt in einer Schaale dir reichen?

„Das willſt du. Das bedarfſt du, und du kannſt nicht anders. Die gränzenloſe Unmacht deiner Zeitgenoſſen hat dich um dein Leben gebracht.

„Wem einmal, ſo, wie dir, die ganze Seele beleidiget war, der ruht nicht mehr in einzelner Freude, wer ſo, wie du, das fade Nichts gefühlt, erheitert in höchſtem Geiſte ſich nur, wer ſo den

Tod erfuhr, wie du, erhohlt allein ſich unter den Göttern.

„Glüklich ſind ſie alle, die dich nicht verſtehen! Wer dich verſteht, muß deine Größe theilen und deine Verzweiflung.

„Ich fand dich, wie du biſt. Des Lebens erſte Neugier trieb mich an das wunderbare Weſen. Unausſprechlich zog die zarte Seele mich an und kindiſch furchtlos ſpielt' ich um deine gefährliche Flamme. – Die ſchönen Freuden unſerer Liebe ſänftigten dich; böſer Mann! nur, um dich wilder zu machen. Sie beſänftigten, ſie tröſteten auch mich, ſie machten mich vergeſſen, daß du im Grunde troſtlos warſt, und daß auch ich nicht fern war, es zu werden, ſeit ich dir in dein geliebtes Herz ſah.

„In Athen, bei den Trümmern des Olympion ergriff es mich von neuem. Ich hatte ſonſt wohl noch in einer leichten Stunde gedacht, des Jünglings Trauer ſei doch wohl ſo ernſt und unerbittlich nicht. Es iſt ſo ſelten, daß ein Menſch mit dem erſten Schritt ins Leben ſo mit Einmal, ſo im kleinſten Punct, ſo ſchnell, ſo tief das ganze Schikſaal ſeiner Zeit empfindet, und daß es unaustilgbar in ihm haftet, diß Gefühl, weil er nicht rauh genug iſt, um es auszuſtoßen, und nicht ſchwach genug, es auszuweinen, das, mein Theurer! iſt ſo ſelten, daß es uns faſt unnatürlich dünkt.

„Nun, im Schutt des heiteren Athens, nun gieng mirs ſelbſt zu nah, wie ſich das Blatt gewandt, daß jezt die Todten oben über der Erde gehn und die Lebendigen, die Göttermenſchen drunten ſind, nun ſah' ichs auch zu wörtlich und zu wirklich dir aufs Angeſicht ge-

ſchrieben, nun gab ich dir auf ewig Recht. Aber zugleich erſchienſt du mir auch größer. Ein Weſen voll geheimer Gewalt, voll tiefer unentwikelter Bedeutung, ein einzig hoffnungsvoller Jüngling ſchienſt du mir. Zu wem ſo laut das Schikſaal ſpricht, der darf auch lauter ſprechen mit dem Schikſaal, ſagt' ich mir; je unergründlicher er leidet, um ſo unergründlich mächtiger iſt er. Von dir, von dir nur hofft' ich alle Geneſung. Ich ſah dich reiſen. Ich ſah dich wirken. O der Verwandlung! Von dir geſtiftet, grünte wieder des Akademus Hain über den horchenden Schülern und heilige Geſpräche hörte, wie einſt, der Ahorn des Iliſſus wieder.

„Den Ernſt der Alten gewann in deiner Schule der Genius unſerer Jünglinge bald, und ſeine vergänglichen Spiele wurden unſterblicher, denn er ſchämte ſich, hielt für Gefangenſchaft den Schmetterlingsflug. –

„Dem hätt', ein Roß zu lenken, genügt; nun iſt er ein Feldherr. Allzugenügſam hätte der ein eitel Liedchen geſungen; nun iſt er ein Künſtler. Denn die Kräfte der Helden, die Kräfte der Welt hatteſt du aufgethan vor ihnen in offenem Kampf; die Räthſel deines Herzens hatteſt du ihnen zu löſen gegeben; ſo lernten die Jünglinge Großes vereinen, lernten verſtehn das Spiel der Natur, das ſeelenvolle, und vergaßen den Scherz. – Hyperion! Hyperion! haſt du nicht mich, die Unmündige, zur Muſe gemacht? So ergieng's auch den andern.

„Ach! nun verließen ſo leicht ſich nicht die geſelligen Menſchen; wie der Sand im Sturme der Wildniß irrten ſie untereinander nicht mehr, noch höhnte ſich Jugend und Alter, noch fehlt' ein Gaſtfreund dem Fremden,

und die Vaterlandsgenoſſen ſonderten nimmer ſich ab, und die Liebenden entlaideten alle ſich nimmer; an deinen Quellen, Natur, erfriſchten ſie ſich, ach! an den heiligen Freuden, die geheimnißvoll aus deiner Tiefe quillen und den Geiſt erneun; und die Götter erheiterten wieder die verwelkliche Seele der Menſchen; es bewahrten die herzerhaltenden Götter jedes freundliche Bündniß unter ihnen. Denn du, Hyperion! hatteſt deinen Griechen das Auge geheilt, daß ſie das Lebendige ſahn, und die in ihnen, wie Feuer im Holze ſchlief, die Begeiſterung hatteſt du entzündet, daß ſie fühlten die ſtille ſtete Begeiſterung der Natur und ihrer reinen Kinder. Ach! nun nahmen die Menſchen die ſchöne Welt nicht mehr, wie Laien des Künſtlers Gedicht, wenn ſie die Worte loben und den Nuzen drin erſehn. Ein zauberiſch Beiſpiel wurdeſt du, lebendige Natur! den Griechen, und entzündet von der ewigjungen Götter Glük war alles Menſchenthun, wie einſt, ein Feſt; und zu Thaten geleitete, ſchöner als Kriegsmuſik, die jungen Helden Helios' Licht.

„Stille! ſtille! Es war mein ſchönſter Traum, mein erſter und mein lezter. Du biſt zu ſtolz, dich mit dem bübiſchen Geſchlechte länger zu befaſſen. Du thuſt auch Recht daran. Du führteſt ſie zur Freiheit und ſie dachten an Raub. Du führteſt ſie ſiegend in ihr altes Lacedämon ein und dieſe Ungeheuer plündern; und verflucht biſt du von deinem Vater, großer Sohn! und keine Wildniß, keine Höhle iſt ſicher genug für dich auf dieſer giechiſchen Erde, die du, wie ein Heiligtum, geachtet, die du mehr, wie mich, geliebt.

„O mein Hyperion! ich bin das ſanfte Mädchen nicht

mehr, ſeit ich das alles weiß. Die Entrüſtung treibt mich aufwärts, daß ich kaum zur Erde ſehen mag, und unabläſſig zittert mein belaidigtes Herz.

„Wir wollen uns trennen. Du haſt Recht. Ich will auch keine Kinder; denn ich gönne ſie der Sclavenwelt nicht, und die armen Pflanzen welkten mir ja doch in dieſer Dürre vor den Augen weg.

„Lebe wohl! du theurer Jüngling! geh du dahin, wo es dir der Mühe werth ſcheint, deine Seele hinzugeben. Die Welt hat doch wohl Einen Wahlplatz, Eine Opferſtätte, wo du dich entledigen magſt. Es wäre Schade, wenn die guten Kräfte alle, wie ein Traumbild, ſo vergiengen. Doch wie du auch ein Ende nimmſt, du kehreſt zu den Göttern, kehrſt ins heilge, freie, jugendliche Leben der Natur, wovon du ausgiengſt, und das iſt ja dein Verlangen nur und auch das meine.“

So ſchrieb ſie mir. Ich war erſchüttert bis ins Mark, voll Schreken und Luſt, doch ſucht' ich mich zu faſſen, um Worte zur Antwort zu finden.

„Du willigeſt ein, Diotima!“ ſchrieb ich, „du billigeſt mein Entſagen? konnteſt es begreiffen? – Treue Seele! darein konnteſt du dich ſchiken? Auch in meine finſtern Irren konnteſt du dich ſchiken, himmliſche Gedult! und gabſt dich hin, verdüſterteſt dich aus Liebe, glüklich Schooskind der Natur! und wardſt mir gleich und heiligteſt durch deinen Beitritt meine Trauer? Schöne Heldin! welche Krone verdienteſt du?

„Aber nun ſei es auch des Trauerns genug, du Liebe! Du biſt mir nachgefolgt in meine Nacht, nun komm! und laß mich dir zu deinem Lichte folgen, zu deiner Anmuth laß uns wiederkehren, ſchönes Herz! o deine

Ruhe laß mich wiederſehen, ſeelige Natur! vor deinem Friedensbilde meinen Übermuth auf immer mir entſchlummern.

„Nicht wahr, du Theure! noch iſt meine Rükkehr nicht zu ſpät, und du nimmſt mich wieder auf und kannſt mich wieder lieben, wie ſonſt? nicht wahr, noch iſt das Glük vergangner Tage nicht für uns verloren?

„Ich hab' es bis aufs Äußerſte getrieben. Ich habe ſehr undankbar an der mütterlichen Erde gehandelt, habe mein Blut und alle Liebesgaben, die ſie mir gegeben, wie einen Knechtlohn, weggeworfen, und ach! wie tauſendmal undankbarer an dir, du heilig Mädchen! das mich einſt in ſeinen Frieden aufnahm, mich, ein ſcheu zerriſſnes Weſen, dem aus tiefgepreßter Bruſt ſich kaum ein Jugendſchimmer ſtahl, wie hie und da ein Grashalm auf zertretnen Wegen. Hatteſt du mich nicht ins Leben gerufen? war ich nicht dein? wie konnt' ich denn – o du weiſt es, wie ich hoffe, noch nicht, haſt noch den Unglüksbrief nicht in den Händen, den ich vor der lezten Schlacht dir ſchrieb? Da wollt' ich ſterben, Diotima, und ich glaubt', ein heilig Werk zu thun. Aber wie kann das heilig ſeyn, was Liebende trennt? wie kann das heilig ſeyn, was unſers Lebens frommes Glük zerrüttet? – Diotima! ſchöngebornes Leben! ich bin dir jezt dafür in deinem Eigenſten um ſo ähnlicher geworden, ich hab' es endlich achten gelernt, ich hab' es bewahren gelernt, was gut und innig iſt auf Erden. O wenn ich auch dort oben landen könnte an den glänzenden Inſeln des Himmels, fänd' ich mehr, als ich bei Diotima finde?

„Höre mich nun, Geliebte!

„In Griechenland ist meines Bleibens nicht mehr. Das weist du. Bei seinem Abschied hat mein Vater mir so viel von seinem Überflusse geschikt, als hinreicht, in ein heilig Thal der Alpen oder Pyrenäen uns zu flüchten, und da ein freundlich Haus und auch von grüner Erde so viel zu kauffen, als des Lebens goldene Mittelmäßigkeit bedarf.

„Willst du, so komm' ich gleich und führ' an treuem Arme dich und deine Mutter, und wir küssen Kalaureas Ufer und troknen die Thränen uns ab, und eilen über den Isthmus hinein ans Adriatische Meer, von wo ein sicher Schiff uns weiter bringt.

„O komm! in den Tiefen der Gebirgswelt wird das Geheimniß unsers Herzens ruhn, wie das Edelgestein im Schacht, im Schoose der himmelragenden Wälder, da wird uns seyn, wie unter den Säulen des innersten Tempels, wo die Götterlosen nicht nahn, und wir werden sizen am Quell, in seinem Spiegel unsre Welt betrachten, den Himmel und Haus und Garten und uns. Oft werden wir in heiterer Nacht im Schatten unsers Obstwalds wandeln und den Gott in uns, den liebenden, belauschen, indeß die Pflanze aus dem Mittagsschlummer ihr gesunken Haupt erhebt und deiner Blumen stilles Leben sich erfrischt, wenn sie im Thau die zarten Arme baden, und die Nachtluft kühlend sie umathmet und durchdringt, und über uns blüht die Wiese des Himmels mit all ihren funkelnden Blumen und seitwärts ahmt das Mondlicht hinter westlichem Gewölk den Niedergang des Sonnenjünglings, wie aus Liebe, schüchtern nach – und dann des Morgens, wenn sich, wie ein Flußbett, unser Thal mit warmem Lichte

füllt, und ſtill die goldne Fluth durch unſre Bäume rinnt, und unſer Haus umwallt und die lieblichen Zimmer, deine Schöpfung, dir verſchönt, und du in ihrem Sonnenglanze gehſt und mir den Tag in deiner Grazie ſeegneſt, Liebe! wenn ſich dann, indeß wir ſo die Morgenwonne feiern, der Erde geſchäfftig Leben, wie ein Opferbrand, vor unſern Augen entzündet, und wir nun hingehn, um auch unſer Tagwerk, um von uns auch einen Theil in die ſteigende Flamme zu werfen, wirſt du da nicht ſagen: wir ſind glüklich, wir ſind wieder, wie die alten Prieſter der Natur, die heiligen und frohen, die ſchon fromm geweſen, eh' ein Tempel ſtand?

„Hab' ich genug geſagt? entſcheide nun mein Schikſaal, theures Mädchen, und bald! – Es iſt ein Glük, daß ich noch halb ein Kranker bin, von der lezten Schlacht her, und daß ich noch aus meinem Dienſte nicht entlaſſen bin; ich könnte ſonſt nicht bleiben, ich müßte ſelbſt fort, müßte fragen, und das wäre nicht gut, das hieße dich beſtürmen. –

„Ach Diotima! bange, thörichte Gedanken fallen mir aufs Herz und doch – ich kann es nicht denken, daß auch dieſe Hoffnung ſcheitern ſoll.

„Biſt du denn nicht zu groß geworden, um noch wiederzukehren zu dem Glük der Erde? verzehrt die heftige Geiſtesflamme, die an deinem Leiden ſich entzündete, verzehrt ſie nicht alles Sterbliche dir?

„Ich weiß es wohl, wer leicht ſich mit der Welt entzweit, verſöhnt auch leichter ſich mit ihr. Aber du, mit deiner Kinderſtille, du, ſo glüklich einſt in deiner hohen Demuth, Diotima! wer will dich verſöhnen, wenn das Schikſaal dich empört?

„Liebes Leben! ist denn keine Heilkraft mehr für dich in mir? von allen Herzenslauten ruft dich keiner mehr zurük, ins menschliche Leben, wo du einst so lieblich mit gesenktem Fluge dich verweilt? o komm, o bleib in dieser Dämmerung! Diß Schattenland ist ja das Element der Liebe und hier nur rinnt der Wehmuth stiller Thau vom Himmel deiner Augen.

„Und denkst du unsrer goldenen Tage nicht mehr? der holdseeligen, göttlichmelodischen? säuseln sie nicht aus allen Hainen von Kalaurea dich an?

„Und sieh! es ist so manches in mir untergegangen, und ich habe der Hoffnungen nicht viele mehr. Dein Bild mit seinem Himmelssinne hab' ich noch, wie einen Hausgott, aus dem Brande gerettet. Unser Leben, unsers ist noch unverlezt in mir. Sollt' ich nun hingehn und auch diß begraben? Soll ich ruhelos und ohne Ziel hinaus, von einer Fremde in die andre? Hab' ich darum lieben gelernt?

„O nein! du Erste und du Lezte! Mein warst du, du wirst die Meine bleiben."

Hyperion an Bellarmin

Ich saß mit Alabanda auf einem Hügel der Gegend, in lieblichwärmender Sonn', und um uns spielte der Wind mit abgefallenem Laube. Das Land war stumm; nur hie und da ertönt' im Wald' ein stürzender Baum, vom Landmann gefällt, und neben uns murmelte der vergängliche Regenbach hinab ins ruhige Meer.

Ich war so ziemlich sorglos; ich hoffte, nun meine Diotima bald zu sehn, nun bald mit ihr in stillem Glüke zu leben. Alabanda hatte die Zweifel alle mir ausge-

redet; ſo ſicher war er ſelbſt hierüber. Auch er war heiter; nur in andrem Sinne. Die Zukunft hatte keine Macht mehr über ihn. O ich wußt' es nicht; er war am Ende ſeiner Freuden, ſah mit allen ſeinen Rechten an die Welt, mit ſeiner ganzen ſiegriſchen Natur ſich unnüz, wirkungslos und einſam, und das ließ er ſo geſchehn, als wär' ein zeitverkürzend Spiel verloren.

Jezt kam ein Bote auf uns zu. Er bracht' uns die Entlaſſung aus dem Kriegsdienſt, um die wir beide bei der Ruſſiſchen Flotte gebeten, weil für uns nichts mehr zu thun war, was der Mühe werth ſchien. Ich konnte nun Paros verlaſſen, wenn ich wollte. Auch war ich nun zur Reiſe geſund genug. Ich wollte nicht auf Diotimas Antwort warten, wollte fort zu ihr, es war, als wenn ein Gott nach Kalaurea mich triebe. Wie das Alabanda von mir hörte, veränderte ſich ſeine Farbe und er ſah wehmüthig mich an. „So leicht wird's meinem Hyperion," rief er, „ſeinen Alabanda zu verlaſſen?"

„Verlaſſen?" ſagt' ich, „wie denn das?"

„O über euch Träumer!" rief er, „ſieheſt du denn nicht, daß wir uns trennen müſſen?"

„Wie ſollt' ichs ſehen?" erwiedert' ich; „du ſagſt ja nichts davon; und was mir hie und da erſchien an dir, das wie auf einen Abſchied deutete, das nahm ich gerne für Laune, für Herzensüberfluß —"

„O ich kenn' es," rief er, „dieſes Götterſpiel der reichen Liebe, die ſelber Noth ſchafft, um ſich ihrer Fülle zu entladen, und ich wollt', es wäre ſo mit mir, du Guter! aber hier iſts Ernſt!"

„Ernſt?" rief ich, „und warum denn?"

„Darum, mein Hyperion," ſagt' er ſanft, „weil ich dein künftig Glük nicht gerne ſtören möchte, weil ich Diotimas Nähe fürchten muß. Glaube mir, es iſt gewagt, um Liebende zu leben, und ein thatlos Herz, wie meines nun iſt, hält es ſchwerlich aus."

„Ach guter Alabanda!" ſagt' ich lächelnd, „wie miskennſt du dich! Du biſt ſo wächſern nicht und deine veſte Seele ſpringt ſo leicht nicht über ihre Gränzen. Zum erſtenmal in deinem Leben biſt du grillenhaft. Du machteſt hier bei mir den Krankenwärter und man ſieht, wie wenig du dazu geboren biſt. Das Stilleſizen hat dich ſcheu gemacht —"

„Siehſt du?" rief er, „das iſts eben. Werd' ich thätiger leben mit euch? und wenn es eine Andre wäre! aber dieſe Diotima! kann ich anders? kann ich ſie mit halber Seele fühlen? ſie, die um und um ſo innig Eines iſt, Ein göttlich ungetheiltes Leben? Glaube mir, es iſt ein kindiſcher Verſuch, diß Weſen ſehn zu wollen ohne Liebe. Du blikſt mich an, als kenneſt du mich nicht? Bin ich doch ſelbſt mir fremd geworden, dieſe lezten Tage, ſeit ihr Weſen ſo lebendig iſt in mir."

„O warum kann ich ſie dir nicht ſchenken?" rief ich.

„Laß das!" ſagt' er. „Tröſte mich nicht, denn hier iſt nichts zu tröſten. Ich bin einſam, einſam, und mein Leben geht, wie eine Sanduhr, aus."

„Große Seele!" rief ich, „muß es dahin mit dir kommen?"

„Sei zufrieden," ſagt' er. „Ich fieng ſchon an zu welken, da wir in Smyrna uns fanden. Ja! da ich noch ein Schiffsjung war und ſtark und ſchnell der Geiſt und alle Glieder mir wurden bei rauher Koſt, in mu-

thiger Arbeit! Wenn ich da in heiterer Luft nach einer Sturmnacht oben am Gipfel des Masts hieng, unter der wehenden Flagge, und dem Seegevögel nach hinaussah über die glänzende Tiefe, wenn in der Schlacht oft unsre zornigen Schiffe die See durchwühlten, wie der Zahn des Ebers die Erd', und ich an meines Hauptmanns Seite stand mit hellem Blik — da lebt' ich, o da lebt' ich! Und lange nachher, da der junge Tiniote mir nun am Smyrner Strande begegnete, mit seinem Ernste, seiner Liebe, und meine verhärtete Seele wieder aufgethaut war von den Bliken des Jünglings und lieben lernt' und heilig halten alles, was zu gut ist, um beherrscht zu werden, da ich mit ihm ein neues Leben begann und neue seelenvollere Kräfte mir keimten zum Genusse der Welt und zum Kampfe mit ihr, da hofft' ich wieder — ach! und alles, was ich hofft' und hatte, war an dich gekettet; ich riß dich an mich, wollte mit Gewalt dich an mein Schiksaal ziehn, verlor dich, fand dich wieder, unsre Freundschaft nur war meine Welt, mein Werth, mein Ruhm; nun ists auch damit aus, auf immer, und all mein Daseyn ist vergebens."

„Ist denn das wahr?" erwiedert' ich mit Seufzen.

„Wahr, wie die Sonne," rief er, „aber laß das gut seyn! es ist für alles gesorgt."

„Wieso, mein Alabanda?" sagt' ich.

„Laß mich dir erzählen," sagt' er. „Ich habe noch nie dir ganz von einer gewissen Sache gesprochen. Und dann — so stillt es auch dich und mich ein wenig, wenn wir sprechen von Vergangenem.

„Ich gieng einst hülflos an dem Hafen von Triest. Das Kaperschiff, worauf ich diente, war einige Jahre zuvor

gescheitert, und ich hatte kaum mit Wenigen ans Ufer von Sevilla mich gerettet. Mein Hauptmann war ertrunken und mein Leben und mein triefend Kleid war alles, was mir blieb. Ich zog mich aus und ruht' im Sonnenschein und troknete die Kleider an den Sträuchen. Drauf gieng ich weiter auf der Straße nach der Stadt. Noch vor den Thoren sah ich heitere Gesellschaft in den Gärten, gieng hinein, und sang ein griechisch lustig Lied. Ein trauriges kannt' ich nicht. Ich glühte dabei vor Schaam und Schmerz, mein Unglük so zur Schau zu tragen. Ich war ein achtzehnjähriger Knabe, wild und stolz, und haßt' es wie den Tod, zum Gegenstande der Menschen zu werden. ‚Vergebt mir,' sagt' ich, da ich fertig war mit meinem Liede; ‚ich komme so eben aus dem Schiffbruch und weiß der Welt für heute keinen bessern Dienst zu thun, als ihr zu singen.' Ich hatte das, so gut es gieng, in spanischer Sprache gesagt. Ein Mann mit ausgezeichnetem Gesichte trat mir näher, gab mir Geld und sagt' in unserer Sprache mit Lächeln: ‚Da! kauf' einen Schleifstein dir dafür und lerne Messer schärfen, und wandre so durchs veste Land.' Der Rath gefiel mir. ‚Herr! das will ich in der That,' erwiedert' ich. Noch wurd' ich reichlich von den Übrigen beschenkt und gieng und that, wie mir der Mann gerathen hatte, und trieb mich so in Spanien und Frankreich einige Zeit herum.

„Was ich in dieser Zeit erfuhr, wie an der Knechtschaft tausendfältigen Gestalten meine Freiheitsliebe sich schärft' und wie aus mancher harten Noth mir Lebensmuth und kluger Sinn erwuchs, das hab' ich oft mit Freude dir gesagt.

„Ich trieb mein wandernd ſchuldlos Tagewerk mit Luſt, doch wurd' es endlich mir verbittert.

„Man nahm es für Maske, weil ich nicht gemein genug daneben ausſehn mochte, man bildete ſich ein, ich treib' im Stillen ein gefährlicher Geſchäft, und wirklich wurd' ich zweimal in Verhaft genommen. Das bewog mich dann, es aufzugeben, und ich trat mit wenig Gelde, das ich mir gewonnen, meine Rükkehr an zur Heimath, der ich einſt entlaufen war. Schon war ich in Trieſt und wollte durch Dalmatien hinunter. Da befiel mich von der harten Reiſe eine Krankheit und mein kleiner Reichtum gieng darüber auf. So gieng ich halbgeneſen traurig an dem Hafen von Trieſt. Mit Einmal ſtand der Mann vor mir, der an dem Ufer von Sevilla meiner einſt ſich angenommen hatte. Er freute ſich ſonderbar, mich wieder zu ſehen, ſagte mir, daß er ſich meiner oft erinnert, und fragte mich, wie mirs indeß ergangen ſei. Ich ſagt' ihm alles. ‚Ich ſehe,' rief er, ‚daß es nicht umſonſt war, dich ein wenig in die Schule des Schikſaals zu ſchiken. Du haſt dulden gelernt, du ſollſt nun wirken, wenn du willſt.'

„Die Rede, ſein Ton, ſein Händedruk, ſeine Miene, ſein Blik, das alles traf, wie eines Gottes Macht, mein Weſen, das von manchem Leiden jezt gerad entzündbarer, als je, war, und ich gab mich hin.

„Der Mann, Hyperion, von dem ich ſpreche, war von jenen einer, die du in Smyrna bei mir ſahſt. Er führte gleich die Nacht darauf in eine feierliche Geſellſchaft mich ein. Ein Schauer überlief mich, da ich in den Saal trat und beim Eintritt mein Begleiter mir die ernſten Männer wies und ſagte: ‚Diß iſt der Bund der Neme-

ſis.' Berauſcht vom großen Wirkungskreiſe, der vor mir ſich aufthat, übermacht' ich feierlich mein Blut und meine Seele dieſen Männern. Bald nachher wurde die Verſammlung aufgehoben, um in Jahren anderswo ſich zu erneuern, und ein jeder trat den angewieſenen Weg an, den er durch die Welt zu machen hatte. Ich wurde denen beigeſellt, die du in Smyrna einige Jahre nachher bei mir fandſt.

„Der Zwang, worinn ich lebte, folterte mich oft, auch ſah ich wenig von den großen Wirkungen des Bundes und meine Thatenluſt fand kahle Nahrung. Doch all diß reichte nicht hin, um mich zu einem Abfall zu vermögen. Die Leidenſchaft zu dir verleitete mich endlich. Ich hab's dir oft geſagt, ich war wie ohne Luft und Sonne, da du fort warſt; und anders hatt' ich keine Wahl; ich mußte dich aufgeben, oder meinen Bund. Was ich erwählte, ſiehſt du.

„Aber alles Thun des Menſchen hat am Ende ſeine Strafe, und nur die Götter und die Kinder trift die Nemeſis nicht.

„Ich zog das Götterrecht des Herzens vor. Um meines Lieblings willen brach ich meinen Eid. War das nicht billig? muß das edelſte Sehnen nicht das freieſte ſeyn? — Mein Herz hat mich beim Worte genommen; ich gab ihm Freiheit und du ſiehſt, es braucht ſie.

„Huldige dem Genius Einmal und er achtet dir kein ſterblich Hinderniß mehr und reißt dir alle Bande des Lebens entzwei.

„Verpflichtung brach ich um des Freundes willen, Freundſchaft würd' ich brechen um der Liebe willen. Um Diotimas willen würd' ich dich betrügen und am

Ende mich und Diotima morden, weil wir doch nicht Eines wären. Aber es ſoll nicht ſeinen Gang gehn; ſoll ich büßen, was ich that, ſo will ich es mit Freiheit; meine eignen Richter wähl' ich mir; an denen ich gefehlt, die ſollen mich haben."

„Sprichſt du von deinen Bundesbrüdern?" rief ich; „o mein Alabanda! thue das nicht!"

„Was können ſie mir nehmen, als mein Blut?" erwiedert' er. Dann faßt' mich ſanft er bei der Hand. „Hyperion!" rief er, „meine Zeit iſt aus, und was mir übrig bleibt, iſt nur ein edles Ende. Laß mich! mache mich nicht klein und faſſe Glauben an mein Wort! Ich weiß ſo gut, wie du, ich könnte mir ein Daſeyn noch erkünſteln, könnte, weil des Lebens Mahl verzehrt iſt, mit den Broſamen noch ſpielen, aber das iſt meine Sache nicht; auch nicht die deine. Brauch' ich mehr zu ſagen? Sprech' ich nicht aus deiner Seele dir? Ich dürſte nach Luft, nach Kühlung, Hyperion! Meine Seele wallt mir über von ſelbſt und hält im alten Kreiſe nicht mehr. Bald kommen ja die ſchönen Wintertage, wo die dunkle Erde nichts mehr iſt, als die Folie des leuchtenden Himmels, da wär' es gute Zeit, da blinken ohnediß gaſtfreundlicher die Inſeln des Lichts! — Dich wundert die Rede? Liebſter! alle Scheidenden ſprechen, wie Trunkne, und nehmen gerne ſich feſtlich. Wenn der Baum zu welken anfängt, tragen nicht alle ſeine Blätter die Farbe des Morgenroths?"

„Große Seele!" rief ich, „muß ich Mitleid für dich tragen?"

Ich fühlt' an ſeiner Höhe, wie tief er litt. Ich hatte ſolches Weh im Leben nie erfahren. Und doch, o Bellar-

min! doch fühlt' ich auch die Größe aller Freuden, ſolch ein Götterbild in Augen und Armen zu haben. „Ja! ſtirb nur," rief ich, „ſtirb! Dein Herz iſt herrlich genug, dein Leben iſt reif, wie die Trauben am Herbſttag. Geh, Vollendeter! ich gienge mit dir, wenn es keine Diotima gäbe."

„Hab' ich dich nun?" erwiedert' Alabanda, „ſprichſt du ſo? wie tief, wie ſeelenvoll wird alles, wenn mein Hyperion es einmal faßt!"

„Er ſchmeichelt," rief ich, „um das unbeſonnene Wort zum zweitenmale mir abzuzuloken! gute Götter! um von mir Erlaubniß zu gewinnen zu der Reiſe nach dem Blutgericht!"

„Ich ſchmeichle nicht," erwiedert' er mit Ernſt, „ich hab' ein Recht, zu thun, was du verhindern willſt, und kein gemeines! ehre das!"

Es war ein Feuer in ſeinen Augen, das, wie ein Göttergebot, mich niederſchlug, und ich ſchämte mich, nur ein Wort noch gegen ihn zu ſagen.

Sie werden es nicht, dacht' ich mitunter, ſie können es nicht. Es iſt zu ſinnlos, solch ein herrlich Leben hinzuſchlachten, wie ein Opferthier, und dieſer Glaube machte mich ruhig.

Es war ein eigner Gewinn, ihn noch zu hören, in der Nacht darauf, nachdem ein jeder für ſeine eigne Reiſe geſorgt, und wir vor Tagesanbruch wieder hinausgegangen waren, um noch einmal allein zuſammen zu ſeyn.

„Weiſt du," ſagt' er unter andrem, „warum ich nie den Tod geachtet? Ich fühl' in mir ein Leben, das kein Gott geſchaffen und kein Sterblicher gezeugt. Ich glaube,

daß wir durch uns selber sind, und nur aus freier Lust so innig mit dem All verbunden.“

„So etwas hab' ich nie von dir gehört,“ erwiedert' ich.

„Was wär' auch,“ fuhr er fort, „was wär' auch diese Welt, wenn sie nicht wär' ein Einklang freier Wesen? wenn nicht aus eignem frohem Triebe die Lebendigen von Anbeginnn in ihr zusammenwirkten in Ein vollstimmig Leben, wie hölzern wäre sie, wie kalt? welch herzlos Machwerk wäre sie?“

„So wär' es hier im höchsten Sinne wahr,“ erwiedert' ich, „daß ohne Freiheit alles todt ist.“

„Ja wohl,“ rief er, „wächst doch kein Grashalm auf, wenn nicht ein eigner Lebenskeim in ihm ist! wie viel mehr in mir! und darum, Lieber! weil ich frei im höchsten Sinne, weil ich anfangslos mich fühle, darum glaub' ich, daß ich endlos, daß ich unzerstörbar bin. Hat mich eines Töpfers Hand gemacht, so mag er sein Gefäß zerschlagen, wie es ihm gefällt. Doch was da lebt, muß unerzeugt, muß göttlicher Natur in seinem Keime seyn, erhaben über alle Macht, und alle Kunst, und darum unverlezlich, ewig.

„Jeder hat seine Mysterien, lieber Hyperion! seine geheimern Gedanken; diß waren die meinen, seit ich denke.

„Was lebt, ist unvertilgbar, bleibt in seiner tiefsten Knechtsform frei, bleibt Eins und wenn du es scheidest bis auf den Grund, bleibt unverwundet und wenn du bis ins Mark es zerschlägst, und sein Wesen entfliegt dir siegend unter den Händen. — Aber der Morgenwind regt sich; unsere Schiffe sind wach. O mein Hyperion! ich hab' es überwunden; ich hab' es über mich ver-

mocht, das Todesurtheil über mein Herz zu ſprechen und dich und mich zu trennen, Liebling meines Lebens! ſchone mich nun! erſpare mir den Abſchied! laß uns ſchnell ſeyn! komm!" –

Mir flog es kalt durch alle Gebeine, da er ſo begann.

„O um deiner Treue willen, Alabanda!" rief ich, vor ihm niedergeworfen, „muß es, muß es denn ſeyn? du übertäubteſt mich unredlicher weiſe, du riſſeſt in einen Taumel mich hin. Bruder! nicht ſo viel Beſinnung ließeſt du mir, um eigentlich zu fragen, wohin gehſt du?"

„Ich darf den Ort nicht nennen, liebes Herz!" erwiedert' er; „wir ſehn vielleicht uns dennoch einmal wieder."

„Wiederſehn?" erwiedert' ich; „ſo bin ich ja um einen Glauben reicher! und ſo werd' ich reicher werden und reicher an Glauben und am Ende wird mir alles Glaube ſeyn."

„Lieber!" rief er, „laß uns ſtill ſeyn, wo die Worte nichts helfen! laß uns männlich enden! du verderbſt die lezten Augenblike dir."

Wir waren ſo dem Hafen näher gekommen.

„Noch Eines!" ſagt' er, da wir nun bei ſeinem Schiffe waren. „Grüße deine Diotima! Liebt euch! werdet glüklich, ſchöne Seelen!"

„O mein Alabanda!" rief ich, „warum kann ich nicht an deiner Stelle gehn?"

„Dein Beruf iſt ſchöner," erwiedert' er; „behalt ihn! ihr gehörſt du, jenes holde Weſen iſt von nun an deine Welt – ach! weil kein Glük iſt ohne Opfer, nimm als Opfer mich, o Schikſaal, an und laß die Liebenden in ihrer Freude!" –

Sein Herz fieng an, ihn zu überwältigen, und er riß ſich von mir und ſprang ins Schiff, um ſich und mir den Abſchied abzukürzen. Ich fühlte dieſen Augenblik, wie einen Wetterſchlag, dem Nacht und Todtenſtille folgte, aber mitten in dieſer Vernichtung raffte meine Seele ſich auf, ihn zu halten, den theuren Scheidenden, und meine Arme zükten von ſelbſt nach ihm. „Weh! Alabanda! Alabanda!“ rief ich, und ein dumpfes „Lebewohl“ hört' ich vom Schiff herüber.

Hyperion an Bellarmin

Zufällig hielt das Fahrzeug, das nach Kalaurea mich bringen ſollte, noch bis zum Abend ſich auf, nachdem Alabanda ſchon den Morgen ſeinen Weg gegangen war.

Ich blieb am Ufer, blikte ſtill, von den Schmerzen des Abſchieds müd', in die See, von einer Stunde zur andern. Die Leidenstage der langſamſterbenden Jugend überzählte mein Geiſt, und irre, wie die ſchöne Taube, ſchwebt' er über dem Künftigen. Ich wollte mich ſtärken, ich nahm mein längſtvergeſſenes Lautenſpiel hervor, um mir ein Schikſaalslied zu ſingen, das ich einſt in glüklicher unverſtändiger Jugend meinem Adamas nachgeſprochen.

Ihr wandelt droben im Licht
 Auf weichem Boden, ſeelige Genien!
  Glänzende Götterlüfte
   Rühren euch leicht,
    Wie die Finger der Künſtlerin
     Heilige Saiten.

Schikſaallos, wie der ſchlafende
Säugling, athmen die Himmliſchen;
Keuſch bewahrt
In beſcheidener Knoſpe,
Blühet ewig
Ihnen der Geiſt,
Und die ſeeligen Augen
Bliken in ſtiller
Ewiger Klarheit.
Doch uns iſt gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruhn,
Es ſchwinden, es fallen
Die leidenden Menſchen
Blindlings von einer
Stufe zur andern,
Wie Waſſer von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahr lang ins Ungewiſſe hinab.

So ſang ich in die Saiten. Ich hatte kaum geendet, als ein Boot einlief, wo ich meinen Diener gleich erkannte, der mir einen Brief von Diotima überbrachte.

„So biſt du noch auf Erden?“ ſchrieb ſie, „und ſieheſt das Tageslicht noch? Ich dachte dich anderswo zu finden, mein Lieber! Ich habe früher, als du nachher wünſchteſt, den Brief erhalten, den du vor der Schlacht bei Tſchesme ſchriebſt', und ſo lebt' ich eine Woche lang in der Meinung, du habſt dem Tod' dich in die Arme geworfen, ehe dein Diener ankam mit der frohen Botſchaft, daß du noch lebeſt. Ich hatt' auch ohnediß noch einige Tage nach der Schlacht gehört, das Schiff, worauf ich dich wußte, ſei mit aller Mannſchaft in die Luft geflogen.

„Aber, o ſüße Stimme! noch hört' ich dich wieder, noch einmal rührte, wie Mailuft, mich die Sprache des Lieben, und deine ſchöne Hoffnungsfreude, das holde Phantom unſers künftigen Glüks, hat einen Augenblik auch mich getäuſcht.

„Lieber Träumer, warum muß ich dich weken? warum kann ich nicht ſagen, komm, und mache wahr die ſchönen Tage, die du mir verheißen! Aber es iſt zu ſpät, Hyperion, es iſt zu ſpät. Dein Mädchen iſt verwelkt, ſeitdem du fort biſt, ein Feuer in mir hat mälig mich verzehrt, und nur ein kleiner Reſt iſt übrig. Entſeze dich nicht! Es läutert ſich alles Natürliche, und überall windet die Blüthe des Lebens freier und freier vom gröbern Stoffe ſich los.

„Liebſter Hyperion! Du dachteſt wohl nicht, mein Schwanenlied in dieſem Jahre zu hören."

Fortsetzung

„Bald, da du fort warſt, und noch in den Tagen des Abſchieds fieng es an. Eine Kraft im Geiſte, vor der ich erſchrak, ein innres Leben, vor dem das Leben der Erd' erblaßt' und ſchwand, wie Nachtlampen im Morgenroth — ſoll ichs ſagen? ich hätte mögen nach Delphi gehn und dem Gott der Begeiſterung einen Tempel bauen unter den Felſen des alten Parnaß, und, eine neue Pythia, die ſchlaffen Völker mit Götterſprüchen entzünden, und meine Seele weiß, den Gottverlaſſnen allen hätte der jungfräuliche Mund die Augen geöffnet und die dumpfen Stirnen entfaltet, ſo mächtig war der Geiſt des Lebens in mir! Doch müde und müder wurden die ſterblichen Glieder und die ängſtigende Schwere zog

mich unerbittlich hinab. Ach! oft in meiner ſtillen Laube hab' ich um der Jugend Roſen geweint! ſie welkten und welkten, und nur von Thränen färbte deines Mädchens Wange ſich roth. Es waren die vorigen Bäume noch, es war die vorige Laube — da ſtand einſt deine Diotima, dein Kind, Hyperion, vor deinen glüklichen Augen, eine Blume unter den Blumen, und die Kräfte der Erde und des Himmels trafen ſich friedlich zuſammen in ihr; nun gieng ſie, eine Fremdlingin unter den Knoſpen des Mai's, und ihre Vertrauten, die lieblichen Pflanzen nikten ihr freundlich, ſie aber konnte nur trauern; doch ging ich keine vorüber, doch nahm ich einen Abſchied um den andern von all den Jugendgeſpielen, den Hainen und Quellen und ſäuſelnden Hügeln.

„Ach! oft mit ſchwerer ſüßer Mühe bin ich noch, ſo lang ichs konnte, auf die Höhe gegangen, wo du bei Notara gewohnt, und habe von dir mit dem Freunde geſprochen, ſo leichten Sinns, als möglich war, damit er nichts von mir dir ſchreiben ſollte; bald aber, wenn das Herz zu laut ward, ſchlich die Heuchlerin ſich hinaus in den Garten, und da war ich nun am Geländer, über dem Felſen, wo ich einſt mit dir hinab ſah, und hinaus in die offne Natur, ach! wo ich ſtand, von deinen Händen gehalten, von deinen Augen umlauſcht, im erſten ſchaudernden Erwarmen der Liebe, und die überwallende Seele auszugießen wünſchte, wie einen Opferwein, in den Abgrund des Lebens, da wankt' ich nun umher und klagte dem Winde mein Laid, und wie ein ſcheuer Vogel, irrte mein Blik und wagt' es kaum, die ſchöne Erde anzuſehn, von der ich ſcheiden ſollte.“

Fortsetzung

„So ifts mit deinem Mädchen geworden, Hyperion. Frage nicht: wie? erkläre diefen Tod dir nicht! Wer folch ein Schikfaal zu ergründen denkt, der flucht am Ende fich und allem, und hat doch keine Seele Schuld daran.

„Soll ich fagen, mich habe der Gram um dich getödtet? o nein! o nein! er war mir ja willkommen, diefer Gram, er gab dem Tode, den ich in mir trug, Geftalt und Anmuth; deinem Lieblinge zur Ehre ftirbft du, konnt' ich nun mir fagen. –

„Oder ift mir meine Seele zu reif geworden in all den Begeifterungen unferer Liebe und hält fie darum mir nun, wie ein übermüthiger Jüngling, in der befcheidenen Heimath nicht mehr? fprich! war es meines Herzens Üppigkeit, die mich entzweite mit dem fterblichen Leben? ift die Natur in mir durch dich, du Herrlicher! zu ftolz geworden, um fichs länger gefallen zu laffen auf diefem mittelmäßigen Sterne? Aber haft du fie fliegen gelernt, warum lehrft du meine Seele nicht auch, dir wiederzukehren? Haft du das ätherliebende Feuer angezündet, warum hüteteft du mir es nicht? – Höre mich, Lieber! um deiner fchönen Seele willen! klage du dich über meinem Tode nicht an!

„Konnteft du denn mich halten, als dein Schikfaal dir denfelben Weg wies? und hätteft du im Heldenkampfe deines Herzens mir geprediget – ‚Laß dir genügen, Kind! und fchik' in die Zeit dich! – wärft du nicht der Eitelfte von allen Eiteln gewefen?"

Fortsetzung

„Ich will es dir gerade fagen, was ich glaube. Dein Feuer lebt' in mir, dein Geift war in mich übergegangen;

aber das hätte ſchwerlich geſchadet, und nur dein Schikſaal hat mein neues Leben mir tödtlich gemacht. Zu mächtig war mir meine Seele durch dich, ſie wäre durch dich auch wieder ſtille geworden. Du entzogſt mein Leben der Erde, du hätteſt auch Macht gehabt, mich an die Erde zu feſſeln, du hätteſt meine Seele, wie einen Zauberkreis, in deine umfangenden Arme gebannt; ach! Einer deiner Herzensblike hätte mich veſtgehalten, Eine deiner Liebesreden hätte mich wieder zum frohen geſunden Kinde gemacht; doch da ein eigen Schikſaal dich in Geiſteseinſamkeit, wie Waſſerfluth auf Bergesgipfel trieb, o da erſt, als ich vollends meinte, dir habe das Wetter der Schlacht den Kerker geſprengt und mein Hyperion ſei aufgeflogen in die alte Freiheit, da entſchied ſich es mit mir und wird nun bald ſich enden.

„Ich habe viele Worte gemacht, und ſtillſchweigend ſtarb die große Römerin doch, da im Todeskampf ihr Brutus um das Vaterland rang. Was konnt' ich aber beſſers in den beſten meiner lezten Lebenstage thun? – Auch treibt michs immer, mancherlei zu ſagen. Stille war mein Leben; mein Tod iſt beredt. Genug!“

Fortsetzung

„Nur Eines muß ich dir noch ſagen.

„Du müßteſt untergehn, verzweifeln müßteſt du, doch wird der Geiſt dich retten. Dich wird kein Lorbeer tröſten und kein Myrthenkranz; der Olymp wird's, der lebendige, gegenwärtige, der ewig jugendlich um alle Sinne dir blüht. Die ſchöne Welt iſt dein Olymp; in dieſem wirſt du leben, und mit den heiligen Weſen der Welt, mit den Göttern der Natur, mit dieſen wirſt du freudig ſeyn.

„O ſeid willkommen, ihr Guten, ihr Treuen! ihr Tiefvermißten, Verkannten! Kinder und Älteſte! Sonn' und Erd' und Aether mit allen lebenden Seelen, die um euch ſpielen, die ihr umſpielt, in ewiger Liebe! o nehmt die allesverſuchenden Menſchen, nehmt die Flüchtlinge wieder in die Götterfamilie, nehmt in die Heimath der Natur ſie auf, aus der ſie entwichen! –

„Du kennſt diß Wort, Hyperion! Du haſt es angefangen in mir. Du wirſt's vollenden in dir, und dann erſt ruhn.

„Ich habe genug daran, um freudig, als ein griechiſch Mädchen zu ſterben.

„Die Armen, die nichts kennen, als ihr dürftig Machwerk, die der Noth nur dienen und den Genius verſchmähn, und dich nicht ehren, kindlich Leben der Natur! die mögen vor dem Tode ſich fürchten. Ihr Joch iſt ihre Welt geworden; Beſſeres, als ihren Knechtsdienſt, kennen ſie nicht; ſcheun die Götterfreiheit, die der Tod uns giebt!

„Ich aber nicht! ich habe mich des Stükwerks überhoben, das die Menſchenhände gemacht, ich hab' es gefühlt, das Leben der Natur, das höher iſt, denn alle Gedanken – wenn ich auch zur Pflanze würde, wäre denn der Schade ſo groß? – Ich werde ſeyn. Wie ſollt' ich mich verlieren aus der Sphäre des Lebens, worinn die ewige Liebe, die allen gemein iſt, die Naturen alle zuſammenhält? wie ſollt' ich ſcheiden aus dem Bunde, der die Weſen alle verknüpft? Der bricht ſo leicht nicht, wie die loſen Bande dieſer Zeit. Der iſt nicht, wie ein Markttag, wo das Volk zuſammenläuft und lärmt und auseinandergeht. Nein! bei dem Geiſte, der uns einiget,

bei dem Gottesgeiſte, der jedem eigen iſt und allen gemein! nein! nein! im Bunde der Natur iſt Treue kein Traum. Wir trennen uns nur, um inniger einig zu ſeyn, göttlicher friedlich mit allem, mit uns. Wir ſterben, um zu leben.

„Ich werde ſeyn; ich frage nicht, was ich werde. Zu ſeyn, zu leben, das iſt genug, das iſt die Ehre der Götter; und darum iſt ſich alles gleich, was nur ein Leben iſt, in der göttlichen Welt, und es giebt in ihr nicht Herren und Knechte. Es leben umeinander die Naturen, wie Liebende; ſie haben alles gemein, Geiſt, Freude und ewige Jugend.

„Beſtändigkeit haben die Sterne gewählt, in ſtiller Lebensfülle wallen ſie ſtets und kennen das Alter nicht. Wir ſtellen im Wechſel das Vollendete dar; in wandelnde Melodien theilen wir die großen Akkorde der Freude. Wie Harfenſpieler um die Thronen der Älteſten, leben wir, ſelbſt göttlich, um die ſtillen Götter der Welt, mit dem flüchtigen Lebensliede mildern wir den ſeeligen Ernſt des Sonnengotts und der andern.

„Sieh auf in die Welt! Iſt ſie nicht, wie ein wandelnder Triumphzug, wo die Natur den ewigen Sieg über alle Verderbniß feiert? und führt nicht zur Verherrlichung das Leben den Tod mit ſich, in goldenen Ketten, wie der Feldherr einſt die gefangenen Könige mit ſich geführt? und wir, wir ſind wie die Jungfrauen und die Jünglinge, die mit Tanz und Geſang, in wechſelnden Geſtalten und Tönen den majeſtätiſchen Zug geleiten.

„Nun laß mich ſchweigen. Mehr zu ſagen, wäre zu viel. Wir werden wohl uns wieder begegnen. –

„Trauernder Jüngling! bald, bald wirſt du glüklicher

ſeyn. Dir iſt dein Lorbeer nicht gereift und deine Myrthen verblühten, denn Prieſter ſollſt du ſeyn der göttlichen Natur, und die dichteriſchen Tage keimen dir ſchon.

„O könnt' ich dich ſehn in deiner künftigen Schöne! Lebe wohl!“

Zugleich erhielt ich einen Brief von Notara, worinn er mir ſchrieb:

„Den Tag, nachdem ſie dir zum leztenmal geſchrieben, wurde ſie ganz ruhig, ſprach noch wenig Worte, ſagte dann auch, daß ſie lieber möcht' im Feuer von der Erde ſcheiden, als begraben ſeyn, und ihre Aſche ſollten wir in eine Urne ſammeln, und in den Wald ſie ſtellen, an den Ort, wo du, mein Theurer! ihr zuerſt begegnet wärſt. Bald darauf, da es anfieng, dunkel zu werden, ſagte ſie uns gute Nacht, als wenn ſie ſchlafen möcht', und ſchlug die Arme um ihr ſchönes Haupt; bis gegen Morgen hörten wir ſie athmen. Da es dann ganz ſtille wurde und ich nichts mehr hörte, gieng ich hin zu ihr und lauſchte.

„O Hyperion! was ſoll ich weiter ſagen? Es war aus und unſre Klagen wekten ſie nicht mehr.

„Es iſt ein furchtbares Geheimniß, daß ein ſolches Leben ſterben ſoll, und ich will es dir geſtehn, ich ſelber habe weder Sinn noch Glauben, ſeit ich das mit anſah.

„Doch immer beſſer iſt ein ſchöner Tod, Hyperion! denn ſolch ein ſchläfrig Leben, wie das unſre nun iſt.

„Die Fliegen abzuwehren, das iſt künftig unſre Arbeit, und zu nagen an den Dingen der Welt, wie Kinder an der dürren Feigenwurzel, das iſt endlich unſre Freude.

Alt zu werden unter jugendlichen Völkern, ſcheint mir eine Luſt, doch alt zu werden, da wo alles alt iſt, ſcheint mir ſchlimmer, denn alles. —

„Ich möchte faſt dir rathen, mein Hyperion! daß du nicht hieher kömmſt. Ich kenne dich. Es würde dir die Sinne nehmen. Überdiß biſt du nicht ſicher hier. Mein Theurer! denk an Diotimas Mutter, denk an mich und ſchone dich!

„Ich will es dir geſtehn, mir ſchaudert, wenn ich dein Schikſaal überdenke. Aber ich meine doch auch, der brennende Sommer trokne nicht die tiefern Quellen, nur den ſeichten Reegenbach aus. Ich habe dich in Augenbliken geſehn, Hyperion! wo du mir ein höher Weſen ſchienſt. Du biſt nun auf der Probe, und es muß ſich zeigen, wer du biſt. Leb wohl!“

So ſchrieb Notara; und du fragſt, mein Bellarmin! wie jezt mir iſt, indem ich diß erzähle?

Beſter! ich bin ruhig, denn ich will nichts beſſers haben, als die Götter. Muß nicht alles leiden? Und je treflicher es iſt, je tiefer! Leidet nicht die heilige Natur? O meine Gottheit! daß du trauern könnteſt, wie du ſeelig biſt, das konnt' ich lange nicht faſſen. Aber die Wonne, die nicht leidet, iſt Schlaf, und ohne Tod iſt kein Leben. Sollteſt du ewig ſeyn, wie ein Kind, und ſchlummern, dem Nichts gleich? den Sieg entbehren? nicht die Vollendungen alle durchlaufen? Ja! ja! werth iſt der Schmerz, am Herzen der Menſchen zu liegen, und dein Vertrauter zu ſeyn, o Natur! Denn er nur führt von einer Wonne zur andern, und es iſt kein andrer Gefährte, denn er. —

Damals ſchrieb ich an Notara, als ich wieder anfieng

aufzuleben, von Sicilien aus, wohin ein Schiff von Paros mich zuerſt gebracht:

„Ich habe dir gehorcht, mein Theurer! bin ſchon weit von euch und will dir nun auch Nachricht geben; aber ſchwer wird mir das Wort; das darf ich wohl geſtehen. Die Seeligen, wie Diotima nun iſt, ſprechen nicht viel; in meiner Nacht, in der Tiefe der Traurenden, iſt auch die Rede am Ende.

„Einen ſchönen Tod iſt meine Diotima geſtorben; da haſt du Recht; das iſts auch, was mich aufwekt und meine Seele mir wiedergiebt.

„Aber es iſt die vorige Welt nicht mehr, zu der ich wiederkehre. Ein Fremdling bin ich, wie die Unbegrabnen, wenn ſie herauf vom Acheron kommen, und wär' ich auch auf meiner heimathlichen Inſel, in den Gärten meiner Jugend, die mein Vater mir verſchließt, ach! dennoch, dennoch wär' ich auf der Erd' ein Fremdling und kein Gott knüpft' ans Vergangene mich mehr.

„Ja! es iſt alles vorbei. Das muß ich nur recht oft mir ſagen, muß damit die Seele mir binden, daß ſie ruhig bleibt, ſich nicht erhizt in ungereimten kindiſchen Verſuchen.

„Es iſt alles vorbei; und wenn ich gleich auch weinen könnte, ſchöne Gottheit, wie du um Adonis einſt geweint, doch kehrt mir meine Diotima nicht wieder und meines Herzens Wort hat ſeine Kraft verloren, denn es hören mich die Lüfte nur.

„O Gott! und daß ich ſelbſt nichts bin, und der gemeinſte Handarbeiter ſagen kann, er habe mehr gethan, denn ich! daß ſie ſich tröſten dürfen, die Geiſtesarmen,

und lächeln und Träumer mich ſchelten, weil meine Thaten mir nicht reiften, weil meine Arme nicht frei ſind, weil meine Zeit dem wütenden Prokruſtes gleicht, der Männer, die er fieng, in eine Kinderwiege warf und, daß ſie paßten in das kleine Bett, die Glieder ihnen abhieb.

„Wär' es nur nicht gar zu troſtlos, allein ſich unter die närriſche Menge zu werfen und zerriſſen zu werden von ihr! oder müßt' ein edel Blut ſich nur nicht ſchämen, mit dem Knechtsblut ſich zu miſchen! o gäb' es eine Fahne, Götter! wo mein Alabanda dienen möcht', ein Thermopylä, wo ich mit Ehren ſie verbluten könnte, all' die einſame Liebe, die mir nimmer brauchbar iſt! Noch beſſer wär' es freilich, wenn ich leben könnte, leben, in den neuen Tempeln, in der neuverſammelten Agora unſers Volks mit großer Luſt den großen Kummer ſtillen; aber davon ſchweig' ich, denn ich weine nur die Kraft mir vollends aus, wenn ich an Alles denke.

„Ach Notara! auch mit mir iſts aus; verlaidet iſt mir meine eigne Seele, weil ich ihrs vorwerfen muß, daß Diotima todt iſt, und die Gedanken meiner Jugend, die ich groß geachtet, gelten mir nichts mehr. Haben ſie doch meine Diotima mir vergiftet!

„Und nun ſage mir, wo iſt noch eine Zuflucht? – Geſtern war ich auf dem Aetna droben. Da fiel der große Sicilianer mir ein, der einſt des Stundenzählens ſatt, vertraut mit der Seele der Welt, in ſeiner kühnen Lebensluſt ſich da hinabwarf in die herrlichen Flammen, denn der kalte Dichter hätte müſſen am Feuer ſich wärmen, ſagt' ein Spötter ihm nach.

„O wie gerne hätt' ich ſolchen Spott auf mich geladen!

aber man muß ſich höher achten, denn ich mich achte, um ſo ungerufen der Natur ans Herz zu fliegen, oder wie du es ſonſt noch heißen magſt, denn wirklich! wie ich jezt bin, hab' ich keinen Nahmen für die Dinge und es iſt mir alles ungewiß.

„Notara! und nun ſage mir, wo iſt noch Zuflucht?

„In Kalaureas Wäldern? – Ja! im grünen Dunkel dort, wo unſre Bäume, die Vertrauten unſrer Liebe, ſtehn, wo, wie ein Abendroth, ihr ſterbend Laub auf Diotimas Urne fällt und ihre ſchönen Häupter ſich auf Diotimas Urne neigen, mälig alternd, bis auch ſie zuſammenſinken über der geliebten Aſche, – da, da könnt' ich wohl nach meinem Sinne wohnen!

„Aber du räthſt mir wegzubleiben, meinſt, ich ſei nicht ſicher in Kalaurea, und das mag ſo ſeyn.

„Ich weiß es wohl, du wirſt an Alabanda mich verweiſen. Aber höre nur! zertrümmert iſt er! verwittert iſt der veſte, ſchlanke Stamm, auch er, und die Buben werden die Späne aufleſen und damit ein luſtig Feuer ſich machen. Er iſt fort; er hat gewiſſe gute Freunde, die ihn erleichtern werden, die ganz eigentlich geſchikt ſind, jedem abzuhelfen, dem das Leben etwas ſchwer aufliegt; zu dieſen iſt er auf Beſuch gegangen, und warum? weil ſonſt nichts für ihn zu thun iſt, oder, wenn du alles wiſſen willſt, weil eine Leidenſchaft am Herzen ihm nagt, und weiſt du auch für wen? für Diotima, die er noch im Leben glaubt, vermählt mit mir und glüklich – armer Alabanda! nun gehört ſie dir und mir!

„Er fuhr nach Oſten hinaus, und ich, ich ſchiffe nach Nordweſt, weil es die Gelegenheit ſo haben will. –

„Und nun lebt wohl, ihr Alle! all' ihr Theuern, die

ihr mir am Herzen gelegen, Freunde meiner Jugend und ihr Eltern und ihr lieben Griechen all', ihr Leidenden!

„Ihr Lüfte, die ihr mich genährt, in zarter Kindheit, und ihr dunkeln Lorbeerwälder und ihr Uferfelſen und ihr majeſtätiſchen Gewäſſer, die ihr Großes ahnen meinen Geiſt gelehrt – und ach! ihr Trauerbilder, ihr, wo meine Schwermuth anhub, heilige Mauern, womit die Heldenſtädte ſich umgürtet, und ihr alten Thore, die manch ſchöner Wanderer durchzog, ihr Tempelſäulen und du Schutt der Götter! und du, o Diotima! und ihr Thäler meiner Liebe, und ihr Bäche, die ihr ſonſt die ſeelige Geſtalt geſehn, ihr Bäume, wo ſie ſich erheitert, ihr Frühlinge, wo ſie gelebt, die Holde mit den Blumen, ſcheidet, ſcheidet nicht aus mir! doch, ſoll es ſeyn, ihr ſüßen Angedenken! ſo erlöſcht auch ihr und laßt mich, denn es kann der Menſch nichts ändern und das Licht des Lebens kömmt und ſcheidet, wie es will.“

Hyperion an Bellarmin

So kam ich unter die Deutſchen. Ich foderte nicht viel und war gefaßt, noch weniger zu finden. Demüthig kam ich, wie der heimathloſe blinde Oedipus zum Thore von Athen, wo ihn der Götterhain empfieng, und ſchöne Seelen ihm begegneten –

Wie anders gieng es mir!

Barbaren von Alters her, durch Fleiß und Wiſſenſchaft und ſelbſt durch Religion barbariſcher geworden, tiefunfähig jedes göttlichen Gefühls, verdorben bis ins Mark zum Glük der heiligen Grazien, in jedem Grad der Übertreibung und der Ärmlichkeit belaidigend für

jede gutgeartete Seele, dumpf und harmonienlos, wie die Scherben eines weggeworfenen Gefäßes – das, mein Bellarmin! waren meine Tröſter.

Es iſt ein hartes Wort und dennoch ſag' ichs, weil es Wahrheit iſt: ich kann kein Volk mir denken, das zerriſſner wäre, wie die Deutſchen. Handwerker ſiehſt du, aber keine Menſchen, Denker, aber keine Menſchen, Prieſter, aber keine Menſchen, Herrn und Knechte, Jungen und geſezte Leute, aber keine Menſchen – iſt das nicht, wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerſtükelt untereinander liegen, indeſſen das vergoſſne Lebensblut im Sande zerrinnt?

Ein jeder treibt das Seine, wirſt du ſagen, und ich ſag' es auch. Nur muß er es mit ganzer Seele treiben, muß nicht jede Kraft in ſich erſtiken, wenn ſie nicht gerade ſich zu ſeinem Titel paßt, muß nicht mit dieſer kargen Angſt, buchſtäblich heuchleriſch das, was er heißt, nur ſeyn, mit Ernſt, mit Liebe muß er das ſeyn, was er iſt, ſo lebt ein Geiſt in ſeinem Thun, und iſt er in ein Fach gedrükt, wo gar der Geiſt nicht leben darf, ſo ſtoß' ers mit Verachtung weg und lerne pflügen! Deine Deutſchen aber bleiben gerne beim Nothwendigſten, und darum iſt bei ihnen auch ſo viele Stümperarbeit und ſo wenig Freies, Ächterfreuliches. Doch das wäre zu verſchmerzen, müßten ſolche Menſchen nur nicht fühllos ſeyn für alles ſchöne Leben, ruhte nur nicht überall der Fluch der gottverlaſſnen Unnatur auf ſolchem Volke. –

Die Tugenden der Alten ſei'n nur glänzende Fehler, ſagt' einmal, ich weiß nicht, welche böſe Zunge; und

es ſind doch ſelber ihre Fehler Tugenden, denn da noch lebt ein kindlicher, ein ſchöner Geiſt, und ohne Seele war von allem, was ſie thaten, nichts gethan. Die Tugenden der Deutſchen aber ſind ein glänzend Übel und nichts weiter; denn Nothwerk ſind ſie nur, aus feiger Angſt, mit Sclavenmühe, dem wüſten Herzen abgedrungen, und laſſen troſtlos jede reine Seele, die von Schönem gern ſich nährt, ach! die verwöhnt vom heiligen Zuſammenklang in edleren Naturen, den Mislaut nicht erträgt, der ſchreiend iſt in all der todten Ordnung dieſer Menſchen.

Ich ſage dir: es iſt nichts Heiliges, was nicht entheiligt, nicht zum ärmlichen Behelf herabgewürdigt iſt bei dieſem Volk, und was ſelbſt unter Wilden göttlichrein ſich meiſt erhält, das treiben dieſe allberechnenden Barbaren, wie man ſo ein Handwerk treibt, und können es nicht anders, denn wo einmal ein menſchlich Weſen abgerichtet iſt, da dient es ſeinem Zwek, da ſucht es ſeinen Nuzen, es ſchwärmt nicht mehr, bewahre Gott! es bleibt geſezt, und wenn es feiert und wenn es liebt und wenn es betet und ſelber, wenn des Frühlings holdes Feſt, wenn die Verſöhnungszeit der Welt die Sorgen alle löſt, und Unſchuld zaubert in ein ſchuldig Herz, wenn von der Sonne warmem Strale berauſcht, der Sclave ſeine Ketten froh vergißt und, von der gottbeſeelten Luft beſänftiget, die Menſchenfeinde friedlich, wie die Kinder, ſind – wenn ſelbſt die Raupe ſich beflügelt und die Biene ſchwärmt, ſo bleibt der Deutſche doch in ſeinem Fach' und kümmert ſich nicht viel ums Wetter.

Aber du wirſt richten, heilige Natur! Denn, wenn ſie

nur beſcheiden wären, dieſe Menſchen, zum Geſeze nicht ſich machten für die Beſſern unter ihnen! wenn ſie nur nicht läſterten, was ſie nicht ſind, und möchten ſie doch läſtern, wenn ſie nur das Göttliche nicht höhnten! —

Oder iſt nicht göttlich, was ihr höhnt und ſeellos nennt? Iſt beſſer, denn euer Geſchwäz, die Luft nicht, die ihr trinkt? der Sonne Stralen, ſind ſie edler nicht, denn all' ihr Klugen? der Erde Quellen und der Morgenthau erfriſchen euern Hain; könnt ihr auch das? ach! tödten könnt ihr, aber nicht lebendig machen, wenn es die Liebe nicht thut, die nicht von euch iſt, die ihr nicht erfunden. Ihr ſorgt und ſinnt, dem Schikſaal zu entlaufen, und begreift es nicht, wenn eure Kinderkunſt nichts hilft; indeſſen wandelt harmlos droben das Geſtirn. Ihr entwürdiget, ihr zerreißt, wo ſie euch duldet, die geduldige Natur, doch lebt ſie fort, in unendlicher Jugend, und ihren Herbſt und ihren Frühling könnt ihr nicht vertreiben, ihren Aether, den verderbt ihr nicht.

O göttlich muß ſie ſeyn, weil ihr zerſtören dürft, und dennoch ſie nicht altert und troz euch ſchön das Schöne bleibt! —

Es iſt auch herzzerreißend, wenn man eure Dichter, eure Künſtler ſieht, und alle, die den Genius noch achten, die das Schöne lieben und es pflegen. Die Guten! Sie leben in der Welt, wie Fremdlinge im eigenen Hauſe, ſie ſind ſo recht, wie der Dulder Ulyß, da er in Bettlersgeſtalt an ſeiner Thüre ſaß, indeß die unverſchämten Freier im Saale lärmten und fragten: wer hat uns den Landläufer gebracht?

Voll Lieb' und Geiſt und Hoffnung wachſen ſeine Mu-

ſenjünglinge dem deutſchen Volk' heran; du ſiehſt ſie ſieben Jahre ſpäter, und ſie wandeln, wie die Schatten, ſtill und kalt, ſind, wie ein Boden, den der Feind mit Salz beſäete, daß er nimmer einen Grashalm treibt; und wenn ſie ſprechen, wehe dem! der ſie verſteht, der in der ſtürmenden Titanenkraft, wie in ihren Proteuskünſten den Verzweiflungskampf nur ſieht, den ihr geſtörter ſchöner Geiſt mit den Barbaren kämpft, mit denen er zu thun hat.

Es iſt auf Erden alles unvollkommen, iſt das alte Lied der Deutſchen. Wenn doch einmal dieſen Gottverlaſſnen einer ſagte, daß bei ihnen nur ſo unvollkommen alles iſt, weil ſie nichts Reines unverdorben, nichts Heiliges unbetaſtet laſſen mit den plumpen Händen, daß bei ihnen nichts gedeiht, weil ſie die Wurzel des Gedeihns, die göttliche Natur nicht achten, daß bei ihnen eigentlich das Leben ſchaal und ſorgenſchwer und übervoll von kalter ſtummer Zwietracht iſt, weil ſie den Genius verſchmähn, der Kraft und Adel in ein menſchlich Thun, und Heiterkeit ins Leiden und Lieb' und Brüderſchaft den Städten und den Häuſern bringt.

Und darum fürchten ſie auch den Tod ſo ſehr, und leiden, um des Auſternlebens willen, alle Schmach, weil Höhers ſie nicht kennen, als ihr Machwerk, das ſie ſich geſtoppelt.

O Bellarmin! wo ein Volk das Schöne liebt, wo es den Genius in ſeinen Künſtlern ehrt, da weht, wie Lebensluft, ein allgemeiner Geiſt, da öffnet ſich der ſcheue Sinn, der Eigendünkel ſchmilzt, und fromm und groß ſind alle Herzen, und Helden gebiert die Begeiſterung. Die Heimath aller Menſchen iſt bei ſolchem Volk' und

gerne mag der Fremde ſich verweilen. Wo aber ſo belaidigt wird die göttliche Natur und ihre Künſtler, ach! da iſt des Lebens beſte Luſt hinweg, und jeder andre Stern iſt beſſer, denn die Erde. Wüſter immer, öder werden da die Menſchen, die doch alle ſchön geboren ſind; der Knechtsſinn wächſt, mit ihm der grobe Muth, der Rauſch wächſt mit den Sorgen, und mit der Üppigkeit der Hunger und die Nahrungsangſt; zum Fluche wird der Seegen jedes Jahrs und alle Götter fliehn.

Und wehe dem Fremdling, der aus Liebe wandert, und zu ſolchem Volke kömmt, und dreifach wehe dem, der, ſo wie ich, von großem Schmerz getrieben, ein Bettler meiner Art, zu ſolchem Volke kömmt! —

Genug! du kennſt mich, wirſt es gut aufnehmen, Bellarmin! Ich ſprach in deinem Nahmen auch, ich ſprach für alle, die in dieſem Lande ſind und leiden, wie ich dort gelitten.

Hyperion an Bellarmin

Ich wollte nun aus Deutſchland wieder fort. Ich ſuchte unter dieſem Volke nichts mehr, ich war genug gekränkt, von unerbittlichen Belaidigungen, wollte nicht, daß meine Seele vollends unter ſolchen Menſchen ſich verblute.

Aber der himmliſche Frühling hielt mich auf; er war die einzige Freude, die mir übrig war, er war ja meine lezte Liebe, wie konnt' ich noch an andre Dinge denken und das Land verlaſſen, wo auch er war?

Bellarmin! Ich hatt' es nie ſo ganz erfahren, jenes alte feſte Schikſaalswort, daß eine neue Seeligkeit dem Herzen aufgeht, wenn es aushält und die Mitternacht

des Grams durchduldet, und daß, wie Nachtigallgesang im Dunkeln, göttlich erst in tiefem Laid das Lebenslied der Welt uns tönt. Denn, wie mit Genien, lebt' ich izt mit den blühenden Bäumen, und die klaren Bäche, die darunter flossen, säuselten, wie Götterstimmen, mir den Kummer aus dem Busen. Und so geschah mir überall, du Lieber! – wenn ich im Grase ruht', und zartes Leben mich umgrünte, wenn ich hinauf, wo wild die Rose um den Steinpfad wuchs, den warmen Hügel gieng, auch wenn ich des Stroms Gestade, die luftigen, umschifft' und alle die Inseln, die er zärtlich hegt.

Und wenn ich oft des Morgens, wie die Kranken zum Heilquell, auf den Gipfel des Gebirgs stieg, durch die schlafenden Blumen, aber vom süßen Schlummer gesättiget, neben mir die lieben Vögel aus dem Busche flogen, im Zwielicht taumelnd und begierig nach dem Tag, und die regere Luft nun schon die Gebete der Thäler, die Stimmen der Heerde und die Töne der Morgengloken herauftrug, und jezt das hohe Licht, das göttlichheitre, den gewohnten Pfad daherkam, die Erde bezaubernd mit unsterblichem Leben, daß ihr Herz erwarmt' und all' ihre Kinder wieder sich fühlten – o wie der Mond, der noch am Himmel blieb, die Lust des Tags zu theilen, so stand ich Einsamer dann auch über den Ebnen und weinte Liebesthränen zu den Ufern hinab und den glänzenden Gewässern und konnte lange das Auge nicht wenden.

Oder des Abends, wenn ich fern ins Thal hinein gerieth, zur Wiege des Quells, wo rings die dunkeln Eichhöhn mich umrauschten, mich, wie einen Heiligsterbenden, in ihren Frieden die Natur begrub, wenn nun die

Erd' ein Schatte war, und unſichtbares Leben durch die Zweige ſäuſelte, durch die Gipfel, und über den Gipfeln ſtill die Abendwolke ſtand, ein glänzend Gebirg, wovon herab zu mir des Himmels Stralen, wie die Waſſerbäche, floſſen, um den durſtigen Wanderer zu tränken –

„O Sonne, o ihr Lüfte," rief ich dann, „bei euch allein noch lebt mein Herz, wie unter Brüdern!"

So gab ich mehr und mehr der ſeeligen Natur mich hin und faſt zu endlos. Wär' ich ſo gerne doch zum Kinde geworden, um ihr näher zu ſeyn, hätt' ich ſo gern doch weniger gewußt und wäre geworden, wie der reine Lichtſtral, um ihr näher zu ſeyn! o einen Augenblik in ihrem Frieden, ihrer Schöne mich zu fühlen, wie viel mehr galt es vor mir, als Jahre voll Gedanken, als alle Verſuche der allesverſuchenden Menſchen! Wie Eis, zerſchmolz, was ich gelernt, was ich gethan im Leben, und alle Entwürfe der Jugend verhallten in mir; und o ihr Lieben, die ihr ferne ſeid, ihr Todten und ihr Lebenden, wie innig Eines waren wir!

Einſt ſaß ich fern im Feld', an einem Brunnen, im Schatten epheugrüner Felſen und überhängender Blüthenbüſche. Es war der ſchönſte Mittag, den ich kenne. Süße Lüfte wehten und in morgendlicher Friſche glänzte noch das Land und ſtill in ſeinem heimathlichen Aether lächelte das Licht. Die Menſchen waren weggegangen, am häuslichen Tiſche von der Arbeit zu ruhn; allein war meine Liebe mit dem Frühling, und ein unbegreiflich Sehnen war in mir. „Diotima," rief ich, „wo biſt du, o wo biſt du?" Und mir war, als hört' ich Diotimas Stimme, die Stimme, die mich einſt erheitert in den Tagen der Freude –

„Bei den Meinen,“ rief ſie, „bin ich, bei den Deinen, die der irre Menſchengeiſt miskennt!“

Ein ſanfter Schreken ergriff mich und mein Denken entſchlummerte in mir.

„O liebes Wort aus heilgem Munde,“ rief ich, da ich wieder erwacht war, „liebes Räthſel, faſſ' ich dich?“

Und Einmal ſah ich noch in die kalte Nacht der Menſchen zurük und ſchauert' und weinte vor Freuden, daß ich ſo ſeelig war, und Worte ſprach ich, wie mir dünkt, aber ſie waren, wie des Feuers Rauſchen, wenn es auffliegt und die Aſche hinter ſich läßt –

„O du,“ ſo dacht' ich, „mit deinen Göttern, Natur! ich hab' ihn ausgeträumt, von Menſchendingen den Traum, und ſage, nur du lebſt, und was die Friedensloſen erzwungen, erdacht, es ſchmilzt, wie Perlen von Wachs, hinweg von deinen Flammen!

„Wie lang iſts, daß ſie dich entbehren? o wie lang iſts, daß ihre Menge dich ſchilt, gemein nennt dich und deine Götter, die Lebendigen, die Seeligſtillen!

„Es fallen die Menſchen, wie faule Früchte, von dir, o laß ſie untergehn, ſo kehren ſie zu deiner Wurzel wieder, und ich, o Baum des Lebens, daß ich wieder grüne mit dir und deine Gipfel umathme mit all deinen knoſpenden Zweigen! friedlich und innig, denn alle wuchſen wir aus dem goldnen Saamkorn herauf!

„Ihr Quellen der Erd'! ihr Blumen! und ihr Wälder und ihr Adler und du brüderliches Licht! wie alt und neu iſt unſere Liebe! – Frei ſind wir, gleichen uns nicht ängſtig von außen; wie ſollte nicht wechſeln die Weiſe des Lebens? wir lieben den Aether doch all' und innigſt im Innerſten gleichen wir uns.

„Auch wir, auch wir ſind nicht geſchieden, Diotima, und die Thränen um dich verſtehen es nicht. Lebendige Töne ſind wir, ſtimmen zuſammen in deinem Wohllaut, Natur! wer reißt den? wer mag die Liebenden ſcheiden? –

„O Seele! Seele! Schönheit der Welt! du unzerſtörbare! du entzükende! mit deiner ewigen Jugend! du biſt; was iſt dann der Tod und alles Wehe der Menſchen? – Ach! viel der leeren Worte haben die Wunderlichen gemacht. Geſchiehet doch alles aus Luſt, und endet doch alles mit Frieden.

„Wie der Zwiſt der Liebenden, ſind die Diſſonanzen der Welt. Verſöhnung iſt mitten im Streit und alles Getrennte findet ſich wieder.

„Es ſcheiden und kehren im Herzen die Adern und einiges, ewiges, glühendes Leben iſt alles.“

So dacht’ ich. Nächſtens mehr.



Anhang

Vier ältere fragmentarische Fassungen



1) [Das Thalia-Fragment]

Es giebt zwei Ideale unseres Daseyns: einen Zustand der höchsten Einfalt, wo unsre Bedürfnisse mit sich selbst, und mit unsern Kräften, und mit allem, womit wir in Verbindung stehen, durch die bloße Organisation der Natur, ohne unser Zuthun, gegenseitig zusammenstimmen, und einen Zustand der höchsten Bildung, wo dasselbe statt finden würde bei unendlich vervielfältigten und verstärkten Bedürfnissen und Kräften, durch die Organisation, die wir uns selbst zu geben im Stande sind. Die exzentrische Bahn, die der Mensch, im Allgemeinen und Einzelnen, von einem Punkte (der mehr oder weniger reinen Einfalt) zum andern (der mehr oder weniger vollendeten Bildung) durchläuft, scheint sich, nach ihren wesentlichen Richtungen, immer gleich zu seyn.

Einige von diesen sollten, nebst ihrer Zurechtweisung, in den Briefen, wovon die folgenden ein Bruchstük sind, dargestellt werden.

Der Mensch möchte gerne in allem und über allem seyn, und die Sentenz in der Grabschrift des Lojola:

non coerceri maximo, contineri tamen a minimo

kann eben so die alles begehrende, alles unterjochende gefährliche Seite des Menschen, als den höchsten und schönsten ihm erreichbaren Zustand bezeichnen. In welchem Sinne sie für jeden gelten soll, muß sein freier Wille entscheiden.

Ich will nun wieder in mein Ionien zurük: umſonſt hab' ich mein Vaterland verlaſſen, und Wahrheit geſucht.

Wie konnten auch Worte meiner durſtenden Seele genügen?

Worte fand' ich überall; Wolken, und keine Juno.

Ich haſſe ſie, wie den Tod, alle die armſeeligen Mitteldinge von Etwas und Nichts. Meine ganze Seele ſträubt ſich gegen das Weſenloſe.

Was mir nicht Alles, und ewig Alles iſt, iſt mir Nichts.

Mein Bellarmin! wo finden wir das Eine, das uns Ruhe giebt, Ruhe? Wo tönt ſie uns einmal wieder, die Melodie unſers Herzens in den ſeeligen Tagen der Kindheit?

Ach! einſt ſucht' ich ſie in Verbrüderung mit Menſchen. Es war mir, als ſollte die Armuth unsers Weſens Reichtum werden, wenn nur ein Paar ſolcher Armen Ein Herz, Ein unzertrennbares Leben würden, als beſtände der ganze Schmerz unſers Daſeyns nur in der Trennung von dem, was zuſammengehörte.

Mit Freud' und Wehmuth denk' ich daran, wie mein ganzes Weſen dahin trachtete, nur dahin, ein herzlich Lächeln zu erbeuten, wie ich mich hingab für einen Schatten von Liebe, wie ich mich wegwarf. Ach! wie oft glaubt' ich das Unnennbare zu finden, das mein, mein werden ſollte, dafür, daß ich es wagte, mich ſelbſt an das Geliebte zu verlieren! Wie oft glaubt' ich den heiligen Tauſch getroffen zu haben, und forderte nun, forderte, und da stand das arme Weſen, ver-

legen und betroffen, oft auch hämiſch – es wollte ja nur Kurzweil, nichts ſo Ernſtes!

Ich war ein blinder Knabe, lieber Bellarmin! Perlen wollt' ich kaufen von Bettlern, die ärmer waren, als ich, ſo arm, ſo begraben in ihr Elend, daß ſie nicht wußten, wie arm ſie waren, und ſich recht wohl gefielen in den Lumpen, womit ſie ſich behangen hatten.

Aber die mannigfaltige Täuſchung drükte mich unausſprechlich nieder.

Ich glaubte wirklich unterzugehn. Es iſt ein Schmerz ohne gleichen, ein fortdaurendes Gefühl der Zernichtung, wenn das Daſeyn ſo ganz seine Bedeutung verloren hat. Eine unbegreifliche Muthloſigkeit drükte mich. Ich wagte das Auge nicht aufzuſchlagen vor den Menſchen. Ich fürchtete das Lachen eines Kindes. Dabey war ich oft ſehr ſtill und geduldig; hatte oft auch einen recht wunderbaren Aberglauben an die Heilkraft mancher Dinge. Oft konnte ich ingeheim von einem kleinen erkauften Beſiztum, von einer Kahnfahrt, von einem Thale, das mir ein Berg verbarg, erwarten, was ich ſuchte.

Mit dem Muthe ſchwanden auch ſichtbar meine Kräfte.

Ich hatte Mühe, die Trümmer ehemals gedachter Gedanken zuſammenzulesen; der rege Geiſt war veraltet; ich fühlte, wie ſein himmliſch Licht, das mir kaum erſt aufgegangen war, ſich allmählig verdunkelte.

Freilich, wenn es einmal, wie mir däuchte, den lezten Rest meiner verlornen Existenz galt, wenn mein Stolz ſich regte, dann war ich lauter Wirkſamkeit, und die Allmacht eines Verzweifelten war in mir; oder

wenn ſie einen Tropfen Freuden eingeſogen hatte, die welke dürftige Natur, dann drang ich mit Gewalt unter die Menſchen, ſprach, wie ein Begeiſterter, und fühlte wohl manchmal auch die Thräne der Seeligen im Auge; oder wenn einmal wieder ein Gedanke, oder das Bild eines Helden in die Nacht meiner Seele ſtrahlte, dann staunt' ich, und freute mich, als kehrte ein Gott ein in dem verarmten Gebiete, dann war mir, als ſollte ſich eine Welt bilden in mir; aber je heftiger ſich die ſchlummernden Kräfte aufgeraft hatten, deſto müder ſanken ſie hin, und die unbefriedigte Natur kehrte zu verdoppeltem Schmerze zurük.

Wohl dem, Bellarmin! wohl dem, der ſie überſtanden hat, dieſe Feuerprobe des Herzens, der es verſtehen gelernt hat, das Seufzen der Kreatur, das Gefühl des verlornen Paradieſes. Je höher ſich die Natur erhebt über das Thieriſche, deſto größer die Gefahr, zu verſchmachten im Lande der Vergänglichkeit!

Aber Eines hab' ich dir noch mitzutheilen, brüderliches Herz!

Ich fürchtete mich noch vor gewiſſen Erinnerungen, als wir uns fanden über den Trümmern des alten Roms. Unſer Geiſt gleitet ſo leicht aus ſeiner Bahn; müſſen wir doch oft dem Säuſeln eines Blatts entgehen, um ihn nicht zu ſtören in ſeinem ſtillen Geſchäfte!

Izt kann ich wohl manchmal ſpielen mit den Geiſtern vergangner Stunden.

Mein alter Freund, der Frühling, hatte mich überraſcht in meiner Finſterniß. Sonſt hätt' ich ihn noch von ferne gefühlt, wenn die erſtarrten Zweige ſich

regten, und ein lindes Wehen meine Wange berührte. Sonſt hätt' ich für jedes Weh Linderung von ihm gehoft. Aber das Hoffen und Ahnden war allmählig aus meiner Seele verſchwunden.

Izt war er da, in aller Glorie der Jugend.

Mir war, als ſollt' ich doch auch wieder fröhlich werden. Ich öfnete meine Fenſter, und kleidete mich, wie zu einem Feſte. Er ſollte auch mich beſuchen, der himmliſche Fremdling.

Ich ſah, wie alles hinausſtrömte ins Freie, auf's freundliche Meer von Smyrna, und ſein Geſtade. Sonderbare Erwartungen regten ſich in mir. Ich gieng auch hinaus.

Da zeigte ſich recht die Allmacht der Natur. Faſt jedes Geſicht war herzlicher; überall wurde offner geſcherzt, und wo man ſich ſonſt recht feierlich begrüßt hatte, bot man ſich izt die Hände. Alles verjüngte und begeiſterte der herrliche ſüße Frühling.

Der Hafen wimmelte von jauchzenden Schiffen, wo Blumenkränze wehten, und Chierwein blinkte, die Myrthenlauben tönten von fröhlichen Melodien, und Tanz und Spiel durchrauſchte die Ulmen und Platanen.

Ach! ich ſuchte mehr, als das. Das konnte nicht vom Tode retten. Unwillkührlich, verloren in meinem Gram, kam ich in den Garten des Gorgonda Notara, meines Bekannten. –

Ein Rauſchen aus einem Seitengange ſtörte mich auf. –

Ach! mir – in dieſem ſchmerzlichen Gefühl meiner Einſamkeit, mit dieſem freudeleeren blutenden

Herzen – erſchien mir Sie; hold und heilig, wie eine Prieſterin der Liebe ſtand ſie da vor mir; wie aus Licht und Duft gewebt, ſo geiſtig und zart; über dem Lächeln voll Ruh' und himmliſcher Güte thronte mit eines Gottes Majeſtät ihr großes begeiſtertes Auge, und, wie Wölkchen ums Morgenlicht, wallten im Frühlingswinde die goldnen Loken um ihre Stirne.

Mein Bellarmin! könnt' ich dir's mittheilen, ganz und lebendig, das Unausſprechliche, das damals vorgieng in mir! – Wo waren nun die Leiden meines Lebens, ſeine Nacht und Armuth? Die ganze dürftige Sterblichkeit?

Gewiß, er iſt das höchſte und ſeeligſte, was die unerſchöpfliche Natur in ſich faßt, ein ſolcher Augenblik der Befreiung! Er wiegt Aeonen unſers Pflanzenlebens auf! Tod war mein irrdiſches Leben, die Zeit war nicht mehr, und entfesselt und auferstanden fühlte mein Geiſt ſeine Verwandtſchaft und ſeinen Urſprung.

Jahre ſind vorüber; Frühlinge kamen und giengen; manch herrlich Bild der Natur, manche Reliquie deines Italiens, aus himmliſcher Phantaſie hervorgegangen, erfreute mein Auge; aber das meiſte verwiſchte die Zeit; nur Ihr Bild iſt mir geblieben, mit allem, was mit ihm verwandt iſt. Noch ſteht ſie da vor mir, wie in dem heiligen trunknen Momente, da ich ſie fand; ich preſſ' es an mein glühendes Herz, das ſüße Phantom; ich höre ihre Stimme, das Liſpeln ihrer Harfe; wie ein friedlich Arkadien, wo Blüthe und Saat in ewig ſtiller Luft ſich wiegt, wo ohne des Mittags Schwüle die Ernte reift, und die ſüße Traube gedeiht, wo keine Furcht das ſichere Land umzäunt, wo man

von nichts weis, als von dem ewigen Frühling der Erde, und dem wolkenlosen Himmel und seiner Sonne, und seinen freundlichen Gestirnen, so stehet es offen da vor mir, das Heiligtum ihres Herzens und Geistes.

Melite! o Melite! himmlisches Wesen!

Ich möchte wohl wissen, ob sie meiner noch zuweilen gedächte. Sie bedauert mich vieleicht. Ich werde sie wiederfinden, in irgend einer Periode des ewigen Daseyns. Gewiß! was sich verwandt ist, kann sich nicht ewig fliehen.

Ach! der Gott in uns ist immer einsam und arm. Wo findet er alle seine Verwandten? Die einst da waren, und da seyn werden? Wann kömmt das große Wiedersehen der Geister? Denn einmal waren wir doch, wie ich glaube, alle beisammen.

Gute Nacht, Bellarmin, gute Nacht!

Morgen werd' ich ruhiger erzählen.

Zante.

Der Abend jenes Tages meiner Tage ist mir mit allem, was ich noch gewahr ward in meiner Trunkenheit, unvergeßlich. Mir war er das schönste, was der Frühling der Erde geben kann, und der Himmel und sein Licht. Wie eine Glorie der Heiligen, umfloß Sie das Abendroth, und die zarten goldnen Wölkchen im Aether lächelten herunter, wie himmlische Genien, die sich freuten über ihre Schwester auf Erden, wie sie unter uns einhergieng in aller Herrlichkeit der Geister, und doch so gut, und freundlich war gegen alles, was um sie war.

Alles drängte sich an sie. Allen schien sich ein Theil

ihres Wesens mitzutheilen. Ein neuer zarter Sinn, eine süße Traulichkeit war unter alle gekommen, und sie wußten nicht, wie ihnen geschah.

Ohne zu fragen, erfuhr ich, sie komme von den Ufern des Pactols, aus einem einsamen Thale des Tmolus, wohin ihr Vater, ein sonderbarer Mann, aus Verdruß über die izige Lage der Griechen sich schon gar lange von Smyrna wegbegeben hätte, um dort seines finstern Grams zu pflegen, und ihre Mutter, ehemals die Krone von Jonien, sey eine Verwandte des Gorgonda Notara.

Notara bat uns, den Abend mit ihm unter seinen Bäumen zuzubringen, und so, wie wir izt gestimmt waren, dachte keines gerne an ein Auseinandergehen.

Allmählig kam immer mehr Leben und Geist unter uns. Wir sprachen viel von den herrlichen Kindern des alten Ioniens, von Sappho und Alcäus, und Anakreon, sonderlich von Homer, seinem Grabe zu Nio, von einer nahen Felsengrotte, am Ufer des Meles, wo der Herrliche manche Stunde der Begeisterung gefeiert haben soll, und manchem andern; wie neben uns die freundlichen Bäume des Gartens, wo vom Hauche des Frühlings gelöst, die Blüthen auf die Erde regneten, so theilten unsre Gemüther sich mit; jedes nach seiner Art, und auch die Ärmsten gaben etwas. Melite sprach manch himmlisches Wort, kunstlos, ohne alle Absicht, in lautrer heiliger Einfalt. Oft wenn ich sie sprechen hörte, fielen mir die Bilder des Dädalus ein, von denen Pausanias sagt, ihr Anblik habe bei all ihrer Einfachheit etwas Göttliches gehabt.

Lange saß ich stumm, und verschlang die himmlische Schönheit, die, wie Strahlen des Morgenlichts,

in mein Inneres drang, und die erſtorbenen Keime meines Weſens ins Leben rief.

Man ſprach endlich auch von ſo manchen Wundern griechischer Freundschaft, von den Dioskuren, von Achill und Patroklus, von der Phalanx der Sparter, von all' den Liebenden und Geliebten, die auf und untergiengen über der Welt, unzertrennlich, wie die ewigen Lichter des Himmels.

Da wacht' ich auf. „Wir ſollten davon nicht ſprechen," rief ich.

„Solche Herrlichkeit zernichtet uns Arme. Freilich waren es goldne Tage, wo man die Waffen tauſchte, und ſich liebte bis zum Tode, wo man unſterbliche Kinder zeugte in der Begeiſterung der Liebe und Schönheit, Thaten für's Vaterland, und himmliſche Gesänge, und ewige Worte der Weisheit, ach! wo der Aegyptiſche Prieſter dem Solon noch vorwarf: ‚ihr Griechen seid alle Zeit Jünglinge!' Wir ſind nun Greiſe geworden, klüger, als alle die Herrlichen, die dahin ſind; nur Schade, daß ſo manche Kraft verſchmachtet in dieſem fremden Elemente!"

„Vergiß das zum wenigſten für heute, Hyperion!" rief Notara; und ich gab ihm recht.

Melite's Auge ruhte ſo ernſt und groß auf mir. Wer hätte nicht alles vergeſſen.

Auf dem Wege nach der Stadt kam ich an ihre Seite. Ich drükte die Arme mit Macht gegen mein ſchauderndes Herz. Ich zwang den verwirrenden Tumult in mir, daß ich ſprechen konnte.

O mein Bellarmin! Wie ich ſie verſtand, und wie ſie das freute! wie ein zufällig Wörtchen von ihr eine

Welt von Gedanken in mir hervorrief! Sie war ein wahrer Triumph der Geifter über alles Kleine und Schwache, diefe ftille Vereinigung unfers Denkens, und Dichtens.

An Notara's Haufe fchieden wir. Ich taumelte fort in rafender Freude, fchalt und lachte über den Kleinmuth meines Herzens in den vergangenen Tagen, und fah mit namenlofem Stolze auf meine alten Leiden zurük.

Wie ich aber nun nach Haufe kam, und vor die offnen Fenfter trat, und meine verwilderten, und halb verdorrten Blumen, und hinauffah zu der verfallnen Burg von Smyrna, die vor mir lag im dämmernden Lichte, wie fonderbar überfiel mich das alles!

Ach! da war ich ehmals fo oft geftanden um Mitternacht, wenn ich den Schlaf nicht finden konnte auf meinem einfamen Lager, und hatte den Trümmern aus beffrer Zeit, und ihren Geistern meinen Jammer geklagt!

Izt war er wiedergekehrt, der Frühling meines Herzens. Izt hatt' ich, was ich fuchte. Ich hatt' es wiedergefunden in der himmlifchen Grazie Melites. Es tagte wieder in mir. Das hohe Wefen hatte meinen Geift aus feinem Grabe gerufen.

Aber was ich war, war ich durch fie. Die Gute freute fich über dem Lichte, das in mir leuchtete, und dachte nicht, daß es nur der Wiederfchein des ihrigen war. Ich fühlte nur zu bald, daß ich ärmer wurde, als ein Schatten, wenn fie nicht in mir, und um mich, und für mich lebte, wenn fie nicht mein ward; daß ich zu nichts ward, wenn fie fich mir entzog. Es konnte

nicht anders kommen, ich mußte mit dieſer Todesangſt jede Miene, und jeden Laut von ihr befragen, ihrem Auge folgen, als wollte mir mein Leben entfliehen, es mochte gen Himmel ſich wenden, oder zur Erde; o Gott! es mußte ja ein Todesbote für mich seyn, jedes Lächeln ihres heiligen Friedens, jedes ihrer Himmelsworte, das mir sagte, wie ihr an ihrem, ihrem Herzen genüge: Sie mußte ja über mich kommen, dieſe Verzweiflung, daß das Herrliche, was ich liebte, ſo herrlich war, daß es mein nicht bedurfte. Verzeih' es mir die Heilige! oft flucht' ich der Stunde, wo ich ſie fand, und raſte im Geiſte gegen das himmliſche Geschöpf, daß es mich nur darum ins Leben gewekt hätte, um mich wieder niederzudrüken mit ſeiner Hoheit. Kann ſo viel Unmenſchliches in eines Menſchen Seele kommen?

Pyrgo in Morea.

Schlummer und Unruhe, und manche andre ſeltſame Erſcheinung, die halb ſich bildete in mir, und verschwand, ließen indeß nichts, was ich dir mittheilen wollte, zur Sprache kommen. Oft hab' ich ſchöne Tage. Dann laſſ' ich mein Innres walten, wie es will, träumen und ſinnen, lebe meiſt unter freiem Himmel, und die heiligen Höhn und Thale von Morea ſtimmen oft recht freundlich in die reineren Töne meiner Seele.

Alles muß kommen, wie es kömmt. Alles iſt gut. Ich ſollte das Vergangne ſchlummern laſſen. Wir ſind

nicht für's Einzelne, Beſchränkte geſchaffen. Nicht wahr, mein Bellarmin? Mir wuchs ja nur darum kein Arkadien auf, daß das dürftige, das in mir denkt und lebt, ſich ausbreiten ſollte, und das Unendliche umfassen. —

Das möcht' ich auch, o das möcht' ich! Zernichten möcht' ich die Vergänglichkeit, die über uns laſtet, und unſrer heiligen Liebe ſpottet, und wie ein Lebendigbegrabner ſträubt ſich mein Geiſt gegen die Finſterniß, worinn er gefeſſelt iſt.

Ich wollte erzählen. Ich will es thun. Von außen ſtört mich nichts in meinen Erinnerungen. Meer und Erde ſchläft in der Schwüle des Mittags, und ſelbſt die Quelle, die ſonſt hier unter mir rieſelte, iſt vertroknet. Kein Lüftchen ſäußelt durch die Zweige. Ein leiſes Ächzen der Erde, wenn der brennende Strahl den Boden ſpaltet, hör' ich zuweilen. Aber das ſtört wohl nicht. Auch giebt die Cypreſſe, die über mir trauert, Schatten genug.

Der Abend, da ich von ihr gieng, hatte mit der Nacht gewechſelt, und die Nacht mit dem Tage; aber für mich nicht. In meinem Leben war kein Schlaf und kein Erwachen mehr. Es war nur Ein Traum von ihr, ein ſeeliger ſchmerzlicher Traum; ein Ringen zwiſchen Angſt und Hoffnung. Endlich gieng ich hin zu ihr.

Ich erſchrak, wie ſie nun vor mir ſtand, ſo ganz anders, als in mir es ausſah, ſo ruhig und ſeelig, in der Allgenügſamkeit einer Himmliſchen. Ich war verwirrt und ſprachlos. Mein Geiſt war mir entflohen.

Ich glaube nicht, daß ſie es ganz bemerkte, wie ſie

überhaupt bei all' ihrer himmlischen Güte nicht sehr genau darauf zu achten schien, was um sie vorgieng.

Sie hatte Mühe, mich dahin zurükzubringen, wo wir den Abend zuvor geendet hatten. Endlich regte sich doch hie und da ein Gedanke in mir, und schloß sich fröhlich an die ihrigen an.

Sie wußte nicht, wie unendlich viel sie sagte, und wie ihr Bild zum Überschwenglichen sich verherrlichte, wenn das Hohe ihrer Gedanken an ihrer Stirne sich offenbarte, und der königliche Geist sich vereinigte mit der Huld des arglosen allliebenden Herzens. Es war, als träte die Sonne hervor im freundlichen Aether, oder als stiege ein Gott hernieder zu einem unschuldigen Volke, wenn das Selbstständige, das Heilige neben ihrer Grazie sichtbar ward.

So lang ich bei ihr war, und ihr begeisterndes Wesen mich emporhub über alle Armuth der Menschen, vergaß ich oft auch die Sorgen und Wünsche meines dürftigen Herzens. Aber wenn ich weg war, dann verbarg ich's mir umsonst, dann klagt' es laut auf in mir, sie liebt dich nicht! Ich zürnte und kämpfte. Aber mein Gram lies nicht ab von mir. Meine Unruhe stieg von Tage zu Tage. Je höher und mächtiger ihr Wesen über mir leuchtete, desto düstrer und verwilderter ward meine Seele.

Sie schien mir endlich auszuweichen. Auch ich beschloß, sie nimmer zu sehen, und hatt' es auch wirklich unter namenloser Peinigung meinem Herzen abgetrozt, daß ich einige Tage wegblieb.

Um diese Zeit begegnete mir, da ich eben von der Einöde des Korax zurükkehrte, wohin ich vor Tages-

anbruch hinausgegangen war, Notara mit ſeinem Weibe. Er ſagte mir, daß ſie zu einem benachbarten Verwandten geladen wären, und auf den Abend wieder da zu ſeyn gedenken. Melite, ſezte er hinzu, ſey zu Hauſe geblieben; die fromme Tochter müſſe Briefe ſchreiben an Vater und Mutter.

Alle meine niedergedrükten Wünſche erwachten wieder. Einen Augenblik darauf ermannt' ich mich zwar, und ſagte dem Sturm in mir, daß ich heute gerade ſie ſchlechterdings nicht ſehen wolle, gieng aber doch an ihrem Hauſe vorüber, gedankenlos und zitternd, als hätt' ich einen Mord im Sinne. Darauf zwang ich mich nach Hauſe, ſchloß die Thüre ab, warf die Kleider von mir, ſchlug mir, nachdem meine Wahl ziemlich lange gezögert hatte, den Ajax Maſtigophoros auf, und ſah hinein. Aber nicht eine Sylbe nahm mein Geiſt in ſich auf. Wo ich hinſah, war ihr Bild. Jeder Fußtritt ſtörte mich auf. Unwillkührlich, ohne Sinn ſagt' ich abgeriſſene Reden vor mich hin, die ich aus ihrem Munde gehört hatte. Oft ſtrekt' ich die Arme nach ihr aus, oft floh ich, wenn ſie mir erſchien.

Endlich ergrimmt' ich über meinen Wahnſinn, und ſann mit Ernſt darauf, es von Grund aus zu vertilgen, dieſes tödtende Sehnen. Aber mein Geiſt verſagte mir den Dienſt. Dafür ſchien es, als drängten ſich falſche Dämonen mir auf, und böten mir Zaubertränke dar, mich vollends zu verderben mit ihren hölliſchen Arzneyen.

Ermattet von dem wüthenden Kampfe ſank ich endlich nieder. Mein Auge ſchloß ſich, meine Bruſt

ſchlug ſanfter, und, wie der Bogen des Friedens nach dem Sturme, gieng ihr ganzes himmlisches Weſen wieder auf in mir.

Der heilige Frieden ihres Herzens, den ſie mir oft auf Augenblike mitgetheilt hatte durch Red' und Miene, daß mir's ward, als wandelte ich wieder im verlaſſenen Paradieſe der Kindheit, ihre fromme Scheue, nichts zu entweihen durch übermüthigen Scherz oder Ernſt, wenn es nur ferne verwandt war mit Schönem und Gutem, ihre anſpruchloſe Gefälligkeit, ihr Geiſt mit ſeinen königlichen Idealen, woran ihre ſtille Liebe ſo einzig hieng, daß ſie nichts ſuchte und nichts fürchtete in der Welt – alle die lieben, ſeelenvollen Abende, die ich zugebracht hatte mit ihr, ihre Stimme und ihr Saitenſpiel, jeder Reiz ihrer Bewegung, die, wo ſie ſtand und gieng, nur ſie – ihre Güte und ihre Größe bezeichnete; ach! das alles und mehr ward ſo lebendig in mir.

Und dieſem himmliſchen Geſchöpfe zürnt' ich? Und warum zürnt' ich ihr? Weil ſie nicht verarmt war, wie ich, weil ſie den Himmel noch im Herzen trug, und nicht ſich ſelbſt verloren hatte, wie ich, nicht eines andern Weſens, nicht fremden Reichtums bedurfte, um die verödete Stelle auszufüllen, weil ſie nicht untergehen fürchten konnte, wie ich, und ſich mit dieſer Todesangſt an ein anderes zu hängen [brauchte], wie ich; ach! gerade, was das göttlichſte an ihr war, dieſe Ruhe, dieſe himmliſche Genügſamkeit hatt' ich gelästert mit meinem Unmuth, mit unedlem Groll ſie um ihr Paradies beneidet. Durfte ſie ſich befaſſen mit ſolch' einem zerrütteten Geſchöpfe? Mußte ſie mich

nicht fliehen? Gewiß! ihr Genius hatte ſie gewarnt vor mir.

Das alles gieng mir, wie ein Schwerd, durch die Seele.

Ich wollte anders werden. O! ich wollte werden, wie ſie. Ich hörte ſchon aus ihrem Munde das Himmelswort der Vergebung, und fühlte mit tauſend Wonnen, wie es mich umſchuf.

So eilt' ich zu ihr. Aber mit jedem Schritte ward ich unruhiger. Melite erblaßte, wie ich hereintrat. Diß brachte mich vollends aus der Faſſung. Doch war mir das gänzliche Verſtummen von beiden Seiten, ſo kurz es dauerte, zu ſchmerzhaft, als daß ich es nicht mit aller Macht zu brechen verſucht hätte.

„Ich mußte kommen," ſagt' ich. „Ich war es dir ſchuldig, Melite!" Das Gemäßigte meines Tons ſchien ſie zu beruhigen, doch fragte ſie etwas verwundert, warum ich dann kommen müßte?

„Ich habe ſo viel dir abzubitten, Melite!" rief ich.

„Du haſt mich ja nicht beleidigt."

„O Melite! wie ſtraft mich dieſe himmliſche Güte! Mein Unmuth iſt dir ſicher aufgefallen." –

„Aber beleidigt hat er mich nicht, du wollteſt ja das nicht, Hyperion! Warum ſollt' ichs dir nicht ſagen? Getrauert hab' ich über dich. Ich hätte dir ſo gerne Frieden gegönnt. Ich wollte dich oft auch bitten, ruhiger zu ſeyn. Du biſt ſo ganz ein andrer, in deinen guten Stunden. Ich geſtehe dir, ich fürchte für dich, wenn ich dich ſo düſter und heftig ſehe. Nicht wahr, guter Hyperion! du legſt das ab?"

Ich konnte kein Wort vorbringen. Du fühlſt es wohl auch, Bruder meiner Seele! wie mir ſeyn mußte. Ach! ſo himmliſch der Zauber war, womit ſie diß ſprach, ſo unausſprechlich war mein Schmerz.

„Ich habe manchmal gedacht," fuhr ſie fort, „woher es wohl kommen möchte, daß du ſo ſonderbar biſt. Es iſt ſo ein ſchmerzlich Räthſel, daß ein Geiſt, wie der deinige, von ſolchen Leiden gedrükt werden ſoll. Es war gewiß eine Zeit, wo er frei war von dieſer Unruhe. Iſt ſie dir nicht mehr gegenwärtig? Könnt' ich ſie dir zurükbringen, dieſe ſtille Feier, dieſe heilige Ruhe im Innern, wo auch der leiſeſte Laut vernehmbar iſt, der aus der Tiefe des Geiſtes kömmt, und die leiſeſte Berührung von außen, vom Himmel her, und aus den Zweigen, und Blumen – ich kann es nicht ausſprechen, wie mir oft ward, wenn ich ſo daſtand vor der göttlichen Natur, und alles Irrdiſche in mir verſtummte – da iſt er uns ſo nahe, der Unſichtbare!"

Sie ſchwieg, und ſchien betroffen, als hätte ſie Geheimniſſe verrathen.

„Hyperion!" begann ſie wieder, „du haſt Gewalt über dich; ich weiß es. Sage deinem Herzen, daß man vergebens den Frieden außer ſich ſuche, wenn man ihn nicht ſich ſelbſt giebt. Ich habe dieſe Worte immer ſo hoch geachtet. Es ſind Worte meines Vaters, eine Frucht ſeiner Leiden, wie er ſagt. Gieb ihn dir, dieſen Frieden, und ſey fröhlich! Du wirſt es thun. Es iſt meine erſte Bitte. Du wirſt ſie mir nicht verſagen."

„Was du willſt, wie du willſt, Engel des Himmels!" rief ich, indem ich, ohne zu wiſſen, wie mir geſchah,

ihre Hand ergriff, und ſie mit Macht gegen mein jammerndes Herz hinzog.

Sie war, wie aus einem Traume geſchrekt, und wand ſich los, mit möglichſter Schonung, aber die Majeſtät in ihrem Auge drükte mich zu Boden.

„Du mußt anders werden," rief ſie etwas heftiger, als gewöhnlich. Ich war in Verzweiflung. Ich fühlte, wie klein ich war, und rang vergebens empor. Ach! daß es dahin kommen konnte mit mir! Wie die gemeinen Seelen, ſucht' ich darinn Troſt für mein Nichts, daß ich das Große verkleinerte, daß ich das Himmliſche – Bellarmin! es iſt ein Schmerz ohne gleichen, ſo einen ſchändlichen Flek an ſich zu zeigen. Sie will deiner los ſeyn, dacht' ich, das iſts all! – „Nun ja, ich will anders werden!" Das ſtieß ich Elender unter erzwungenem Lächeln heraus, und eilte, um fortzukommen.

Wie von böſen Geiſtern getrieben, lief ich hinaus in den Wald, und irrte herum, bis ich hinſank in's dürre Gras.

Wie eine lange entſezliche Wüſte lag die Vergangenheit da vor mir, und mit hölliſchem Grimme vertilgt' ich jeden Reſt von dem, was einſt mein Herz gelabt hatte und erhoben.

Dann fuhr ich wieder auf mit wüthendem Hohngelächter über mich und alles, lauſchte mit Luſt dem gräßlichen Wiederhall, und das Geheul der Tſchakale, das durch die Nacht her von allen Seiten gegen mich drang, that meiner zerrütteten Seele wirklich wohl.

Eine dumpfe fürchterliche Stille folgte dieſen zernichtenden Stunden, eine eigentliche Todtenſtille!

Ich ſuchte nun keine Rettung mehr. Ich achtete nichts. Ich war, wie ein Thier unter der Hand des Schlächters.

„Auch ſie! auch ſie!“ Das war der erſte Laut, der nach langer Zeit mir über die Lippen kam, und Thränen traten mir ins Auge.

„Sie kann ja nicht anders; ſie kann ſich ja nicht geben, was ſie nicht haben kann, deine Armuth und deine Liebe!“ Das ſagt' ich mir endlich auch. Ich ward nach und nach ruhig, und fromm, wie ein Kind. Ich wollte nun gewiß nichts mehr ſuchen, wollte mir forthelfen von einem Tage zum andern, ſo gut ich konnte, ich war mir ſelbſt nichts mehr, forderte auch nicht, daß ich andern etwas ſeyn ſollte, und es gab Augenblike, wo es mir möglich ſchien, die Einzige zu ſehn, und nichts zu wünſchen.

So hatt' ich einige Zeit gelebt, als eines Tages Notara zu mir kam mit einem jungen Tinioten, ſich über meine ſonderbare Eingezogenheit beſchwerte, und mich bat, mich den andern Tag Abends bei Homers Grotte einzufinden, er habe etwas Eignes vor, dem Tinioten zu lieb, der so recht mit ganzer Seele am alten Griechenlande hänge, und izt auf dem Wege ſey, die Aeoliſche Küſte, und das alte Troas zu beſuchen, es wäre mir heilſam, ſezte er hinzu, wenn ich ſeinen Freund dahin geleitete, er erinnere ſich ohnediß, daß ich einmal den Wunſch geäußert hätte, dieſen Theil von Kleinaſien zu ſehn. Der Tiniote bat auch, und ich nahm es an, ſo wie ich alles angenommen hätte, beinahe mit willenloser Lenkſamkeit.

Der andre Tag vergieng unter Anſtalten zur Ab-

reiſe, und Abends holte Adamas, ſo hieß der Tiniote, mich ab, zur Grotte hinaus.

„Es iſt kein Wunder,“ (begann ich, um andern Erſcheinungen in mir nicht Raum zu geben, nachdem wir eine Weile am Meles auf und nieder unter den Myrthen und Platanen gegangen waren,) „daß die Städte ſich zankten um die Abkunft Homers. Der Gedanke iſt ſo erheiternd, daß der holde Knabe da im Sande geſpielt habe, und die erſten Eindrüke empfangen, aus denen ſo ein ſchöner gewaltiger Geiſt ſich mählig entwikelte.“

„Du haſt recht,“ erwiederte er, „und ihr Smyrner müßt euch den erfreulichen Glauben nicht nehmen laſſen. Mir iſt es heilig, dieſes Waſſer und diß Geſtade! Wer weis, wie viel das Land hier, nebſt Meer und Himmel, Theil hat an der Unſterblichkeit des Mäoniden! Das unbefangne Auge des Kindes ſammelt ſich Ahndungen und Regungen aus der Beſchauung der Welt, die manches beſchämen, was ſpäter unſer Geiſt auf mühſamem Wege erringt.“

In dieſem Tone fuhr er fort, bis Notara mit Melite und einigen andern herankam.

Ich war gefaßt. Ich konnte mich ihr nähern, ohne merkliche Änderung im Innern. Es war gut, daß ich unmittelbar zuvor nicht mir ſelbſt überlaſſen war.

Sie litt auch. Man ſah' es. Aber o Gott! wie unendlich größer!

In die Regionen des Guten und Wahren hatte ſich ihr Herz geflüchtet. Ein ſtiller Schmerz, wie ich ihn nie bemerkt hatte an ihr, hielt die frohen Bewegungen ihres Angeſichts gefangen, aber ihren Geiſt nicht. In

unwandelbarer Ruhe leuchtete dieſer aus dem himmliſchen Auge, und ihre Wehmuth ſchloß ſich an ihn, wie an einen göttlichen Tröſter.

Adamas fuhr fort, wo er unterbrochen worden war; Melite nahm Theil; ich ſprach auch zuweilen ein Wörtchen.

So kamen wir an die Grotte Homers.

Stille traurende Akkorde empfiengen uns vom Felſen herab, unter den wir traten; die Saitenſpiele ergoſſen ſich über mein Innres, wie über die todte Erde ein warmer Regen im Frühlinge. Innen, im magiſchen Dämmerlichte der Grotte, das durch die verſchiedenen Öfnungen des Felſen, durch Blätter und Zweige hereinbricht, ſtand eine Marmorbüſte des göttlichen Sängers, und lächelte gegen die frommen Enkel.

Wir ſaßen um ſie herum, wie die Unmündigen um ihren Vater, und laſen uns einzelne Rhapſodien der Ilias, wie ſie jedes nach ſeinem Sinne ſich auswählte; denn alle waren wir vertraut mit ihr.

Eine Nänie, die mein Innerſtes erſchütterte, ſangen wir drauf dem Schatten des lieben blinden Mannes, und ſeinen Zeiten. Alle waren tiefbewegt. Melite ſah faſt unverwandt auf ſeinen Marmor, und ihr Auge glänzte von Thränen der Wehmuth und der Begeiſterung.

Alles war nun ſtille. Wir ſprachen kein Wort, wir berührten uns nicht, wir ſahen uns nicht an, ſo gewiß von ihrem Einklang ſchienen alle Gemüther in dieſem Augenblike, ſo über Sprache und Aeußerung ſchien das zu gehen, was jezt in ihnen lebte.

Es war Gefühl der Vergangenheit, die Todtenfeier vor allem, was einſt da war.

Erröthend beugte ſich endlich Melite gegen Notara hin, und flüſterte ihm etwas zu.

Notara lächelte, voll Freude über das ſüße Geſchöpf, nahm die Scheere, die ſie ihm bot, und ſchnitt ſich eine Loke ab.

Ich verſtand, was das ſollte, und that ſtillſchweigend dasſelbe.

„Wem ſonſt, als dir?“ rief der Tiniote, indem er ſeine Loke gegen den Marmor hielt.

Auch die andern gaben, ergriffen von unſrem Ernſte, ihr Todtenopfer.

Melite ſammelte das andere zu dem ihrigen, band es zuſammen, und legte es an der Büſte nieder, indeß wir andern wieder die Nänie ſangen.

Das alles diente nur, um mein Weſen aus der Ruhe zu loken, in die es geſunken war. Mein Auge verweilte wieder auf ihr, und meine Liebe und mein Schmerz ergriffen mich gewaltiger, als je.

Ich ſtrengte mich umſonſt an, auszuhalten. Ich mußte weggehn. Meine Trauer war wirklich gränzenlos. Ich gieng hinab an den Meles, warf mich nieder aufs Geſtade und weinte laut. Oft ſprach ich mir leiſe ihren Namen vor, und mein Schmerz ſchien davon beſänftigt zu werden. Aber er war es nur, um deſto unaufhaltſamer zurükzukehren. Ach! für mich war keine Ruhe zu finden, auf keiner Stelle der Welt! Ihr nahe zu ſeyn, und ferne von ihr, die ich ſo namenlos liebte, und ſo namenlos, ſo unausſprechlich ſchändlich gequält hatte, das war gleich! Beides war

Hölle für mich geworden! ich konnte nicht laſſen von ihr, und konnte nicht um ſie bleiben!

Mitten in dieſem Tumulte hört' ich etwas durch die Myrthen rauſchen. Ich raſte mich auf – und o Himmel! es war Melite!

Sie mußte wohl erſchrecken, ſo ein zerſtörtes Geſchöpf vor ſich zu ſehen. Ich ſtürzte hin zu ihr in meiner Verzweiflung und rang die Hände und flehte nur um Ein, Ein Wort ihrer Güte. Sie erblaßte und konnte kaum ſprechen. Mit himmliſchen Thränen bat ſie mich endlich, den edlern ſtärkern Theil meines Weſens kennen zu lernen, wie ſie ihn kenne, auf das Selbſtſtändige, Unbezwingliche, Göttliche, das wie in allen, auch in mir ſei, mein Auge zu richten – was nicht aus dieſer Quelle entſpringe, führe zum Tode – was von ihr komme, und in ſie zurükgehe, ſei ewig – was Mangel und Noth vereinige, höre auf, Eines zu ſeyn, ſo wie die Noth aufhöre; was ſich vereinige in dem und für das, was allein groß, allein heilig, allein unerſchütterlich ſeye, deſſen Vereinigung müſſe ewig beſtehen, wie das Ewige, wodurch und wofür ſie beſtehe und ſo – Hier mußte ſie enden. Die andern kamen ihr nach. Ich hätte in dieſem Augenblike tauſend Leben daran gewagt, ſie auszuhören! Ich habe ſie nie ausgehört. Über den Sternen hör' ich vieleicht das übrige.

Nahe bei der Grotte, zu der wir wieder zurükkehrten, fieng ſie noch von meiner Reiſe an, und bat mich, die Ufer des Skamanders, und den Ida und das ganze alte Trojer-Land von ihr zu grüßen. Ich beſchwur ſie, kein Wort mehr zu ſprechen von dieſer verhaßten

Reiſe, und wollte geradezu den Adamas bitten, mich loszuſprechen von meinem gegebnen Worte. Aber mit all' ihrer Grazie flehte Melite, das nicht zu thun; ſie ſey ſo gewiß, nichts ſeye vermögend, Frieden und Freude zwiſchen ihr und mir zu ſtiften, wie dieſe Reiſe, ihr wäre, als hänge Leben und Tod daran, daß wir uns auf eine kleine Weile trennten, ſie geſtände mir, es ſey ihr ſelbſt nicht ſo deutlich, warum ſie mich ſo ſehr bitten müßte, aber ſie müßte, und wenn es ihr das Leben koſtete, ſie müßte.

Ich ſah ſie ſtaunend an, und ſchwieg. Mir war, als hätt' ich die Prieſterin zu Dodona gehört. Ich war entſchloſſen zu gehn, und wenn es mir das Leben koſtete. Es war ſchon dunkel geworden, und die Sterne giengen herauf am Himmel.

Die Grotte war erleuchtet. Wolken von Weihrauch ſtiegen aus dem Innern des Felſen, und mit majeſtätiſchem Jubel brach die Muſik nach kurzen Diſſonanzen hervor.

Wir ſangen heilige Geſänge von dem, was beſteht, was fortlebt unter tauſend veränderten Geſtalten, was war und iſt und ſeyn wird, von der Unzertrennlichkeit der Geiſter, und wie ſie Eines ſeien von Anbeginn und immerdar, ſo ſehr auch Nacht und Wolke ſie ſcheide, und aller Augen giengen über vom Gefühle dieſer Verwandtſchaft und Unſterblichkeit.

Ich war ganz ein andrer geworden. „Laßt vergehen, was vergeht," rief ich unter die Begeiſterten, „es vergeht, um wiederzukehren, es altert, um ſich zu verjüngen, es trennt ſich, um ſich inniger zu vereinigen, es ſtirbt, um lebendiger zu leben."

„So müſſen,“ fuhr nach einer kleinen Weile der Tiniote fort, „die Ahndungen der Kindheit dahin, um als Wahrheit wieder aufzuſtehen im Geiſte des Mannes. So verblühen die ſchönen jugendlichen Myrthen der Vorwelt, die Dichtungen Homers und ſeiner Zeiten, die Prophezeiungen und Offenbarungen, aber der Keim, der in ihnen lag, gehet als reife Frucht hervor im Herbſte. Die Einfalt und Unſchuld der erſten Zeit erſtirbt, daß ſie wiederkehre in der vollendeten Bildung, und der heilige Friede des Paradieſes gehet unter, daß, was nur Gabe der Natur war, wiederaufblühe, als errungnes Eigentum der Menſchheit.“

„Herrlich! herrlich!“ rief Notara.

„Doch wird das Vollkommne erſt im fernen Lande kommen,“ ſagte Melite, „im Lande des Wiederſehens, und der ewigen Jugend. Hier bleibt es doch nur Dämmerung. Aber anderswo wird er gewiß uns aufgehen, der heilige Morgen; ich denke mit Luſt daran; da werden auch wir uns alle wiederfinden, bei der großen Vereinigung alles Getrennten.“

Melite war ungewöhnlich bewegt. Wir ſprachen ſehr wenig auf unſerem Rükwege. An Notaras Hauſe bot ſie mir noch die Hand; „lebe wohl, guter Hyperion!“ das waren ihre lezten Worte, und ſo entſchwand ſie.

Lebe wohl, Melite, lebe wohl! Ich darf deiner nicht oft gedenken. Ich muß mich hüten vor den Schmerzen und Freuden der Erinnerung. Ich bin, wie eine kranke Pflanze, die die Sonne nicht ertragen kann. Leb auch du wohl, mein Bellarmin! Biſt du indeß dem

Heiligtum der Wahrheit näher gekommen? Könnt' ich ruhig ſuchen, wie Du! –

Ach! bin ich nur dort einmal angekommen, dann ſoll es anders werden mit mir. Tief unter uns rauſcht dann der Strom der Vergänglichkeit mit den Trümmern, die er wälzt, und wir ſeufzen nicht mehr, als wenn das Jammern derer, die er hinunterſchlingt, in die ſtillen Höhen des Wahren und Ewigen heraufdringt.

Kaſtri am Parnaß.

Vom Gegenwärtigen ein andermal! Auch von meiner Reiſe mit Adamas vieleicht ein andermal! Unvergeßlich iſt mir beſonders die Nacht vor unſerem Abſchiede, wo wir an den Ufern des alten Ilion unter Grabhügeln, die vieleicht dem Achill und Patroklus, und Antilochus, und Ajax Telamon errichtet wurden, vom vergangnen und künftigen Griechenlande ſprachen, und manchem andern, das aus den Tiefen und in die Tiefen unſers Weſens kam und gieng.

Der herzliche Abſchied Melite's, Adamas Geiſt, die heroiſchen Phantaſien und Gedanken, die, wie Sterne aus der Nacht, uns aufgiengen aus den Gräbern und Trümmern der alten Welt, die geheime Kraft der Natur, die überall ſich an uns äußert, wo das Licht und die Erde, und der Himmel und das Meer uns umgiebt, all das hatte mich geſtärkt, daß jezt etwas mehr ſich in mir regte, als nur mein dürftiges Herz; Melite wird ſich freuen über dich! ſagt' ich mir oft ingeheim mit inniger Luſt, und tauſend güldne Hofnungen ſchloſſen ſich an an dieſen Gedanken. Dann

konnte mich wieder eine ſonderbare Angſt überfallen, ob ich ſie wohl auch noch treffen werde, aber ich hielt es für ein Überbleibſel meines finſtern Lebens und ſchlug es mir aus dem Sinne.

Ich hatte am Sigäiſchen Vorgebirge ein Schiff getroffen, das geradezu nach Smyrna ſeegelte, und es war mir ganz lieb, den Rükweg auf dem Meere an Tenedos und Lesbos hin zu machen.

Ruhig ſchifften wir dem Hafen von Smyrna zu. Im ſüßen Frieden der Nacht wandelten über uns die Helden des Sternenhimmels. Kaum kräuſelten ſich die Meereswellen im Mondenlichte. In meiner Seele wars nicht ganz ſo ſtille. Doch fiel ich gegen Morgen in einen leichten Schlaf. Mich wekte das Frohloken der Schwalben und der erwachende Lärm im Schiffe. Mit allen ſeinen Hofnungen jauchzte mein Herz dem freundlichen Geſtade meiner Heimath zu, und dem Morgenlichte, das über dem Gipfel des dämmernden Pagus, und ſeiner alternden Burg, und über den Spizen der Moſkeen und dunkeln Cypreſſenhaine hereinbrach, und ich lächelte treuherzig gegen die Häuſerchen am Ufer, die mit ihren glühenden Fenſtern wie Zauberſchlöſſer hervorleuchteten hinter den Oliven und Palmen.

Freudig ſäuſelte mir der Inbat in den Loken. Freudig hüpften die kleinen Wellen vor dem Schiffe voran ans Ufer.

Ich ſah, und fühlte das, und lächelte.

Es iſt ſchön, daß der Knabe nichts ahndet, wenn der Tod ihm ſchon ans Herz gedrungen iſt.

Ich eilte vom Hafen zu Notaras Hauſe. Melite war

fort. Sie ſey ſchnell abgeholt worden auf Befehl ihres Vaters, ſagte mir Notara, wohin wiſſe man nicht. Ihr Vater habe die Gegend des Tmolus verlaſſen, und er habe weder ſeinen jezigen Aufenthalt, noch die Urſache ſeiner Entfernung erfahren können. Melite hab' es wahrſcheinlich ſelbſt nicht gewußt. Sie habe übrigens am Tage des Abſchieds überhaupt beinahe nichts mehr geſprochen. Sie hab' ihm aufgetragen, mich noch zu grüßen.

Mir war, als würde mir mein Todesurtheil geſprochen. Aber ich war ganz ſtille dazu. Ich gieng nach Hauſe, berichtigte nothwendige Kleinigkeiten, und war ſonſt im Aeußern ganz, wie die Andern. Ich vermied alles, was mich an das Vergangne erinnern konnte; ich hielt mich ferne von Notaras Garten, und dem Ufer des Meles. Alles, was irgend mein Gemüth bewegen konnte, floh ich, und das gleichgültige war mir noch gleichgültiger geworden. Abgezogenheit von allem Lebendigen, das war es, was ich ſuchte. Über den ehrwürdigen Produkten des altgriechiſchen Tiefſinns brütet' ich Tage und Nächte. Ich flüchtete mich in ihre Abgezogenheit von allem Lebendigen. Allmählig war mir das, was man vor Augen hat, ſo fremde geworden, daß ich es oft beinahe mit Staunen anſah. Oft, wenn ich Menſchenſtimmen hörte, war mirs, als mahnten ſie mich, aus einem Lande zu flüchten, worein ich nicht gehörte, und ich kam mir vor, wie ein Geiſt, der ſich über die Mitternachtsſtunde verweilt hat, und den Hahnenſchrey hört.

Während dieſer ganzen Zeit war ich nie hinausgekommen. Aber mein Herz ſchlug noch zu jugend-

lich: ſie war noch nicht in mir geſtorben, die Mutter alles Lebens, die unbegreifliche Liebe.

Ein räthſelhaft Verlangen zog mich fort. Ich gieng hinaus.

Es war ein ſtiller Herbſttag. Wunderbar erfreute mich die ſanfte Luft, wie ſie die welken Blätter ſchonte, daß ſie noch eine Weile am mütterlichen Stamme blieben.

Ein Kreis von Platanen, wo man über das felſige Geſtade weg ins Meer hinausſah, war mir immer heilig geweſen.

Dort ſaß ich und gieng umher.

Es war ſchon Abend geworden, und kein Laut regte ſich ringsumher.

Da ward ich, was ich jezt bin. Aus dem Innern des Hains ſchien es mich zu mahnen, aus den Tiefen der Erde und des Meers mir zuzurufen, warum liebſt du nicht mich?

Von nun an konnt' ich nichts mehr denken, was ich zuvor dachte, die Welt war mir heiliger geworden, aber geheimnisvoller. Neue Gedanken, die mein Innerſtes erſchütterten, flammten mir durch die Seele. Es war mir unmöglich, ſie feſtzuhalten, ruhig fortzuſinnen.

Ich verlies mein Vaterland, um jenſeits des Meeres Wahrheit zu finden.

Wie ſchlug mein Herz von großen jugendlichen Hofnungen!

Ich fand nichts, als dich. Ich ſage das dir, mein Bellarmin! Du fandeſt ja auch nichts, als mich.

Wir ſind nichts; was wir ſuchen, iſt alles.

Noch ahnd' ich, ohne zu finden.

Ich frage die Sterne und ſie verſtummen, ich frage den Tag, und die Nacht; aber ſie antworten nicht. Aus mir ſelbſt, wenn ich mich frage, tönen myſtiſche Sprüche, Träume ohne Deutung.

Meinem Herzen iſt oft wohl in dieſer Dämmerung. Ich weis nicht, wie mir geſchieht, wenn ich ſie anſehe, dieſe unergründliche Natur; aber es ſind heilige ſeelige Thränen, die ich weine vor der verſchleierten Geliebten. Mein ganzes Weſen verſtummt und lauſcht, wenn der leiſe geheimnisvolle Hauch des Abends mich anweht. Verloren ins weite Blau, blik' ich oft hinauf an den Aether, und hinein ins heilige Meer, und mir wird, als ſchlöſſe ſich die Pforte des Unſichtbaren mir auf und ich vergienge mit allem, was um mich iſt, bis ein Rauſchen im Geſträuche mich aufwekt aus dem ſeeligen Tode, und mich wider Willen zurükruft auf die Stelle, wovon ich ausgieng.

Meinem Herzen iſt wohl in dieſer Dämmerung. Ist ſie unſer Element, dieſe Dämmerung? Warum kann ich nicht ruhen darinnen?

Da ſah' ich neulich einen Knaben am Wege liegen. Sorgſam hatte die Mutter, die ihn bewachte, eine Deke über ihn gebreitet, daß er ſanft ſchlummre im Schatten, und ihm die Sonne nicht blende. Aber der Knabe wollte nicht bleiben, und riß die Deke weg, und ich ſah, wie er's verſuchte, das freundliche Licht anzuſehn, und immer wieder verſuchte, bis ihm das Auge ſchmerzte und er weinend ſein Geſicht zur Erde kehrte.

Armer Knabe! dacht' ich, andern ergehts nicht besser, und hatte mir beinahe vorgenommen, abzulassen von dieser verwegnen Neugier. Aber ich kann nicht! ich soll nicht!

Es muß heraus, das große Geheimniß, das mir das Leben giebt oder den Tod.

2) [Die metrifche Bearbeitung]

Unfchuldiger Weife hatte mich die Schule des Schikfaals und der Weifen ungerecht und tyrannifch gegen die Natur gemacht. Der gänzliche Unglaube, den ich gegen alles hegte, was ich aus ihren Händen empfieng, lies keine Liebe in mir gedeihen. Der reine freie Geift glaubt ich könne fich nie mit den Sinnen und ihrer Welt verföhnen und es gebe keine Freuden, als die des Siegs; zürnend fodert' ich oft von dem Schikfaal die urfprüngliche Freiheit unferes Wefens zurük, ich freute mich oft des Kampfs, den die Vernunft mit dem Unvernünftigen kämpft, weil es mir ingeheim mehr darum zu thun war das Gefühl der Überlegenheit zu erringen, als den gefezlofen Kräften, die des Menschen Bruft bewegen, die fchöne Einigkeit mit zu teilen. Ich achtete der Hülfe nicht, womit die Natur dem großen Gefchäfte der Bildung entgegenkömmt, denn ich wollte allein arbeiten, ich nahm die Bereitwilligkeit, womit fie der Vernunft die Hände bietet, nicht an, denn ich wollte fie beherrfchen. Unangenemes achtet' ich wenig. Gefahr war mir oft faft willkommen. Ich beurteilte die andern ftrenge, wie mich felbft.

Für die ftillen Melodien des menfchlichen Lebens, für das Häusliche, und Kindliche hatt' ich den Sinn beinahe ganz verloren.

Unbegreiflich wars mir, wie mir ehmals Homer hätte gefallen können. Ich reifte, und wünfchte oft ewig zu reifen.

Geſtählt vom Schikſaal und den Weiſen, war
Durch meine Schuld mein jugendlicher Sin
Tyranniſch gegen die Natur geworden.
Ungläubig nahm ich auf, was ich wie ſonſt
Aus ihrer mütterlichen Hand empfieng.
So konnte keine Lieb in mir gedeihen.
(Oft fodert' ich vom Schikſaal zürnend,
Die feſſelfreie Geiſtigkeit zurük.)
Ich freute mich des harten Kampfs, in dem
Das Licht die alte Finſternis bekämpft,
Doch kämpft' ich mer, damit ich das Gefühl
Der Überlegenheit erbeutete,
Als um die Einigkeit und hohe Stille
Den Kräften mit zu teilen, die geſezlos
Der Menſchen Herz bewegen, achtet' auch
Der Hülfe nicht, womit uns die Natur
Entgegenkömmt in jeglichem Geſchäfte
Des Bildens, nahm die Willigkeit nicht an,
Womit der Stoff dem Geiſte ſich erbietet,
Ich wollte zähmen, herrſchen wollt' ich, richtete
Mit Argwohn und mit Strenge mich und andre,
Auch hört' ich nicht die zarten Melodien
Der Häuslichkeit, des reinen Kinderſinns.
Einſt hatte wohl der fromme Mäonide
Mein junges Herz gewonnen, auch von ihm
Und ſeinen Göttern war ich abgefallen. –
Ich wanderte durch fremdes Land, und wünſcht'
Im Herzen oft, ohn Ende fortzuwandern.

Eben auf dieſer Reiſe war es, daß ich in W., wo ich mich länger als ſonſt wo aufhielt, auf einen Fremden aufmerkſam gemacht wurde, der ſeit einiger Zeit ein benachbartes Landhaus bewohnte, und die Gemüther dieſer Menſchen deſto mer beſchäftigte, je ruhiger dieſe das ſeinige zu laſſen ſchienen. Im Grunde beſchäftigte er auch die meiſten nur, weil er fremd war. Nur Wenige ſchienen ihn zu verſtehn, und zu ahnden.

Ich gieng hinaus, ihn zu beſuchen. Ich traf ihn in seinem Pappelwalde. Er sas an einer Statue, und ein holder Knabe ſtand vor ihm. Lächelnd ſtreichelt' er dieſem die Loken aus der Stirne und ſchien mit tiefem Schmerz das friedliche Geſchöpf zu betrachten, das freundlich und zutraulich an dem majeſtätiſchen Manne hinaufſah.

Jezt ſah' er ſich um, und trat mir entgegen.

Ich widerſtrebte dem ungewohnten Zauber, der mich umfieng, mit Gewalt, um die Freiheit meines Geiſtes zu behalten.

Seine Ruhe und Freundlichkeit half mir auch mer als ich ſelbſt konnte, zur Beſonnenheit.

Er fragte mich, wie ich die Menſchen auf meiner Reiſe gefunden hätte.

„Mer thieriſch, als göttlich", antwortet' ich ihm.

„Das kömmt daher," ſagte er, „daß ſo wenige menſchlich ſind."

Ich ahndete tiefen Sinn in ſeiner Rede und war um ſo begieriger, ihn darüber zu hören, weil das, was ich ahndete, mit meiner bisherigen Art zu leben und zu denken, meinem Gefüle nach in ziemlichem Kontraſte ſtand. Ich bat ihn, mir das Geſagte zu entwikeln, und er fuhr fort:

Da hört' ich einſt von einem weiſen Mann
Der nur ſeit kurzem erſt ein nahes Landhaus
Bewohn' und unbekannt, doch aller Herzen
Der kleinen, wie der größern, mächtig ſei,
Der meiſten freilich, weil er fremd und ſchön
Und ſtille wäre, doch auch einiger,
Die ſeinen Geiſt verſtänden ahndeten.
Ich gieng hinaus, den ſeltnen Mann zu ſprechen.
Ich traf ihn bald in ſeinem Pappelwalde.
Er ſaß an einer Statue; vor ihm
Ein Knaben; lächelnd ſtreichelt' er die Loken
Mit ſanfter Hand dem Knaben aus der Stirne,
Und blikte ſtum mit Schmerz und Wohlgefallen
Das holde Weſen an, das frei und freundlich
Dem königlichen Mann ins Auge ſah.
Ich ſtand von fern und ruht auf meinem Stabe.
Doch da er um ſich wandt', und ſich erhub
Und mir entgegentrat, da wider ſtand ich
Dem neuen Zauber, der mich izt umfieng
Mit Mühe kaum, daß ich den Geiſt mir frei
Erhielt, doch ſtärkte mich des Mannes Ruh
Und Freundlichkeit auch wieder wunderbar.

Und wie ich wohl auf meinen Wanderungen
Die Menſchen fände, fragt er traulich mich
Nach einer Weile. „Thieriſch mer als göttlich",
Verſezt' ich hart und ſtrenge, wie ich war.
„Sie wärens nicht" erwiedert er mit Geiſt,
Und Liebe, „wenn ihr Sinn nur menſchlich wäre".
Ich bat ihn, was er dächte zu enthüllen.

„(Daß wir das Göttliche dem Thierischen, das Heilige dem Gemeinen, die Vernunft den Sinnen entgegenſezen, iſt notwendig, und eine voreilige Vereinigung der beiden Gegenteile rächte ſich ſo gewis als die falſche Schonung, womit man, ohne ſich gegenſeitig zu erklären, die Zwiſte beilegt. Man lächelt ſich ins Angeſicht, glaubt es auch wohl herzlich zu meynen, und ingeheim wächſt der Unfrieden, bis Eines das andere unterdrükt hat, oder die Feindſchaft bitterer ausbricht.) Wir ſollen unſern Adel nicht verläugnen. Wir ſollen das Urbild alles Daſeins in uns rein und heilig behalten, [ſo] gränzenlos der Maasſtaab iſt, woran wir die Natur meſſen, und unbezwinglich der Trieb, die Formloſen zu bilden nach jenem Urbilde, das wir in uns tragen, und die widerſtrebende Materie dem heiligen Geſeze der Einheit zu unterwerfen. Aber deſto bitterer iſt freilich der Schmerz im Kampfe mit ihr, deſto größer die Gefahr, daß wir im Unmuth die Götterwaffen von uns werfen, dem Schikſaal und unſern Sinnen uns gefangen geben die Vernunft verläugnen, und zu Thieren werden – oder auch daß wir erbittert über den Widerſtand der Natur gegen ſie kämpfen, nicht um in ihr und ſo zwiſchen ihr und dem Göttlichen in uns Frieden und Einigkeit zu ſtiften, ſondern um ſie zu vernichten, daß wir gewaltſam jedes Bedürfniß zerſtören, und ſo das ſchöne Vereinigungsband, das uns mit andern Geiſtern zuſammenhält, zerreißen, die Welt um uns zu einer Wüſte machen und die Vergangenheit zum Vorbild einer hofnungsloſen Zukunft.“

„Das volle Maas," begann er nun, „woran
Des Menſchen edler Geiſt die Dinge mißt,
Iſt gränzenlos, und ſoll es ſeyn und bleiben,
Das Ideal von allem, was erſcheint,
Wir ſollen rein und heilig es bewa[hren.]
(Wir ſollen unſern Adel nicht verläugnen,
Den Trieb in uns, das Ungebildete
Zu bilden nach dem Göttlichen in uns)
Die ewig widerſtrebende Natur
Dem Geiſt, der in uns herrſcht, zu unterwerfen,
Soll nie auf halben Wege ſich begnügen
Doch um ſo bitterer iſt auch der Schmerz
Im Kampfe, deſto größer die Gefahr
Daß oft der blutge Streiter unmuthsvoll
Die Götterwaffen ferne von ſich wirft,
Der ehernen Nothwendigkeit ſich ſchmiegt
Sich ſelbſt verläugnet, und zum Thiere wird –
Oft, daß er auch vom Widerſtand erbittert
Nicht wie er ſollte die Natur bekämpft,
Um Frieden ihr und Einigkeit zu geben
Nur um die Widerſpenſtige zu foltern.
So tödten wir das menſchliche Bedürfnis
Verläugnen die Empfänglichkeit in uns
Die uns vereinigte mit andern Geiſtern
So wird die Welt um uns zur Wüſte
Und das Vergangene zum böſen Zeichen
Der hofnungsloſen [. .]zeit entſeelt.

Er hielt einen Augenblik inne; ich glaubte, zu bemerken, daß an den lezten Worten sein Gemüth mer Anteil genommen hätte, als zuvor.

„Wir können's nicht verläugnen“, fuhr er erheitert fort, „es ist etwas in uns, was selbst im Kampfe mit der Natur Hülfe von ihr erwartet und hoft. Und sollten wir nicht? Begegnet nicht in allem, was da ist, unserem Geiste ein freundlicher Geist? Birgt sich nicht, indess er die Waffen gegen uns kehrt, ein guter Meister hinter dem Schilde? Nenn' ihn, wie du willst! Er ist derselbe. Oft treten Erscheinungen vor unsre Sinne, wo es uns ist, als wäre das Göttlichste in uns sichtbar geworden, Symbole des Heiligen und Unvergänglichen in uns. Oft offenbart sich im Kleinsten das Gröste. Das Urbild aller Einigkeit, das wir im Geiste bewahren, es scheint uns wieder in den friedlichen Bewegungen unsres Herzens, es stellt sich im Angesichte dieses Kindes dar.

„Und hörten wir nie die Melodien des Schiksaals rauschen? – Seine Dissonanzen bedeuten dasselbe.

„Denke nicht, ich spreche zu jugendlich, lieber Fremdling!

„Ich weis, daß nur das höchste Bedürfnis uns dringt, der Natur eine Verwandschaft mit dem Unsterblichen in uns zu geben und in der Materie einen Geist zu glauben, aber ich weis, daß dieses Bedürfnis uns dazu berechtigt, ich weis, daß wir da, wo die schönen Formen der Natur uns die gegenwärtige Gottheit verkündigen, wir selbst die Welt mit unserer Seele beseelen. Aber was ist dann, das nicht durch uns so wäre, wie es ist?

„Wir könnens nicht verläugnen“, fuhr er nun
Erheitert fort, „wir rechnen ſelbſt im Kampfe
Mit der Natur auf ihre Willigkeit.
Und irren wir? Begegnet nicht in allem,
Was da iſt, unſerm Geiſt' ein freundlicher
Verwandter Geiſt? Und birgt ſich lächelnd nicht,
Indeſs er gegen uns die Waffen kehrt,
Ein guter Meiſter hinter ſeinem Schilde? –
Benenn' ihn, wie du willſt. Er iſt derſelbe.
Verborgnen Sinn enthält das Schöne! – Deute
Sein Lächeln dir! – Denn ſo erſcheint vor uns,
Das Heilige, das Unvergängliche.
Im Kleinſten offenbart das Gröſte ſich.
Das hohe Urbild aller Einigkeit,
Es ſcheint uns wieder in den friedlichen
Bewegungen des Herzens, ſtellt ſich hier
Im Angeſichte dieſes Kindes dar. –
Und rauſchten nahe dir die Melodien
Des Schikſaals nie? Verſtandſt du ſie? Dasſelbe
Bedeuten ſeine Diſſonanzen auch.
Du denkeſt wohl, ich ſpreche jugendlich.
Ich weis, es iſt Bedürfnis, was uns dringt,
Der ewig wechſelnden Natur Verwandtſchaft
Mit dem Unſterblichen in uns [zu] geben,
Doch diß Bedürfnis giebt das Recht uns auch.
Auch iſt mir nicht verborgen, daß wir da,
Wo uns die ſchönen Formen der Natur
Die Gegenwart des Göttlichen verkünden,
Mit unſrem Geiſte nur die Welt beſeelen.
Doch, lieber Fremdling, ſage mir, was iſt,
Das nicht durch uns ſo wäre, wie es iſt?“

„Laß mich menſchlich ſprechen. Als unſer urſprünglich unendliches Weſen zum erſtenmale leidend ward und die freie volle Kraft die erſten Schranken empfand, als die Armuth mit dem Überfluſſe ſich paarte, da ward die Liebe. Fragſt du, wann das war? Plato ſagt: Am Tage da Aphrodite geboren ward. Alſo da, als die ſchöne Welt für uns anfieng, da wir zum Bewußtſein kamen, da wurden wir endlich. Nun fülen wir tief die Beſchränkung unſeres Weſens, und die geſammte Kraft ſträubt ſich ungeduldig gegen ihre Feſſeln, und doch iſt etwas in uns, das dieſe Feſſeln gerne behält — denn würde das Göttliche in uns von keinem Wider-

Er ſchwieg und ſah mich forſchend an; ich ſagte ihm
Wohl mancher hätt am Ende deß, was er
Mir da geſagt, ein kleines Aergernis
Genommen, doch ich hätte, wenn ich anders
Nicht irrete, ſeinen Sinn gefaßt zu haben,
Sein Geheimnis durchgeſchaut.
„So kann ich ja wohl mer noch wagen“, rief
Er traut und heiter, „doch erinnre mich
Zu rechter Zeit! – Als unſer Geiſt“, begann
Er lächelnd nun, „ſich aus dem freien Fluge
Der Himmliſchen verlor, und erdwärts ſich,
Vom Aether neigt’, und mit dem Überfluſſe
Sich ſo die Armuth gattete, da ward
Die Liebe. Das geſchah am Tage, da
Den Fluthen Aphrodite ſich entwand.
Am Tage da die ſchöne Welt für uns
Begann, begann für uns die Dürftigkeit
Des Lebens und wir tauſchten das Bewußtſein
Für unſre Reinigkeit und Freiheit ein. –
Der leidensfreie reine Geiſt befaßt
Sich mit dem Stoffe nicht, iſt aber auch
Sich keines Dings und ſeiner nicht bewußt,
Für ihn iſt keine Welt, denn außer ihm
Iſt nichts. – Doch, was ich ſag’, iſt nur Gedanke. –
Nun fülen wir die Schranken unſers Weſens
Und die gehemmte Kraft ſträubt ungeduldig
Sich gegen ihre Feſſeln, und es ſehnt der Geiſt
Zum ungetrübten Aether ſich zurük.
Doch iſt in uns auch wieder etwas das
Die Feſſeln gern behält, denn würd in uns
Das Göttliche von keinem Widerſtande

ſtande beſchränkt, ſo wüßten [wir] von nichts außer uns und ſo auch von uns ſelbſt nichts, und von ſich nichts zu wiſſen, ſich nicht zu fülen, und vernichtet ſeyn, iſt für uns Eines.

„(Feſſellos zu ſeyn, iſt göttlich, keine Feſſel zu fülen, iſt thieriſch.) Wir können den Trieb, uns zu befreien, zu veredlen, fortzuſchreiten ins Unendliche, nicht verläugnen, das wäre thieriſch, wir können aber auch den Trieb, beſtimmt zu werden, zu empfangen, nicht verläugnen, das wäre nicht menschlich. Wir müßten untergehn im Kampfe dieſer widerſtreitenden Triebe. Aber die Liebe vereiniget. Sie ſtrebt unendlich nach dem Höchſten und Beſten, denn ihr Vater iſt der Überfluß, ſie verläugnet aber auch ihre Mutter die Dürftigkeit

Beſchränkt – wir fühlten uns und andre nicht.
Sich aber nicht zu fühlen, iſt der Tod,
Von nichts zu wiſſen, und vernichtet ſeyn
Iſt Eins für uns. – Wie könn'n wir unſern Trieb,
Unendlich fortzuſchreiten, uns zu läutern,
Uns zu veredlen, zu befreien, verläugnen?
Das wäre thieriſch. Doch wir ſollten auch
Des Triebs, beſchränkt [zu] werden, zu empfangen,
Nicht ſtolz uns überheben. Denn es wäre
Nicht menſchlich, und wir tödteten uns ſelbſt.
Den Widerſtreit der Triebe, deren keiner
Entbehrlich iſt, vereiniget die Liebe.
Dem Höchſten und dem Beſten ringt unendlich
Die Liebe nach und über ihren Wangen
Wo tiefe Narben ihr das Schikſaal ſchlug,
Tront doch ein hohes Auge, denn ihr Vater,
Der Überfluß, iſt göttlichen Geſchlechts.
Doch pflükt ſie auch die Beere von den Dornen,
Und ſammelt Ähren auf dem Stoppelfelde,
Wenn ihr ein freundlich Weſen einen Trank
Am ſchwülen Tage reicht, verſchmäht ſie nicht
Den irrdnen Krug, denn ihre Mutter iſt
Die Dürftigkeit.
„Groß und unbezwinglich ſei
Des Menſchen Geiſt in ſeinen Forderungen,
Er beuge nie ſich der Naturgewalt,
Doch acht' er auch der Hülfe, wenn ſie ſchon
Vom Sinnenlande kömmt, verkenne nicht,
Was edel iſt im ſterblichen Gewande.
Stimmt hie und da nach ihrer eignen Weiſe
In ſeine Töne die Natur, ſo ſchäm'

nicht; ſie hoft auf Beiſtand. So zu lieben iſt menſch-
lich. Jenes höchſte Bedürfnis unſeres Weſens, das uns
drängt, der Natur eine Verwandſchaft mit dem Un-
ſterblichen in uns beizulegen, und in der Materie einen
Geiſt zu glauben, es iſt dieſe Liebe. . . . . . .
. . . .

Er ſich [der] freundlichen Geſpielin nicht.
Wenn deine Pflicht ein feurig Herz begleitet,
Verſchmähe nicht den rüſtigen Gefährten.
Und wenn dem Göttlichen in dir ein Zeichen
Der gute ſtarke Sinn erſchafft, und goldne Wolken
Den Aether des Gedankenreichs umziehn,
Beſtürme nicht die freudigen Geſtalten!
Denn du bedarfſt der Stärkung der Natur.

„Dem Höchſten und dem Beſten ringt unendlich
Die Liebe nach, und wandelt kühn und frei
Durch Flammen und durch Fluthen ihre Bahn.
Sie wartet aber auch in frölichem
Vertraun der Hülfe, die von außen kömmt,
Und überhebt ſich ihrer Armuth nicht.
Doch irret mannigfaltig auch die Liebe.

„So reich ſie iſt, ſo dürftig fühlt ſie ſich,
Je mächtiger in ihr das Göttliche
Sich regt – ſie dünket nur ſich um ſo ſchwächer.
Wie kann ſie ſo den Reichtum, den ſie tief
Im Innerſten bewahrt, in ſich erkennen?
Sie trägt der Armuth ſchmerzliches Gefühl,
Und füllt den Himmel an mit ihrem Reichtum.
Mit ihrer eignen Herrlichkeit veredelt
Sie die Vergangenheit, wie ein Geſtirn
Durchwandelt ſie der Zukunft weite Nacht
Mit ihrem reinen Licht, vergißt,
Daß nur von ihr die Dämmerung entſpringt,
Die heilig ihr und hold entgegenkömmt.
In ihr iſt nichts, und außer ihr iſt alles.

Sie hat den Adel ihres Vaters nun
Verloren, und der freie Sinn ist hin."

. . . .

. . . .

Das beste Wort verwirrt den Menschen oft,
Wenn er den treuen Tadel nicht versteht.
Er soll sich reinigen von einer Schlake,
Er möcht' es wohl, und weis nicht, wie und wo?
Und fällt sein Gutes an im Mißverstande.
Besiegt er es, so fühlt er wohl, er thue
Nicht recht daran, und siegt die Meinung nicht,
Behält ihr Recht die bessere Natur,
So straft er sich doch auch und zwiefach quält
Im Kampfe mit sich selbst, der Arme sich.

Von lieben Fantasien sollte sich
Zu rechter Zeit der Knaben Sinn enthalten
In seiner Folgsamkeit verwundete
Der Thörige die Wurzel seines Wesens
Den jungen Trieb, zu wirken und zu siegen.
Und grämte sich, in seiner schmerzlichen
Erniedrigung, und wähnte doch sie nötig.

So gieng ich einst vorüber an der Kirche
Das Thor war offen, und ich trat hinein.
Ich sahe keinen Menschen und es war
So stille, daß mein Fußtritt wiederhallte.
Von dem Altare, wo ich weilte, sah
Panagia mit Wehmuth und mit Liebe
Zu mir herab. Ich beugte stumm vor ihr

Das Knie, und weint' und blikte lächelnd wieder
Hinauf zu ihr, und konnte lange nicht
Das Auge von ihr wenden, bis ein Wagen,
Der raſſelnd nah vorüberfuhr, mich ſchrökte.
Izt trat ich leiſe wieder an die Thüre
Und ſahe durch den Spalt, und wartete
Des Augenbliks, wo leer die Straße war,
Da ſchlüpft' ich ſchnell hinaus, und flog davon
Und ſchloß mich ſorgſam ein in meine Kammer.

Oft ſah und hört' ich freilich nur zur Hälfte,
Und ſollt' ich rechtwärts gehn, ſo gieng ich links.
Und ſollt [ich] eilig einen Becher bringen
So bracht' ich einen Korb, und hatt' ich auch
Das richtige gehört, ſo waren, ehe noch
Gethan war, was ich ſollte, meine Völker
Vor mich getreten, mich zum Rath, und Feinde,
Zu wiederhohlter Schlacht mich aufzufordern,
Und über dieſer größern Sorg' entfiel mir dann
Die kleinre, die mir anbefolen war.
Oft ſollt' ich ſtraks in meine Schule wandern,
Doch ehe ſich der Träumer es verſah,
So hatt' er in den Garten ſich verirrt,
Und ſaß behäglich unter den Oliven,
Und baute Flotten, ſchifft' ins hohe Meer.

Diß koſtete mich tauſend kleine Leiden.
Verzeihlich war es immer, wenn mich oft
Die Klügeren mit herzlichem Gelächter
Aus meiner ſeeligen Ekſtaſe ſchrökten,
Doch unausſprechlich wehe that es mir.

Mir ſchien, als wäre nun mein Heldentum
Zum Spotte vor der argen Welt geworden,
Und was mit Recht dem Träumer galt, das nahm
Der Fürſt der Heere für Entwürdigung.
Und lange drauf, als ſchon der Knabe ſich
Für mündig hielt, ertappt' ich mich Einmal
Auf einer kindiſchen Erinnerung,
Als einſt ich las, wie der Pelide tief
Gekränkt an ſeiner Ehre weinend ſich
Ans Meeresufer ſezt, und ſeiner Mutter
Der Herrliche den bittern Kummer klagt,

. . . .

3) [Die Rahmen-Erzählung]

Hyperions Jugend.

Erſter Theil
herausgegeben von
Friedrich Hölderlin.

Erſtes Kapitel.

In den erſten Jahren der Mündigkeit, wenn der Menſch vom glüklichen Inſtincte ſich losgeriſſen hat, und der Geiſt ſeine Herrſchaft beginnt, iſt er gewöhnlich nicht ſehr geneigt, den Grazien zu opfern.

Ich war veſter und freier geworden in der Schule des Schikſaals und der Weiſen, aber ſtreng ohne Maas, in vollem Sinne tyranniſch gegen die Natur, wiewohl ohne die Schuld meiner Schule. Der gänzliche Unglaube, womit ich alles aufnahm, lies keine Liebe in mir gedeihen. Der reine freie Geiſt, glaubt' ich, könne ſich nie mit den Sinnen und ihrer Welt verſöhnen. Ich kämpfte überall mit dem Vernunftloſen, mehr, um mir das Gefühl der Überlegenheit zu erbeuten, als um den regelloſen Kräften, die des Menſchen Bruſt bewegen, die ſchöne Einigkeit mitzutheilen, deren ſie fähig ſind. Stolz ſchlug ich die Hülfe aus, womit uns die Natur in jedem Geſchäfte des Bildens entgegenkömmt, die Bereitwilligkeit, womit der Stoff dem Geiſte ſich hingiebt; ich wollte zähmen und zwingen. Ich richtete mit Argwohn und Härte mich und andre.

Für die ſtillen Melodien des Lebens, für das Häusliche und Kindliche hatt' ich den Sinn beinahe ganz verloren.

Einſt hatte Homer mein junges Herz so ganz ge-

wonnen; auch von ihm und ſeinen Göttern war ich abgefallen.

Ich reiſte, und wünſcht' oft ewig fortzureiſen.

Da hört' ich einſt von einem guten Manne, der ſeit kurzem ein nahes Landhaus bewohne, und ohne ſein Bemühn recht wunderbar ſich aller Herzen bemeiſtert habe, der kleineren, wie der größern, der meiſten freilich, weil er fremd und freundlich wäre, doch wären auch einige, die ſeinen Geiſt verſtänden, ahndeten.

Ich gieng hinaus, den Mann zu ſprechen. Ich traf ihn in ſeinem Pappelwalde. Er ſaß an einer Statue, und ein lieblicher Knabe ſtand vor ihm. Lächelnd ſtreichelt' er dieſem die Loken aus der Stirne, und ſchien mit Schmerz und Wohlgefallen das holde Weſen zu betrachten, das ſo ganz frei und traulich dem königlichen Mann' in's Auge ſah.

Ich ſtand von fern und ruhte auf meinem Stabe; doch da er ſich umwandte, und ſich erhub, und mir entgegentrat, da widerſtand ich dem neuen Zauber, der mich umfieng, mit Mühe, daß ich mir den Geiſt frei erhielt, doch ſtärkte mich auch wieder die Ruhe und Freundlichkeit des Mannes. –

Und wie ich wohl die Menſchen fände auf meinen Wanderungen, fragt' er mich nach einer Weile. „Mehr thieriſch, als göttlich," verſezt' ich hart und ſtrenge, wie ich war. „O wenn ſie nur erſt menſchlich wären!" erwiedert' er mit Ernſt und Liebe. Ich bat ihn, ſich darüber zu erklären.

„Es iſt wahr," begann er nun, „das Maas iſt gränzenlos, woran der Geiſt des Menſchen die Dinge mißt, und ſo ſoll es ſeyn! wir ſollen es rein und heilig be-

wahren, das Ideal von allem, was erſcheint, der Trieb in uns, das Ungebildete nach dem Göttlichen in uns zu bilden, und die widerſtrebende Natur dem Geiſte, der in uns herrſcht, zu unterwerfen, er ſoll nie auf halbem Wege ſich begnügen; doch um ſo ermüdender iſt auch der Kampf, um ſo mehr iſt zu fürchten, daß nicht der blutige Streiter die Götterwaffen im Unmuth von ſich werffe, dem Schikſaal ſich gefangen gebe, die Vernunft verläugne, und zum Thiere werde, oder auch, erbittert vom Widerſtande, verheere, wo er ſchonen ſollte, das friedliche mit dem feindlichen vertilge, die Natur aus roher Kampfluſt bekämpfe, nicht um des Friedens willen, ſeine Menſchlichkeit verläugne, jedes ſchuldloſe Bedürfnis zerſtöre, das mit andern Geiſtern ihn vereinigte, ach! daß die Welt um ihn zu einer Wüste werde, und er zu Grunde gehe in ſeiner finſtern Einſamkeit."

Ich war betroffen; auch er ſchien bewegt.

„Wir können es nicht verläugnen," fuhr er wieder erheitert fort, „wir rechnen ſelbſt im Kampfe mit der Natur auf ihre Willigkeit. Wie ſollten wir nicht? Begegnet nicht in allem, was da iſt, unſrem Geiſte ein freundlicher verwandter Geiſt? und birgt ſich nicht, indeß er die Waffen gegen uns kehrt, ein guter Meiſter hinter dem Schilde? – Nenn' ihn, wie du willſt! Er iſt derſelbe. – Verborgnen Sinn enthält das Schöne. Deute ſein Lächeln dir! Denn ſo erſcheint vor uns der Geiſt, der unſern Geiſt nicht einſam läßt. Im Kleinſten offenbart das Gröſte ſich. Das hohe Urbild aller Einigkeit, es begegnet uns in den friedlichen Bewegungen des Herzens, es ſtellt ſich hier, im Angeſichte dieſes

Kindes dar. – Hörteſt du nie die Melodien des Schikſaals rauſchen? – Seine Diſſonanzen bedeuten dasſelbe.

„Du denkſt wohl, ich ſpreche jugendlich. Ich weis, es iſt Bedürfnis, was uns drängt, der ewig wechſelnden Natur Verwandtſchaft mit dem Unſterblichen in uns zu geben. Doch diß Bedürfnis giebt uns auch das Recht. Es iſt die Schranke der Endlichkeit, worauf der Glaube ſich gründet; deswegen iſt er allgemein, in allem, was ſich endlich fühlt."

Ich ſagt' ihm, daß es mir ſonderbar gienge mit dem, was er geſagt; es ſei ſo fremdartig mit meiner bisherigen Denkart, und doch ſcheine mir es ſo natürlich, als wär' es bis jezt mein einziger Gedanke geweſen. „So kann ich ja wohl noch mehr wagen," rief er traut und heiter, „doch erinnre mich zu rechter Zeit! – Als unſer Geiſt", fuhr er lächelnd fort, „ſich aus dem freien Fluge der Himmliſchen verlor, und ſich erdwärts neigte vom Äther, als der Überfluß mit der Armuth ſich gattete, da ward die Liebe. Das geſchah am Tage, da Aphrodite geboren ward. Am Tage, da die ſchöne Welt für uns begann, begann für uns die Dürftigkeit des Lebens. Wären wir einſt mangellos und frei von aller Schranke geweſen, umſonſt hätten wir doch nicht die Allgenügſamkeit verloren, das Vorrecht reiner Geiſter. Wir tauſchten das Gefühl des Lebens, das lichte Bewußtſeyn für die leidensfreie Ruhe der Götter ein. Denke, wenn es möglich iſt, den reinen Geiſt! Er befaßt ſich mit dem Stoffe nicht; darum lebt auch keine Welt für ihn; für ihn geht keine Sonne auf und unter; er iſt alles, und darum iſt er nichts für ſich. Er entbehrt nicht, weil er nicht wünſchen kann; er leidet nicht, denn er

lebt nicht. – Verzeih mir den Gedanken! er ist auch nur Gedanke und nichts mehr. – Nun fühlen wir die Schranken unsers Wesens, und die gehemmte Kraft sträubt sich ungeduldig gegen ihre Fesseln, und der Geist sehnt sich zum ungetrübten Aether zurük. Doch ist in uns auch wieder etwas, das die Fesseln gerne trägt; denn würde der Geist von keinem Widerstande beschränkt, wir fühlten uns und andre nicht. Sich aber nicht zu fühlen, ist der Tod. Die Armuth der Endlichkeit ist unzertrennlich in uns vereiniget mit dem Überflusse der Göttlichkeit. Wir können den Trieb, uns auszubreiten, zu befreien, nie verläugnen; das wäre thierisch. Doch können wir auch des Triebs, beschränkt zu werden, zu empfangen, nicht stolz uns überheben. Denn es wäre nicht menschlich, und wir tödteten uns selbst. Den Widerstreit der Triebe, deren keiner entbehrlich ist, vereiniget die Liebe, die Tochter des Überflusses und der Armuth. Dem Höchsten und Besten ringt unendlich die Liebe nach, ihr Blik geht aufwärts und das Vollendete ist ihr Ziel, denn ihr Vater, der Überfluß, ist göttlichen Geschlechts. Doch pflükt sie auch die Beere von den Dornen, und sammelt Ähren auf dem Stoppelfelde des Lebens, und wenn ihr ein freundlich Wesen einen Trank am schwülen Tage reicht, verschmähet sie nicht den irrdnen Krug, denn ihre Mutter ist die Dürftigkeit. – Groß und rein und unbezwinglich sei der Geist des Menschen in seinen Forderungen, er beuge nie sich der Naturgewalt! Doch acht' er auch der Hülfe, wenn sie schon vom Sinnenlande kömmt, verkenne nie, was edel ist im sterblichen Gewande, stimmt hie und da nach ihrer eignen Weise

die Natur in ſeine Töne, ſo ſchäm' er ſich nicht der freundlichen Geſpielin! Wenn deine Pflicht ein feurig Herz begleitet, verſchmähe den rüſtigen Gefährten nicht! Wenn dem Geiſtigen in dir die Phantaſie ein Zeichen erſchafft, und goldne Wolken den Aether des Gedankenreichs umziehn, beſtürme nicht die freudigen Geſtalten! Wenn dir als Schönheit entgegenkömmt, was du als Wahrheit in dir trägſt, ſo nehm' es dankbar auf, denn du bedarfſt der Hülfe der Natur.

„Doch erhalte den Geiſt dir frei! verliere nie dich ſelbſt! für dieſen Verluſt entſchädiget kein Himmel dich. Vergiß dich nicht im Gefühle der Dürftigkeit! Die Liebe, die den Adel ihres Vaters verläugnet, und immer außer ſich iſt, wie mannigfaltig irrt ſie nicht, und doch wie leicht!

„Wie kann ſie den Reichtum, den ſie tief im Innerſten bewahrt, in ſich erkennen? So reich ſie iſt, ſo dürftig dünkt ſie ſich. Sie trägt der Armuth ſchmerzliches Gefühl, und füllt den Himmel mit ihrem Überfluß an. Mit ihrer eignen Herrlichkeit veredelt ſie die Vergangenheit; wie ein Geſtirn, durchwandelt ſie die Nacht der Zukunft mit ihren Stralen, und ahndet nicht, daß nur von ihr die heilige Dämmerung ausgeht, die ihr entgegenkömmt. In ihr iſt nichts, und außer ihr iſt alles. Ihre Männlichkeit iſt hin. Sie hofft und glaubt nur; und trauert nur, daß ſie noch da iſt, um ihr Nichts zu fühlen, und möchte lieber in das Heilige verwandelt ſeyn, das ihr vorſchwebt. Aber ſie fühlt ſich ſo ferne von ihm; die Fülle des Göttlichen iſt zu gränzenlos, um von ihrer Dürftigkeit umfaßt zu werden. Wunderbar! vor ihrer eignen Herrlichkeit erſchrikt

ſie. Laß ihr das Unſichtbare ſichtbar werden! es erſchein' ihr im Gewande des Frühlings! es lächl' ihr vom Menſchenangeſichte zu! Wie iſt ſie nun ſo ſeelig! Was ſo fern ihr war, iſt nahe nun, und ihresgleichen, und die Vollendung, die ſie an der Zeiten Ende nur dunkel ahndete, iſt da. Ihr ganzes Weſen trachtet, das Göttliche, das ihr ſo nah iſt, ſich nun recht innig zu vergegenwärtigen, und ſeiner, als ihres Eigentums, bewußt zu werden. Sie ahndet nicht, daß es verſchwinden wird im Augenblike, da ſie es umfaßt, daß der unendliche Reichtum zu nichts wird, ſo wie ſie ihn ſich zu eigen machen will. In ihrem Schmerze verläßt ſie das Geliebte, hängt ſich dann oft ohne Wahl an diß und das im Leben, immer hoffend und immer getäuſcht; oft kehrt ſie auch in ihre Ideenwelt zurük; mit bittrer Reue nimmt ſie oft den Reichtum zurük, womit ſie ſonſt die Welt verherrlichte, wird ſtolz, haßt und verachtet nun; oft tödtet ſie der Schmerz der erſten Täuſchung ganz, dann irrt der Menſch ohne Heimath umher, müd' und hofnunglos, und ſcheint ruhig, denn er lebt nicht mehr. Sie ſind unendlich, die Verirrungen der Liebe. Doch überall möcht' ich ihr ſagen: verſtehe das Gefühl der Dürftigkeit, und denke, daß der Adel deines Weſens im Schmerze nur ſich offenbaren kann! Kein Handeln, kein Gedanke reicht, ſo weit du willſt. Das iſt die Herrlichkeit des Menſchen, daß ihm ewig nichts genügt. In deiner Unmacht thut ſie dir ſich kund. Denke dieſer Herrlichkeit! Denn wer nur ſeiner Unmacht denkt, muß immer mit Angſt nach fremder Stüze ſich umſehn, und wer ſich beredet, er habe nichts zu geben, will immer nur aus fremder

Hand empfangen, und wird nie genug haben. Denn würd ihm auch alles gegeben, es müßte doch mangelhaft vor ihm erſcheinen. Auf dem ſchmalen Wege des Empfangens wird auch der Reichtum für uns zur Dürftigkeit. Wer umſpannt den Olymp mit ſeinen Armen? Wer faßt den Ozean in eine Schaale? Und welchem Auge ſtellte ſich ein Gott in unverhüllter Glorie dar? Es iſt ſo unmöglich für uns, das Mangelloſe ins Bewuſtſeyn aufzunehmen, als es unmöglich iſt, daß wir es hervorbringen. Was blieb' uns auch zum Tagewerk noch übrig, wenn die Natur ſich überwunden gäbe, und der Geiſt den lezten Sieg feierte?

„Doch ſoll es werden das Vollkommene! Es ſoll! ſo kündet die geheime Kraft in dir ſich an, woraus, vom heißen Strale genährt, dein ewig Wachstum ſich entwikelt. Laß deine Blüthe fallen, wenn ſie fällt, und deine Zweige dürre werden! Du trägſt den Keim zur Unendlichkeit in dir! Erhalt ihn in der Dürftigkeit des Lebens! Dein freier Geiſt verübe ſein Recht unüberwindlich am Widerſtande der Natur! Wenn ſie uns zum Kampfe fordert, will ſie nicht, daß wir um Gnade rufen, ſie ſchüzt die Feigen nicht, ſie ſtraft den Schmeichler, wenn er im Hochgefühle ſeines Adels und ſeiner Macht der alten Kämpferin begegnen ſollte, und wimmernd zu ihr ſpricht: Du meinſt es gut, meine Freundin! Ich gebe mich und meine Waffen dir. Den ſtöſt des Schikſaals eherner Wagen um, der ſeinen Roſſen nicht mit Muth in die Zügel fällt. – Auch will die Natur nicht, daß man vor ihren Stürmen ſich ins Gedankenreich flüchte, zufrieden, daß man der Wirklichkeit vergeſſen könne im ſtillen

Reiche des Möglichen. Ergründe ſie, die Tiefen deines Weſens, doch nur, um unüberwindlicher aus ihnen in den Kampf hervorzutreten, wie Achill, da er im Styx ſich gebadet. Vollbringe, was du denkſt! – Wenn aber die Natur dir freundlich entgegenkömmt, im Gewande des Friedens, und lächelnd dir zu deinem Tagewerke die Hände reicht, wenn, freudig überraſcht, im Sinnenlande dein Geiſt, wie in einem Spiegel, ſein Ebenbild beſchaut, die Formen der Natur zum einsamen Gedanken ſich ſchweſterlich geſellen, ſo freue dich, und liebe, doch vergiß dich nie! Verlaß dein Steuer nicht, wenn eine fröliche Luft in deine Segel weht! Entehre nicht des Schikſaals gute Göttin! du machſt ſie zur Sirene, wenn ſie dich mit ihren Melodien in den Schlummer wiegt.

„Es iſt das beſte, frei und froh zu ſeyn; doch iſt es auch das ſchwerſte, lieber Fremdling! – In ſeinen Höhn den Geiſt emporzuhalten, im ſtillen Reiche der Unvergänglichkeit, und heiter doch hinab in's wechſelnde Leben der Menſchen, auch ins eigne Herz zu bliken, und liebend aufzunehmen, was von ferne dem reinen Geiſte gleicht, und menſchlich auch dem kleinſten die fröliche Verwandtſchaft mit dem, was göttlich iſt, zu gönnen! Gewaffnet zu ſtehn vor den feindlichen Bewegungen der Natur, daß ihre Pfeile ſtumpf vom unverwundbaren Geſchmeide fallen, doch ihre friedlichen Erſcheinungen mit friedlichem Gemüthe zu empfangen, den düſtern Helm vor ihnen abzunehmen, wie Hector, als er ſein Knäblein herzte! Des Lebens Nächte mit dem Roſenlichte der Hofnung und des Glaubens zu beleuchten, doch die Hände

nicht müßig fromm zu falten, was wahr und edel ist, aus fesselfreier Seele den dürftigen mitzutheilen, doch nie der eignen Dürftigkeit [zu] vergessen, dankbar aufzunehmen, was ein reines Wesen giebt, und der brüderlichen Gaabe sich zu freuen! Diß ist das beste! so lehrte mich – ich ehre sie – die Schule meines Lebens." –

Der seltne Mann erschien vor meinem Innern so sanft und groß. Froh bot ich ihm die Hand, und dankte, und sagt' ihm meinen Irrtum.

„Nur zu lange", rief er, „irrt' auch ich, und die Geschichte meiner Jugend ist ein Wechsel widersprechender Extreme; ich kenne das, wo wir traurend und verarmt des hohen Eigentums nicht gedenken, und alles ferne wähnen, was wir doch in uns finden sollten, und das verlorne in der Zukunft suchen und in der Gegenwart, im ganzen Labyrinthe der Welt, in allen Zeiten und ihrem Ende; ich kenn' auch das, wo das feindliche verhärtete Gemüth jede Hülfe verschmäht, jedes Glaubens lacht in seiner Bitterkeit, auch die Empfänglichlichkeit für unsre Wünsche der guten Natur misgönnt, und lieber seine Kraft an ihrem Widerstande mißt.

„Doch auch diesen Verirrungen gönn' ich izt oft einen freundlichen Blik, wenn sie mir erscheinen. Wie sollt' ich sie noch mit Strenge bekämpfen? Sie schlummern friedlich in ihrem Grabe. Wie sollt' ich sie aus meinem Sinne bannen? Sie sind doch alle Kinder der Natur, und wenn sie oft der Mutter Art verläugnen, so ist es, weil ihr Vater, der Geist, vom Geschlechte der Götter ist. Genügsam hält sich ewig in ihrer sichern Gränze die Natur; die Pflanze bleibt der Mutter Erde

treu, der Vogel baut im dunkeln Strauche ſein Haus, und nimmt die Beere, die er giebt; genügſam iſt die Natur, und ihres Lebens Einfalt verliert ſich nie, denn ſie erhebt ſich nie in ihren Forderungen über ihre Armuth. Genügſam iſt der mangelloſe Geiſt, in ſeiner ewigen Fülle, und in dem Vollkommenen iſt kein Wechſel. Der Menſch iſt nie genügſam. Denn er begehrt den Reichtum einer Gottheit, und ſeine Koſt iſt [die] Armuth der Natur. – Verdamme nicht, wenn in dem Sinnenlande das niebefriedigte Gemüth von einem zum andern eilt, es hoft unendliches zu finden: durch die Dornen irrt der Bach; er ſucht den Vater Ozean. Wenn ſein vergeſſen, des Menſchen Geiſt über ſeine Gränze ſich verliert, ins Labyrinth des Unerkennbaren, und vermeſſen ſeiner Endlichkeit ſich überhebt, verdamme nicht! Er dürſtet nach Vollendung. Es rollten nicht über ihr Geſtade die regelloſen Ströme, würden ſie nicht von den Fluthen des Himmels geſchwellt."

Der ſchöne Knabe, der indeß im Garten ſich beſchäftigt hatte, kam und bracht' uns Blumen, erzählt' uns auch manches, und wies uns das goldne Feuer über den Gebirgen. Es war ſchon Abend geworden. Ich nahm die freundliche Herberge mit Dank an. Das Leben iſt nicht ſo reich, daß wir ein reines Weſen, wie der Mann war, den ich gefunden hatte, ſo ſchnell verlaſſen könnten.

Zweites Kapitel.

Noch denk' ich gerne des Morgens, der uns jezt umfieng, und wie ſein Zauber uns verjüngte. Doch

fand ich nie ein treues Bild für meine goldnen Stunden, um andern zu verkünden, was ich genoß. Die Natur gab ihren Mutterpfennigen ein ungangbares Gepräge, damit wir ſie nicht, wie Scheidemünze, verſchleudern ſollten. Auch mir war ſie lange fremd geweſen, dieſe Ruhe und Regſamkeit, wo alle Kräfte ineinander ſpielen, wie die ſtillen Farben am Bogen des Friedens.

Es war ein heiterer blauer Apriltag. Wir ſezten uns in den Sonnenſchein, auf den Balkon; es ſäuſelten um uns die Zweige und durch die ſonntägliche Stille tönte ferner Thürme Geläut und gegenüber das Spiel der Orgel vom Hügel der Kapelle.

„Du machteſt mich begierig“, fieng ich endlich an, „auf die Geſchichte deines jugendlichen Lebens –“

„Ich bin auch izt gerade geſtimmt,“ unterbrach er mich freundlich, „die wunderbaren unſchuldigen Geſtalten erſcheinen zu laſſen, auch die wildern. Du bleibſt ſo lange bei mir, bis ich zu Ende bin. Ich geſtehe dir, ich mußte mich lange von ihnen ferne halten, um deßwillen, was ich verlor, ich mußte mich hüten vor den Freuden und Schmerzen der Erinnerung, ich war, wie eine kranke Pflanze, die die Sonne nicht ertragen kann.“

. . . .

Drittes Kapitel.

. . . .

tum der Heroën, unter den Augen der Miltiade und Ariſtide, beim Wettgeſange der edeln Dichter und im Kampfſpiel, wo der Lorbeer winkte! und deine

Geſpielen – du hätteſt ſie gewis recht lieb gewonnen, die ſtarken bildſamen Jünglinge! ihr hättet euch in eures Herzens Fröhlichkeit eure Geheimniſſe vertraut, wie es euch ſchmerze, noch nichts gethan zu haben, wie ihr oft in der Stille über euch trauertet vor dem Bilde eines Helden, wie ihr nicht laſſen könntet von der Liebe zum Lorbeer, und euch oft berauſchtet im Gedanken der Unſterblichkeit, ihr hättet euch gefreut, daß es einem ergehe, wie dem andern, und kühn geſchworen, des Herzens Triebe Genüge zu thun. – Nun iſt es freilich anders, gutes Herz! Du ſieheſt vor dir, wie es iſt. Aber laß dich das nicht irren! – Siehe das Licht des Himmels an! Bedarf es fremden Feuers, um zu leuchten und zu wärmen? Bedarf es eines Dankes, um wohlzuthun? und wenn ſich die Erde mit Dünſten umwölkt, und ſeine reinen Stralen nicht aufnimmt, in ihr Inneres, leuchtet es minder, wie ſonſt? So ſei auch du! Denk' und thue, wie du ſollſt, und ſiehe nicht um dich; und wenn der kleinen Menſchen kleiner Tadel in deinem ſichern Gange dir nachtönt, ſo denke dir recht lebendig, wie der arme Perſer den ungehorſamen Ozean peitſchte! – Es iſt dein liebſter Gedanke, zu werden, wie die Herrlichen, die einſt waren. Erhalt ihn! werde nicht muthlos!

Gieb dich nie auf halbem Wege zufrieden! Verweile nicht an Armſeeligkeiten! Sei ſtill und harre, bis deine Zeit kömmt! Lebe in Gemeinſchaft mit deinen Heroën! Du findeſt ihresgleichen ſchwerlich ſo bald unter den Lebendigen. Bewahre dich, junge Seele! Du gehörſt einer andern Welt. Befaſſe dich nicht zu viel mit dieſer, bis deine Zeit kommt, und

du unter ihr wirkſt. Nähre dein Herz mit der Geſchichte beſſerer Tage, ſuche nichts unter den jezigen! Das wenige, was ſie dir geben, iſt, wenigſtens jezt, nicht für dich. – Denke meiner Worte, Lieber! wenn ich ferne bin. Ich muß dich bald verlaſſen. Wer weis? es könnten die lezten Worte ſeyn, die ich dir ſagte! Wenn ich ſterbe, ſo ſterb' ich mit der Hofnung, daß mein beſtes Leben fortdaure in dir und denen, die du einſt bildeſt, daß ſie wieder in andern pflanzen, was in ihnen reifte durch dich. Und was ſprech' ich von mir? Stehet ihr wieder auf im Geiſte meines Lieblings, ihr Herrlichen, die ihr ſchlaft unter den Trümmern des gefallenen Griechenlands! verjüngt euch wieder in ihm, ihr alten Tugenden von Athen und Sparta! O kehret wieder, goldne Tage, Tage der Wahrheit und der Schönheit, kehret wieder in ihm!" – Er ſah, daß ich zu tief erſchüttert war, um noch zu hören, auch ihm mochte zu viel ſich aufdringen, um es der jungen Seele mitzutheilen. Er umſchlang mich ſchweigend, innigſt bewegt, ich Glüklicher barg in ſeinen Armen meine heftigen Seufzer und meine Thränen.

Wir fuhren zurük nach Tina, und, wie ich ihn des andern Tags beſuchen wollte, war er fort.

Viertes Kapitel.

Ich trauerte lang um meinen Freund. Im Innerſten betrübt dacht' ich oft, wenn ich an ſeinem Hauße vorübergieng, wie er vormals dageſtanden wäre am Fenſter, und mir entgegengenikt hätte, wenn ich die Straße heraufgekommen wäre, und wenn die Thüre

offen ſtand, ſah ich wehmüthig hinein in den dunkeln Vorſaal, und hörte ſeine Stimme wieder, wie er mir die Treppe herunter nachrief: „ſchlaf wohl, lieber Junge!“ wenn das Volk verſammelt war, und von ungefähr die Farbe ſeines Mantels mir erſchien, erſchrak ich, als wär' er da, und wenn ich einen Schiffer hörte, wie er von ſeiner Fahrt ſprach, und von fremden Menſchen, die er geſehn, glaubt' ich immer, es müßt' ihm auch der Herrliche, den ich liebte, bekannt ſeyn; oft, wenn ich draußen herumgieng, weilte mein Blik am Horizont; dort wär' er wohl hinaus gefahren, dacht' ich, und meine Thränen rannen in's Meer. Der kleinſte Laut, den ich von ihm im Herzen bewahrte, war mir heilig, wie der lezte Wille eines Verſtorbenen. Ich folgte ihm faſt zu treu. Ich verſchloß mich, ſo ſehr ich nur konnte, vor den Menſchen. Neben den Geiſtern des Altertums fand nur er in meiner Seele Plaz. Mein Herz gehörte denen, die ferne waren. Wo ich gieng und ſtand, geleiteten mich die ehrwürdigen Geſtalten. Wie Flammen, verloren ſich in meinem Sinne die Thaten aller Zeiten, die ich kannte, ineinander. Nur Ein großer Sieg waren für mich die hundertfältigen Siege der Olympiaden. Was durch Jahrhunderte getrennt war, verſammelte ſich vor meinem jugendlichen Geiſte. Ich vergaß mich ſo ganz über all' der Größe, die mich umgab.

So war ich allmälig herangewachſen. Ich fieng jezt an, mich über mich ſelbſt zu befragen. Ich kehrt' izt oft von den Halbgöttern, denen mein Herz gehörte, auf mich zurük, ich maß, und erſchrak über mein Nichts. Mein ganzes Weſen raffte ſich auf, dem tödt-

lichen Schmerze zu entgehen, der im Gefühle meines Mangels lag. Ich wollt' im härteſten Kampfe mir einen Werth erringen. Aber wo ſollt' ich? – Ach! ich hätte gerne eine Stunde aus eines großen Mannes Leben mit Blut erkauft. Traurend ſah ich izt oft in meinen Plutarch, und bittre Thränen rannen mir auf's Blatt. Oft, wenn über mir die Geſtirne aufgiengen, nannt' ich ihre Nahmen, die Nahmen der Heroën, die einſt auf Erden lebten – „erbarmt euch meiner, ihr Göttlichen," rief ich, „laßt mich vergeſſen, was ihr wart, oder tödtet mich mit eurer Herrlichkeit, ihr ſeeligen Jünglinge!" –

Ich ſuchte endlich Troſt unter den Menſchen. Was ich mir ſelbſt nicht geben konnte, dacht' ich unter andern zu finden. Man hatte mir ſchon oft geſagt, es würde mir gut ſeyn, wenn ich nicht ſo ſehr einſam lebte. Man würde ſo leicht exzentriſch in ſeinen Meinungen bei gänzlicher Zurükgezogenheit. In der Geſellſchaft lerne man die Fülle des Guten friedlich unter ſich theilen, man lerne, aus ſich nicht Alles zu machen, aus andern auch nicht, und ſich zu begnügen mit dem, was jedem beſchieden ſei, man lerne Geduld, und das wäre Gewinns genug. Aber ich war damals ſo gar nicht geſtimmt, etwas Verſtändiges der Art auf mich wirken zu laſſen. Ich trat mit ganz andrem Sinne unter die Menſchen.

Es iſt ſonderbar, wie ein jugendlich Gemüth oft in die Kinderſpiele des Lebens ſo viel Gehalt legt. Es war mir unbegreiflich, wie die Menſchen ſo befriedigt zurükkommen könnten von ihren kleinen Feſten, wenn nicht ſeltne Dinge dabei zu finden wären. Wenn ich mir dachte, daß ich dort wohl auch ſo fröhlich

werden könnte, wie ſie, wie unendlich viel mußt' ich erwarten!

Auch verſprach mir jedes ehrliche Geſicht ſo viel. Ich habe manchen vergöttert, im erſten Augenblike, der ſich recht ſehr begnügte mit ſeiner Menſchlichkeit. Mit Bedauren denk' ich daran, wie ich izt oft mit all' meiner Liebe trachtete, ein herzlich Lächeln zu erbeuten, wie ich oft in einem Worte meine ganze Seele gab, und einen wizigen Spruch dafür zurükbekam, wie bei einem andern ein wenig Gutmüthigkeit mich ſo innig freute, und wie ich mich verſtanden glaubte von ihm, bis auch er mittheilte, was ihm am Herzen lag, und ich dann Dinge hörte, woran ich ſo gar keinen Werth finden konnte, wie ich da ſtand und huldigte vor prächtigen Sentenzen – ach! wie ich oft glaubte, das Unnennbare zu finden, das mein werden ſollte, dafür, daß ich mich ſelbſt an das Geliebte verlor! – Das arme Weſen dachte, zwei Menſchen könnten ſich Alles ſeyn, dacht' oft wirklich den heiligen Tauſch getroffen zu haben, wo einer des andern Gott ſeyn ſollte, und machte nun freilich Forderungen, worüber der andre ſich wunderte. Er wollte ja nur Kurzweil, nichts ſo Ernſtes!

Einem jungen Manne, Gorgonda Notara nannt' er ſich, war ich immer gut geblieben. Ich hatte ſo oft umſonſt gehoft, ein Weſen zu finden, wo ich ſagen könnte, nun bin ich zufrieden auf ewig! hatte ſo oft mit Schmerzen mich losgeriſſen, wo mein Herz ſo ſchnell und innig ſich angehängt hatte, ich hatte mich durch Dornen gewunden, und ſie hatten mit jedem Schritte mich veſtgehalten, um mich ihren Stachel

fühlen zu lassen, ich hatte so oft mich hingedrängt, wo es besser gewesen wäre, auszuweichen, ich war nun froh, doch etwas an ihm zu haben, und wenn ich mich entfernen wollte in meiner Ungenügsamkeit, zog er mich immer wieder an sich. Er war etwas vielseitig, und das kam mir zu Statten; gab mir freilich auch oft ein Mistrauen gegen ihn. Er wußte jedem Dinge einen Werth zu geben; er war äußerst duldsam gegen mich, das that mir wohl, aber er war es auch gegen andre, die meine Gegentheile waren, und das war mir unbegreiflich. Er bestritt mich oft gerade in meinen liebsten Überzeugungen, aber mit Freundlichkeit und Bedacht, – ich verglich uns, wenn wir so zusammen stritten, oft mit den jungen Lämmern, die sich einander scherzend an die Stirne stießen, als wollten sie sich so das Gefühl ihres Daseyns in sich weken – und, wie es schien, mehr um das Gespräch zu beleben, mehr zum Versuche, was wohl aus dem Für und Wider sich ergeben möchte, als in strengem Ernste, und indeß er wider mich sprach, schien er doch auch seine Freude zu haben an dem sonderbaren Geschöpfe, das so ungelenksam und unersättlich wäre in seinen Forderungen, und doch so leicht und oft gerade dem Kleinsten sich hingäbe; ich hätte in meinem Leben noch keinen Menschen gesehen, meinte er, ich wandelte von je her unter Geistererscheinungen, und es wäre nur Schade, daß diese verschwänden, so bald ich näher käme, aber man müßt' ihm doch gut seyn, dem wunderlichen Phantasten! –

Einst saßen wir mit andern zusammen; es war ein alter Bekanter von einer Fahrt zurükgekommen, und

wir feierten das fröhliche Wiederſehn. Alle waren inniger, wie ſonſt; ich glühte, und ſprach ungewöhnlich viel. Jch fühlte wirklich zum erſtenmale die Freude jugendlicher Verbrüderung ganz. „O man lebt doch nicht umſonſt, ihr Lieben!“ rief ich in meines Herzens Trunkenheit, und ſtrekte die Hand aus über dem Tiſche, und jeder bot die ſeinige dar. – „Öfne geſchwinde die Fenſter“, rief ich einem, der gegen mir über ſaß, nach einer Weile zu. „Was haſt du, Hyperion?“ fragt' ein andrer. „Dort gehn die Dioskuren am Meer herauf“, rief ich freudig. Zufällig ſah ich einen Augenblik darauf in den Spiegel, und glaubte drin ein zweideutig Lächeln an Notara zu bemerken. Betroffen blikt' ich um mich, und es war mir, als fänden ſich auch auf andern Geſichtern ſolche Spuren. Das war mir ein Dolch in's Herz! Ich glaubte mein Innerſtes verunehrt, meine beſte Freude verlacht, von meinem lezten Freunde mein Herz verſpottet. Ich ſprang auf, und eilte fort. — Alle die traurigen Täuſchungen, die ich von je her erfahren, jede Miene, jeder Laut, der mein Herz zurükgeſtoßen hatte, ſeit ich unter die Menſchen gekommen war mit meinen Hofnungen, jeder unfreundliche Scherz, womit man ſich an meinen kleinen Unaufmerkſamkeiten gerächt, jede Misdeutung, womit man meine unbefangenen innigen Äußerungen lächerlich gemacht, jede Falſchheit, womit man, wie mir izt ſchien, meine Liebe und meinen Glauben nachgeäfft hatte, alles, was ich längſt verziehen hatte und vergeſſen, geſellte ſich nun zu den unverhofften Entdekungen, die ich eben gemacht, — ich dachte mir einen um den andern aus dem Cirkel, den

ich verlaſſen hatte, wie er mir wohl ſeine bittern Bemerkungen nachſchiken werde; der rauhe Seemann ſtand lebendig vor mir mit ſeinem Ärger und gegenüber Notara mit ſeinen hämiſchen Entſchuldigungen. Izt kam ich an dem Hauße vorüber, wo der edle Fremdling gewohnt hatte. Du hatteſt Recht, guter Mann! dacht' ich, o du hatteſt Recht! Ich ſollte mich nicht zu viel befaſſen mit dieſer Welt, ſagteſt du. Ach! daß ich dir nicht folgte, mein Schuzgeiſt! Nun biſt du gerächt.

Man belächelt oft den Menſchen, und findet es ungereimt, wenn oft von einer kleinen Wunde ſein Innerſtes erkrankt, und nur ſehr ſchwer geneſt. Man würde beſſer thun, wenn man theilnehmend das Übel zu ergründen ſuchte. Man würde dann finden, daß auch dem ſchwächſten Feinde der Sieg ſehr leicht wird, wenn ihm ingeheim ein Stärkerer vorarbeitete, und unſre ſtärkſten Feinde ſind wir ſelbſt.

Das arme Weſen wollte ſich nun zurükflüchten in ſich ſelbſt, und hatte doch längſt ſein Selbſt verloren. Ich hatte mich gewöhnt, Ruh' und Freude aus fremder Hand zu erwarten, und war nun dürftiger geworden, als zuvor. Ich war, wie ein Bettler, den der Reiche von ſeiner Thüre ſties, und der nun heimkehrt in ſeine Hütte, ſich da zu tröſten, und nur um ſo bittrer ſein Elend fühlt zwiſchen den ärmlichen Wänden. Je mehr ich über mir brütete in meiner Einſamkeit, um ſo öder ward es in mir. Es iſt wirklich ein Schmerz ohne gleichen, ein fortdaurendes Gefühl der Zernichtung, wenn das Daſeyn ſo ganz ſeine Bedeutung verloren hat. Eine unbeſchreibliche Muthloſigkeit drükte mich.

Ich wagt' oft das Auge nicht aufzuſchlagen vor den Menſchen. Ich hatte Stunden, wo ich das Lachen eines Kindes fürchtete. Dabey war ich ſehr ſtill und geduldig; hatt' oft einen wunderbaren Aberglauben an die Heilkraft mancher Dinge; oft konnt' ich ingeheim von einem kleinen erkauften Beſiztum, von einer Kahnfahrt, von einem Thale, das mir ein Berg verbarg, Troſt erwarten. Mit dem Muthe schwanden auch ſichtbar meine Kräfte. Ich glaubte wirklich unterzugehn.

Ich hatte Mühe, die Trümmer ehmals gedachter Gedanken zuſammenzuleſen, der rege Geiſt war entſchlummert; ich fühlte, wie ſein himmliſch Licht, das mir kaum erſt aufgegangen war, ſich allmälig verdunkelte. – Freilich, wenn es einmal, wie mir däuchte, den lezten Reſt meiner verlornen Exiſtenz galt, wenn mein Stolz ſich regte, dann war ich lauter Wirkſamkeit, und die Allmacht eines Verzweifelten war in mir, oder wenn ſie von einem Tropfen der Freude getränkt war, die welke dürftige Natur, dann drang ich mit Gewalt unter die Menſchen, ſprach, wie ein Begeiſterter, und fühlte wohl manchmal auch die Thräne der Seeligen im Auge, oder wenn einmal wieder ein Gedanke oder das Bild eines Helden in die Nacht meiner Seele ſtrahlte, dann ſtaunt' ich und freute mich, als kehrte ein Gott ein in dem verarmten Gebiete, dann war mir, als ſollte ſich eine Welt bilden in mir; aber je heftiger die ſchlummernden Kräfte ſich aufgeraft hatten, um ſo müder ſanken ſie hin; verſuche nur nichts mehr, ſagt' ich mir dann, es ist doch aus mit dir!

Wohl dem, der das Gefühl ſeines Mangels verſteht! wer in ihm den Beruf zu unendlichem Fortſchritt erkennt, zu unſterblicher Wirkſamkeit, wer im Schmerze der Erniedrigung den kleinen Troſt verachten kann, unter den Kleinen groß zu ſeyn, ohne an ſich zu verzweifeln, und den Glauben an die Götterkraft des Geiſtes aufzugeben, wer ſie überſtanden hat, dieſe Feuerprobe des Herzens, wenn es überall eine Leere findet, und das wenige, was es geben kann, verſchmäht fühlt! – Wohl manches jugendliche Gemüth trauert, wie ich einſt trauerte, im Gefühle menſchlicher Armuth, und je treflicher die Natur, deſto größer die Gefahr, daß es verſchmachte im Lande der Dürftigkeit. Mir iſt er heilig dieſer Schmerz, ſo wahr mich's freuet, wenn mir ein freundlich Auge begegnet! Aber ſagen möcht' ich der Seele, die mir ihn klagte, daß ſie nur darum ihr Paradies verloren hätte, damit ſie ein Paradies erſchaffe, doch werde diß mit nichten am ſiebenten Tage vollendet ſeyn, denn der Ruhetag der Geiſter würd' ihr Tod ſeyn, ſagen würd' ich ihr, daß ſie, um ihres Adels willen nicht einzig fremder Hülfe vertrauen ſoll, die treuſte Pflege müſſe den zu Grunde richten, der müßig von ihr allein ſein Heil erwarte; in brüderlichem Zuſammenwirken beſtehe das Beſte, doch ſei es auch herrlich, allein zu ſtehn, und ſich hindurchzuarbeiten durch die Nacht, wenn es an Kampfgenoſſen gebreche.

Mich hatte nun der Frühling überraſcht in meiner Finſterniß. Ich hatt' ihn wohl zuweilen von ferne gefühlt, wenn die todten Zweige ſich regten, und ein lindes Wehen meine Wange berührte. Das junge Grün

hatte mich oft wunderbar belebt auf Augenblike, und manchmal, wann das freundliche Morgenlicht mich wekte, hatte die Ahndung, daß es wohl noch beſſer werden könnte, mein hülflos Herz erfreut. Aber das war vorübergegangen, wie der Schatten einer Geliebten.

Ich hatte mich häuslicher Geſchäffte wegen einige Wochen in einem andern Theile der Inſel aufgehalten, und kehrte nun zurük nach San-nicolo.

Er war izt da in meinen Hainen, der holde Frühling, in aller Fülle der Jugend.

Mir war, als ſollt' ich doch auch wieder fröhlich werden. Ich öffnete meine Fenſter, und kleidete mich, wie zu einem Feſte. Auch für mich ſollt' er wiederkehren, der himmliſche Fremdling! Was hoft denn der Arme? möchten die Todten auferſtehn? dacht' ich bei mir ſelbſt. Aber mein Herz lies ſich nicht abweiſen. Es gieng mir, wie den Kindern, die ſo gerne Zutraun faſſen zu einem heiter farbigen Kleide. Mit jedem Blike wuchs in mir der Glaube an beſſere Tage vor dem fröhlichen Bilde der Natur.

Ich ſah, wie alles hinausſtrömte auf's freundliche Meer von Tina, und ſein Geſtade. Ich gieng auch hinaus.

Alles verjüngte und begeiſterte der ſüße zauberiſche Frühling. Faſt jedes Geſicht war herzlicher, lebendiger; überall wurde gutmüthiger geſcherzt, und die ſonſt mit fremdem Gruße vorübergegangen waren, boten ſich izt die Hände.

Das fröhliche Volk beſtieg die Boote, ſteuerte hinaus in's Meer und jauchzte von ferne der holden Inſel zu, kehrte dann zurük in die Platanenwälder, zu ſeinen

zephyrlichen Tänzen, lagerte ſich unter Zelten zum lieblichen Mahle, und pries und freute ſich hoch, daß keiner ſich verirrt hätte in den Labyrinthen des Ronnecatanzes.

Aber mein Herz ſuchte mehr, als das. Das konnte nicht vom Tode retten.

Ich gieng fort, und ſtreifte herum auf einſamen Hügeln, ſah oft hinunter nach der fröhlichen Welt, und dachte, warum ich denn darben müßte, wo alles ſo ſeelig wäre. Doch wollt' ich keinem ſeine Freude misgönnen, und hoffte, auch meiner warte vieleicht noch eine gute Stunde. So kehrt' ich zurük.

An Notaras Hauße, wo ich vorüberkam, ſaß ſeine Mutter, deren Liebling ich war, und um ſie ein Cirkel edler Mädchen, die Seide ſpannen, und kindliche Liedchen ſangen. „Da kömmt der Menſchenfeind," rief die Mutter mir zu. Ich trat näher, und dankt' ihr für den freundlichen Gruß. „Du biſt geſtraft, daß du ſo lange wegbliebſt," fuhr ſie lächelnd fort, „etwas lieberes hat indeß in meinem Hauße Plaz genommen. Man kann dich nun entbehren, du Stolzer!"

Ich ſah mich um. Da ſtand ſie vor mir, die Herrliche, wie eine Prieſterin der Liebe, heilig und hold! – ach! über dem Lächeln voll Ruh und himmliſcher Duldſamkeit thronte mit eines Gottes Majeſtät ihr großes begeiſtertes Auge, und wie Wölkchen um's Morgenlicht, wallt' im Frühlingswinde der dunkle Schleier um ihre Stirne.

Ich kann es nicht anders nennen, es war Gefühl der Vollendung, was ſie mir gab in dieſem Augenblike; war doch die Nacht und Armuth meines Lebens, die

ganze dürftige Sterblichkeit, mit allem, was ſie giebt und nimmt, ſo dahin, als wäre ſie nie geweſen! Oft trauert' ich, daß wir nur dann erſt wiſſen, von dieſen Momenten der Befreiung, wann ſie vorüber ſind. Sie wägen Aeonen unſers Pflanzenlebens auf, ſprach ich oft bei mir ſelbſt, wenn ich ihr Andenken feierte, dieſe nahmenloſen Begeiſterungen, wo das irrdiſche Leben todt und die Zeit nicht mehr iſt, und der entfeſſelte Geiſt zum Gotte wird.

Jahre giengen vorüber, Meere trennten mich von ihr, tauſendfältig verwandelte ſich vor mir die Geſtalt der Welt, aber ihr Bild verlies mich nie. Oft, wenn ich am heißen Mittag, ermattet von meinen Wanderungen, unter fremdem Himmel ruhte, erſchien ſie mir, wie in dem trunknen Momente, da ich ſie fand, ich preßt' es an mein glühendes Herz, das ſüße Phantom, ich hörte ihre Stimme, das Liſpeln ihrer Harfe; wie ein friedlich Arkadien, wo in ewig ſtiller Luft die Blüthe ſich wiegt, wo ohne Zwang die Frucht der Ernte und die ſüße Traube gedeiht, wo keine Furcht das ſichre Land umzäunt, wo man von nichts weis, als von dem ewigen Frühling der Erde, und dem wolkenloſen Himmel und ſeiner Sonne, und ſeinen heiligen Geſtirnen, ſo ſtand es offen vor mir, das Heiligtum ihres Herzens und Geiſtes.

Und ſpäter, unter den Bitterkeiten und Mühen des Lebens, bey ſtürmiſcher Fahrt, am Schlachttag, unter nahmenloſem Unmuth, wo er mir auf ewig verſchwunden ſchien, der gute Geiſt, den ich ſonſt ſo gerne ahndete, in allem, was lebt, wo ich kalt und ſtolz mir ſagte: hilf dir ſelber, es iſt kein Gott! ach! da trat oft ihr

Schatten vor mich, wie ein Engel des Friedens, und befänftigte mein verwildertes Herz mit feiner himmlifchen Weisheit.

Jezt ehr' ich als Wahrheit, was mir einft dunkel in ihrem Bilde fich offenbarte. Das Ideal meines ewigen Dafeyns, ich hab' es damals geahndet, als fie vor mir ftand in ihrer Grazie und Hoheit, und darum kehr' ich auch fo gerne zurük, zu diefer feeligen Stunde, zu dir, Diotima, himmlifches Wefen!

Fünftes Kapitel.

Der Abend jenes Tages meiner Tage ift mir mit allem, was ich noch gewahr ward in meiner Trunkenheit, unvergeßlich. Mir war er das fchönfte, was der Frühling der Erde geben kann, und der Himmel und fein Licht. Wie eine Glorie der Heiligen, umfloß fie das Abendroth, und die zarten goldnen Wölkchen im Aether lächelten herunter, wie himmlifche Genien, die fich freuten über ihrer Schwefter auf Erden, wie fie unter uns wandelte in aller Herrlichkeit der Geifter, und doch fo gut und freundlich war gegen alles, was um fie war.

Alles drängte an fie. Allen fchien fich ein Theil ihres Wefens mitzutheilen. Ein freundlicher Ernft, ein zärteres Aufmerken, eine innigere Traulichkeit war unter alle gekommen, und fie wußten nicht, wie ihnen gefchah.

Mit Begeifterung erzählte mir die Mutter, indeß die andern um Diotima befchäfftigt waren, wie ihr das liebe Mädchen Freude mache mit ihrem ftillen nachdenklichen Wefen, und ihrer fteten Zufriedenheit,

wie ſie ſich ſcheue vor allem, was einem menſchlichen Herzen wehe thun könne, vor allem, was nicht ſchön und ſchiklich wäre; auch ſehe man es ſogleich, wenn etwas durch ihre Hände gegangen wäre, man könne gewis nicht ſagen, ihr Herz hänge an kleinen Dingen, und doch wär' es immer, als wäre ſie mit ihrer ganzen Seele an der Sache geweſen; ein Gartenbeet gewinne ein ganz andres Anſehn, wenn ſie es ordne; es wär' ihr auch ſo leicht nicht abzulernen, das Eigentliche, was einem an den Gewändern gefiele, die ſie geſchnitten, und den Kränzen, die ſie gewunden hätte; – ihr Element ſeien aber die alten Dichter und Weiſen, hierin ſeie ſie ein eignes Weſen, ſie ſei zwar ſehr geheim damit, aber man hätte doch ſchon bemerkt, daß ſie im Herzen das Andenken großer Menſchen im alten Griechenlande ungefähr ebenſo feire, wie die andern frommen Gemüther das Feſt der Panagia, und anderer Seeligen; auch ſonſt ſei etwas – ſie müßte nur ſagen – Übermenſchliches an ihr. „Hätteſt du ſie geſtern geſehn," ſezte ſie hinzu, „es wäre dir wohl ſo ſonderbar zu Muth geweſen, wie mir. Es hatte kaum getagt, als ich hinunter gieng in den Garten. Da ſah ich, ohne daß ſie mich bemerken konnte, das liebe Mädchen an dem heimlichen Pläzchen unter den Platanen, wie ſie daſtand mit ausgebreiteten Armen, und emporrief: ‚Dir opfr' ich mein Herz, ewige Schönheit!' – Ich werde den Anblik im Leben nicht vergeſſen."

Sie komme von den Ufern des Pactols, fuhr die Mutter nach einer Weile fort, aus einem einſamen Thale des Tmolus, wohin ihr Vater, ein Verwandter der Notara, aus Verdruß über ſein Volk ſich von Smyrna

zurükgezogen hätte, und ihre Mutter, ehmals die Krone von Jonien, ſeie ſeit einem Jahre todt.

Der junge Notara trat izt auch noch zu uns, grüßte mich freundlich, und fragte, ob ich immer noch zürne, er wiſſe nicht einmal ſeine Schuld genau, die Mutter lies ihn aber nicht weiter reden, zog ihn auf die Seite, und flüſterte ihm, herzlich zu mir herüberlächelnd, einige Worte zu, daß ich faſt etwas freudiges vermuthen mußte. – Ich bat Notara, mir zu verzei[hen.]

. . . .

. . . .

Staunen. Mein Geiſt verzehrte ſich über der frohen Mühe, den ganzen Reichtum zu faſſen, der vor ihm ſich aufthat. – Es fiel mir lange nicht ein, ein Wort zu ſprechen, und, da es mir einfiel, lies es meine Verwirrung nicht zu.

Man ſprach endlich auch von ſo manchen Wundern griechiſcher Freundſchaft, von Achill und Patroklus, von der Cohorte der Thebaner, von der Phalanx der Sparter, von Dion und Plato, von all' den Liebenden und Geliebten, die auf- und untergiengen in der Welt, unzertrennlich, wie die brüderlichen Geſtirne.

Da wacht' ich auf. „Solche Herrlichkeit zernichtet uns Arme!“ rief ich; „freilich waren es goldne Tage, wo man die Waffen tauſchte und ſich liebte bis zum Tode, wo man unſterbliche Kinder zeugte in der Begeiſterung der Liebe, Thaten und Geſänge und ewige Gedanken, ach! wo der Aegyptiſche Prieſter dem Solon noch vorwarf: ‚Ihr Griechen ſeid allzeit Jünglinge!‘ Wir ſind nun doch Greiſe bei all' unſrem leichten Sinne!

– Es ist alles so anders geworden. Man lebt bequem, und hat daran genug. Der Mensch bedarf des Menschen nicht mehr; er braucht nur Hände und Arme, zu seinem Dienste.“

„So spricht mein Vater auch“, versezte Diotima, und ihr Auge verweilte ernster an mir.

„Nun kann ichs ihm nicht länger vorenthalten!“ rief die Mutter; „spricht dein Vater auch so, Diotima? Ich glaub' es wohl. Wißt ihr auch, ihr guten Kinder, daß ihr aus einer Quelle geschöpft habt? Der fremde Mann, Hyperion, mit dem ich so oft dich lustwandeln sah, und dich an so manches Steinchen stoßen, weil du kein Auge von ihm wandtest, dem du so oft nachweintest am Meere draußen, als er fort war, wie du mir selbst gestandst, der ist Diotimas Vater.“

„Tausend Herzensgrüße von ihm!“ rief Diotima freudig, – „ich hab' auch etwas mitgebracht; die böse Mutter hätt' es wohl eher sagen können“, sezte sie lächelnd hinzu, und eilte hinein in's Haus.

„O ihr Lieben!“ rief ich außer mir vor Freude, und faßte die Hände Notaras und seiner Mutter. „Nun seh' ich erst, wie herzlich gut du dem Manne bist“, versezte die Mutter. „Ja wohl bin ich ihm herzlich gut“, erwiedert' ich etwas betroffen, denn ich fühlte wohl, daß meine Freude nicht ihm allein galt.

Izt kam Diotima zurük, und brachte mir zwei goldne Münzen. Auf einer stand Minerva mit der Aegide, und warf die Lanze, und eine Palme sproßte zu ihren Füßen; die andre mit dem Apollonskopfe gab mir Diotima mit dem Zusaze, ich möchte dabei an Delos und den Cynthus denken.

Sie erzählte mir noch viel von ihrem Vater, und wie er oft von mir gesprochen habe; wir sprachen auch noch manches im Allgemeinen.

Wie ich sie da verstand! und wie sie das freute! wie ein zufällig Wörtchen von ihr eine Welt von Gedanken in mir hervorrief! sie war wirklich ein Triumph des jugendlichen Geistes, die stille Vereinigung unsers Denkens und Dichtens, und ich erfuhr zum erstenmale ganz, wie die Freude begeistern kann.

„Kinder! es wird spät!" fiel endlich die Mutter ein, „und Hyperion kann uns immer Dank sagen für diesen Abend. Leer ist er nicht ausgegangen."

Sie giengen hinein. Ich stürzte fort in rasender Freude, schalt und lachte über den Kleinmuth meines Herzens in den vergangnen Tagen, und der stolze Knabe konnte gar nicht begreifen, wie es möglich gewesen wäre, so ein ärmlich Wesen zu seyn.

Wunderbar war mir's zu Muth, als ich in mein Zimmer trat. Es war mir alles so fremd geworden. Jedes Geräthe schien mir etwas Trauriges an sich zu haben, und ich war doch so seelig. „Auch ihr mußtet es entgelten, ihr Armen!" sagt' ich vor mich hin in meines Herzens Trunkenheit, als ich vor die offnen Fenster trat, und meine verwilderten und halbverwelkten Blumen sah, nahm das Wassergefäß und begoß sie lächelnd. Ich brachte die Nacht unter dem Fenster zu. Er waren zauberische Stunden. Aus goldnen Träumen, wo an ein Wörtchen von ihr meine ganze Seele sich hieng, um es hundertfach zu deuten, und über ihrem Bilde mir jedes Daseyn schwand, wekte mich das Wehen der Nachtluft um meine glühende Wange; die stille

Natur ſchien mir das Feſt meines Herzens mitzufeiern; die Sterne blikten freundlicher durch die Zweige; lieblicher duftete der Othem der Blüthen. Ich ſchlummert' endlich ſtehend ein, ſüßberauſcht, wie von holden Melodien eingewiegt. – Bald ſpielte, wie eines Freundes warme Hand, das kommende Tageslicht um meine Stirne, und ich lächelt' empor.

Es war ein ſeeliger Morgengruß, den izt mein Herz dem Himmel und der ſchönen Erde brachte. Himmel und Erde ſchien mir neugeboren, wie ich es war.

Ich gieng hinaus zu meinen alten Lieblingspläzen. Die längſtvergangnen Stunden, die Stunden des Erwachens, wo der Knabe daſaß in dunklem Sehnen, und nicht wußte, was es war, als die Fittige der jungen Seele ſich regten, wo zum erſtenmale tiefer athmend die Bruſt ſich hob, und das Auge nun nicht mehr ſo gerne verweilte an dem, was nahe war, und lieber nach der blauen geheimnißvollen Ferne ſich richtete, die ahndungsvollen Stunden des Erwachens dämmerten wieder auf in mir. Damals, dacht' ich, weisſagteſt du dir dieſen Frühling! o damals ſahſt du hinaus in die beſſre Welt, die dich izt umgiebt!

Ich dünkte mir nun ſo reich und ſtark. Mein Innerſtes war ſo befriedigt. Es gab für mich in der Welt nichts Feindliches mehr. Meine Inſel hatt' ich nun auch recht lieb gewonnen. Mit innigem Wohlgefallen ſah ich hinab auf ihre grünen Ufer, wo die Wellchen unſchädlich um die Myrthengebüſche ſpielten, und wie das friedliche San-nicolo mit ſeinen Blüthenwäldern aus dem Morgendufte ſein röthlich Haupt erhub, und

die Fenſter an Notaras Hauße glühten, und der Rauch aufſtieg von ſeinem Heerde; bald ſah ich, wie die Thüre ſich öffnete, die in den Garten führte, und Diotima die Marmortreppen hinuntergieng; ich erkannte ſie an der hohen ſchlanken Geſtalt, und dem purpurnen Oberkleide, das um den weißen Leibrok flog. Wie mein Auge an dieſen Farben ſich waidete! Es iſt nichts, was ſich nicht in der Nähe eines ſolchen Geſchöpfs beſeelte, für einen Sinn, wie der meinige war. Nach einer Weile . . . .

. . . .

. . . .

Notara begleitete ſie, und die Mutter war im Hauße beſchäftiget. Diotima gieng allein umher unter den Blumen. Es ſchien ihr etwas widerfahren zu ſeyn. Der Schmerz auf ihren Lippen gieng mir durch die Seele, ſo mild er ſchien. Wir giengen eine Weile ſchweigend auf und nieder.

„Mich verfolgt ein bittrer Gedanke," rief ſie endlich, „ich wag' es kaum, ihn zu ſagen, und kann doch von ihm nicht ablaſſen. Schon manchmal hat er ſich mir aufgedrungen, auch heute wieder. Iſt es denn wahr – je mehr Menſchen, je weniger Freude?" – „O wie oft ich das fühlen mußte!" rief ich, „wie oft – es iſt unbegreiflich, wie man des Zuſammenlaufens nicht müde wird!" – „Als wüßteſt du nicht," erwiederte Diotima, „daß der bunteſte Wechſel dieſen Menſchen das Beſte dünkt, und dieſen finden ſie doch untereinander –" „ihr bunter uneiniger Wechſel," fuhr ich fort, „der iſt gerade die wahre Geſtalt des Übels; ich

mag es nicht nachempfinden, wie er mich oft verwirrte, und verzerrte, wie in dem Kriege, den man unter der Larve des Friedens führt, wo man immer das, woran das eigne Herz hängt, vor fremden Pfeilen ſichern, wo man ſo ängſtlich jede unſchuldige Blöße verhüllen muß, wo der andere bei aller Ruh' und Freundlichkeit, die er zeigt, doch mistrauiſch jede Bewegung belauert, ob ſie nicht für Feindesanfall gelte, wie in dieſem kleinen ſchlechten Kriege die Kräfte ſo heillos zu Grunde gehn; nein! es iſt eine unerhörte Ungereimtheit! ſie bieten allem auf, um zuſammenzuſeyn, und dann, wann ſie zuſammen ſind, ſtrengen ſie mit aller erdenklichen Mühe ſich an, um einſam zu ſeyn im eigentlichen Sinne, ſie öffnen die Thüre und verſchließen ihr Herz – dem Himmel ſei Dank, daß ich los bin!"

„Das betrübt mich eben, daß es räthlicher ſcheint, für ſich zu leben," fuhr Diotima fort; „ich trage ein Bild der Geſelligkeit in der Seele; guter Gott! wie viel ſchöner iſts nach dieſem Bilde, zuſammen zu ſeyn, als einſam! Wenn man nur ſolcher Dinge ſich freute, denk' ich oft, nur ſolcher, die jedem Menſchenherzen lieb und teuer ſind, wenn das Heilige, das in allen iſt, ſich mittheilte durch Rede und Bild und Geſang, wenn in Einer Wahrheit ſich alle Gemüther vereinigten, in Einer Schönheit ſich alle wiedererkennten, ach! wenn man ſo Hand in Hand hinaneilte in die Arme des Unendlichen –"

„O Diotima," rief ich, „wenn ich wüßte, wo ſie wäre, dieſe göttliche Gemeinde, noch heute wollt' ich den Wanderſtab ergreifen, mit Adlerseile

wollt' ich mich flüchten in die Heimath unſers Herzens!“

„Oft leb' ich unter ihr im Geiſte,“ fuhr Diotima fort, „und mir iſt, als wär' ich ferne in einer andern Welt, und ich entbehre der gegenwärtigen ſo leicht; – wir ſingen andre Lieder, wir feiern neue Feſte, die Feſte der Heiligen in allen Zeiten und Orten, der Heroën des Morgen- und Abendlands; da wählt jedes einen aus, der ſeinem Herzen, ſeinem Leben am nächſten iſt, und nennt ihn, und der herrliche Todte tritt mitten unter uns in der Glorie ſeiner Thaten, auch wer, geſchäftig am ſtillen Heerde, mit reinem Sinne das ſeine that, wird nie von uns vergeſſen, und Kronen blühn für jede Tugend; und wenn auf unſern Wieſen die goldne Blume glänzt, in ſeiner bläulichen Blüthe das Aehrenfeld uns umrauſcht, und am heißen Berge die Traube ſchwillt, dann freun wir uns der lieben Erde, daß ſie noch immer ihr friedlich ſchönes Leben lebt, und die ſie bauen, ſingen von ihr, wie von einer freundlichen Geſpielin; auch ſie lieben wir alle, die Ewigjugendliche, die Mutter des Frühlings, willkommen, herrliche Schweſter! rufen wir aus der Fülle unſers Herzens, wenn ſie herauf kömmt zu unſern Freuden, die Geliebte, die Sonne des Himmels; doch iſts nicht möglich, ihrer allein zu denken! Der Aether, der uns umfängt, iſt er nicht das Ebenbild unſers Geiſtes, der reine, unſterbliche? und der Geiſt des Waſſers, wenn er unſern Jünglingen in der heiligen Wooge begegnet, ſpielt er nicht die Melodie ihres Herzens? Er iſt ja wohl eines Feſtes werth, der ſeelige Friede mit allem, was da iſt! – Den Einen, dem wir huldigen, nennen

wir nicht; ob er gleich uns nah ist, wie wir uns selbst sind, wir sprechen ihn nicht aus. Ihn feiert kein Tag; kein Tempel ist ihm angemessen; der Einklang unserer Geister, und ihr unendlich Wachstum feiert ihn allein."

Es ist mir unmöglich, die Begeisterung des heiligen Mädchens nachzusprechen. „O schone dich, Diotima, schone dich und mich," rief ich endlich, da sie mit so gränzenloser Liebe sich in ihre bessere Welt verlor, „wer will es aushalten, nach solchen Stunden, in der Armseeligkeit, in die man zurükmuß? Aber du bist glüklich, du fühlst die Gegenwart nur selten, hast sie nie gefühlt, wie ich es mußte –" „Ach! sie sind doch Menschen," fuhr Diotima fort, „die Armen, die sich vor uns müde ringen und abkümmern, ohne daß sie wissen worüber? weil ihnen das Eine, was noth ist, nicht erscheint, da möchte man so gerne helfen –" „Wie gerne", rief ich, „möcht' ich es ihnen gönnen, daß sie lebten, wie du! –"

„Guter Hyperion!" unterbrach sie mich mit ihrer stillen Herzlichkeit und ihr großes Auge glänzte von freundlichen Thränen. Mir gieng ein Himmel auf in diesen Worten. Es war mir ohnediß schon lange eine Quaal gewesen, so ruhig vor ihr zu bleiben. „O Schwester meines Herzens!" rief ich, „mir hast du den Frieden gegeben! erhalt ihn mir, um dieser Stunde willen! ich lebe dein Leben durch dich – o deinen Himmel, Diotima," fuhr ich fort, da sie mich unterbrechen wollte, „ich hab' ihn umsonst gesucht auf dem dürren Felde des Lebens, ich war so lange ohne Heimath; ach! es war die Nacht vor dem erfreulichen Tage; ich seh' es nun, wir sterben nur, um neu zu

leben, ich war hingewelkt vor der Zeit, nun kömmt mir ein ewiger Frühling, ich fühl es, hier ist unsterbliche Jugend, hier, wo du bist!“ – „Stille, stille, jugendlicher Geist!“ rief Diotima.

Ich war, indeß sie es sprach, selbst über mich erschroken. Es schwebte mir noch manches warme Wort auf der Zunge; ich verschwieg es, aber bei jedem ward ich bestürzter. Ich war stille, aber ich fühlte nur um so brennender, wie ich an ihr hieng. Sonst war ich ruhiger von ihr gegangen als heute. Ich wollte noch an demselben Abend zurük, aus mancherlei Gründen, die ich mir einredete, aber ich hatte kaum drei Schritte gewagt, so verwies ich es mir. Mit quälender Ungedult erwartet' ich den andern Tag. Tausend Dinge wollt' ich ihr sagen. Ich stand im Geiste vor ihr, faßte ihre Hände zum erstenmale, und drükte sie so mit Zittern an meine Stirne. Wenn Diotima nicht wäre, dacht' ich, und es war mir, als fühlt' ich Zernichtung.

Ich erschrak über diese Heftigkeit; ich hielt mir die schönen Tage vor, wo ich freier und stiller um Diotima lebte, ich suchte, ihre zarten Melodien in mein Herz zurükzurufen, aber die Unruhe blieb, und ich ward nur um so verwirrter, je mehr ich mein unbändiges Herz mit Vorstellungen plagte. – Es war mir unerklärlich, daß ich gerade heute so seyn sollte.

Ich wußte mir nicht zu helfen, wie ich des andern Tages vor sie trat. Sie schien mir so fremd, so unbekümmert um mich. Sie war auch meist abwesend mit der Mutter, bei häuslichen Geschäfften. Sie wollten mit Diotima die Insel ein wenig durchwandern, sagte mir die Mutter, es würde dem lieben Mädchen doch

Freude machen, das ſchöne Land zu ſehn, und ſo hätte ſie jezt noch manches zu beſorgen, weil ſie einige Tage ausbleiben würden.

Es war gut, daß ſie meine Antwort nicht abwartete, und wieder hinauseilte. So ſchnell hätt' ich ihr nichts darauf zu ſagen gewußt.

„Und morgen ſchon wird die Reiſe vor ſich gehn?" fragt' ich die Mutter, als ſie wieder hereintrat, „wohl auch sehr frühe?" „Vor Tagesanbruch!" verſezte ſie; „wir wollen möglichst in der Kühle reiſen." – „Die Seeluft mildert zwar die Hize ziemlich," erwiedert' ich, „doch iſt der Morgen freilich lieblicher. Und wann werdet ihr zurükkommen?"

In ſechs Tagen würden die Älteſten gewählt, verſezte ſie, da möchte ſie doch wieder in San-nicolo ſeyn. Es wäre ſchön, wenn ich entgegenkäme.

Wie doch das unerfahrne Herz ſo klug iſt, wenn es liebt! Beredtſamkeit war ſicher meine Tugend nie geweſen, und heut' am wenigſten. Jezt, da Diotima wieder gegenwärtig war, konnt' ich gar kein Ende finden in meinen Schilderungen von dem Wege, den ſie zu machen gedachte. In meinem Leben mahlt' ich nie lebendiger. Nicht eine der lieblichen und großen Stellen lies ich unbemerkt, die ſie unterweges finden würde. Alles erfreuliche, was ihr begegnen konnte, ſucht' ich an mich anzuknüpfen. Bei jedem Reize der herrlichen Inſel ſollte Diotima mein gedenken. –

Ich hatte keine Ruhe die Nacht über. Die Sterne leuchteten noch am Himmel, als ich hinausgieng. Ich lagerte mich unter dunkeln Platanen an einem Hügel, der nicht ſehr ferne von der Straße lag. Mancherlei

bewegte ſich mir in der Seele. Auch meine trüben Tage, ehe ich Diotima gefunden hatte, erſchienen mir wieder. Der Menſch kann manches tragen, dacht' ich. Die Freude gehet über ihm auf und unter. Aber er wandert doch auch in der Nacht ſeinen Weg ſo hin. Iſt er nur einmal vertraut damit geworden, ſo wird ihm auch das Unerträgliche leidlich. Nur muß er nicht zurükſehn auf das, was er verlor. Ein Tropfe aus der Schaale der Vergeſſenheit, das iſt alles, was er bedarf!

Ich hatte einige Tage zuvor einen alten Schiffer geſprochen, der im Gefechte mit den Korſaren den rechten Arm verloren hatte, auch ſonſt zur Fahrt zu ſchwach geworden war. Der hatte mir erzählt, wie er anfangs jedesmal hinausgegangen ſei an den Hafen, wenn ein Schiff ausgelauffen ſei, oder wiedergekommen, wie er ſich immer da der alten Zeiten erinnert habe, wo ihm der Vater noch ſeinen Seegen mitgegeben hätte auf die Fahrt, und wie er dann mit klopfendem Herzen hinausgewandert wäre aufs herrliche Meer, wie ihm ein friſcher Trunk vom Brunnen das Herz erfreuet hätte bei einer Landung, oder der blaue Himmel nach einer ſtürmiſchen Nacht, und dann bei glüklicher Rükkunft der Grus ſeines Alten — das wär' ihm immer eingefallen, wenn er draußen am Hafen hätte Schiffe gehn und kommen geſehn, und ihm hätte oft vor Sehnſucht das Herz geblutet, und er hätte oft geweint in ſeinen alten Tagen, wie ein Kind, wenn er wieder in ſeine Hütte geſchlichen wäre mit ſeinem Einen Arme, aber ſeitdem ihn ſeine Füße nicht mehr tragen wollten, und er nicht mehr ans

Meer hinaus käme, und nicht mehr ſo oft ſeiner Jugend gedächte, trag' er ſein Schikſaal geduldiger. So iſt der Menſch, dacht' ich, iſt nur erſt die Freude recht ferne, ſo hält er dem Kummer ſtille, und hilft ſich, ſo gut er kann.

Der erwachende Morgen wekte mich aus meinen Gedanken. Es ſchien mir ſonderbar, daß ich darauf gekommen war.

Jezt ſah ich unten auf der Straße die lieben Reiſenden herankommen. Ich raffte ſchnell mich auf, und wollte hinab. Aber ich dachte, es möchte doch wohl auffallen, und ſo blieb ich. Ich hörte, wie ſie ſangen. Siehſt du, wie entbehrlich du bei ihrer Freude biſt, ſagt' ich mir, und mir war es doch, als könnt' ich eher die Luft, die ich athmete, vermiſſen, als Diotima. Nun war mir der Geſang allmälig verhallt, auch die dunkeln Geſtalten, die mein Auge, ſo lang es konnte, verſchlang, waren verſchwunden. Ich lauſchte noch eine Weile, und blikte da hinaus, wo ich ſie verloren hatte; aber ich hörte nur das tropfende Waſſer in den Rizen des Hügels; kein menſchliches Geſchöpf zeigte ſich in der ganzen Streke, wohin ich ſah. „Lebe wohl, Diotima! Herrliche! Gute!“ rief ich endlich und kehrte nach Hauße.

Ich geleitete ſie im Geiſte; ich belauſchte ihr Auge, wie es hinausſah in die ſchöne Welt; jezt iſt ſie wohl in dem Thale, dacht' ich, wo die lieblichen Gruppen von Ulmen und Pappeln ſtehn, wovon du ihr ſagteſt; da denkt ſie vieleicht, du hätteſt nicht uneben geweisſagt, und ſagt den andern, ſie möchte dir wohl gönnen, daß du auch da wärſt, und deine Freude hät-

test. – Aber entbehren kan sie dich doch gar leicht! Du sahst es ja! Das dacht' ich auch, doch zürnt' ich mir dabei, und schlug mir's aus dem Sinne, weil es klein und eigennüzig wäre, daß ich wünschen könnte, sie sollte nicht fröhlich seyn, wann ich gerade mich nicht freuen könnte.

Mit meiner ganzen Liebe hieng ich an der Stunde, wo ich sie wiedersehen sollte. Es war ein fröhliches Gewebe von Hoffnungen, womit ich das Herz mir schwaigte, und war ich damit zu Ende, so löst' ich's wieder auf, es lieblicher zu erneuern.

Mit süßem Zauber wehten mir, wie Boten der Holdin, die Lüfte des Himmels vom Thal entgegen, wo ich ihrer wartete. Blüthenfloken umtanzten mich, und Nachtigallen schlugen unter den Rosen am Wege. Sonst war es stille ringsumher; ich konnte jeden Laut vernehmen, der von ferne kam.

Izt wanderte mir ein freundlicher Pilger vorüber. Ob er nicht auf seinem Wege Reisenden begegnet wäre, fragt' ich ihn. Er hätte Reisende gesehn in einem Haine, erwiederte der Pilger, sie hätten dort sich vor dem Mittagsstrale unter die Ulmen geflüchtet; ein holdes Mädchen hätte Nahmen in die Bäume geschnitten. Ich wünscht' ihm herzlich für seine frohen Worte frohe Wandertage und eilte fort. Jezt, wo das Thal sich öffnete, sah ich hinaus; da kamen sie!

Diotima warf den Schleier zurük, und eilt' und lächelte mir entgegen, und ich flog hinan. Da bot sie traulich mir die Hand; ich mußt' ihr geschwind erzählen, wie ich jeden Tag indeß gelebt; ich sagt ihr, daß ich früh am Tage, wo sie abgereist, den Hügel

bei San-nicolo besucht, und sie von da gesehen hätt' und gehört, daß ich indeß ihre Harfe gestimmt, und den Gesang gelernt, den sie am Abend, da ich sie zum erstenmale begrüßte, gesungen hätte, daß ich oft nach ihren liebsten Blumen in Notaras Garten gesehn, und ihrer gepflegt; auch hätt' ich aus dem seltnen Buche, das ein Fremder mir geliehn, die Blätter für sie abgeschrieben, die am meisten sie vergnügten – „so warst du ja recht fleißig," sagte Diotima, fuhr dann fort, wie sie meinen Sinn geahndet hätte in jeder Stelle der Insel, die ich ihr beschrieben, wie man so ganz zusammentreffen könne in einem Urteil, einer Freude, gerade da, wo die andern so selten einig wären; man hätt' auch einmal von Delos gesprochen, da hätte sie den Knaben Hyperion vor sich gesehn, wie er mit ihrem Vater so fromm umhergegangen wäre unter den heiligen Ruinen, wie er staunend oben auf dem Cynthus gestanden, und schweigend mit dem Auge nur gefragt; sie hätte dann so herzlich gewünscht, daß sie damals auch mit uns umhergewandert wäre; sie wäre zwar ein unverständig Kind gewesen, doch hätte sie gewiß auch etwas geahndet, weil der Vater so ernst gewesen wäre, und der kleine Gespiele – so und anders dacht' ich mir Diotimas Empfang, und war seelig in meinen kindischen Träumen.

Sechstes Kapitel.

Es wäre gut, wenn die Hoffnung etwas seltner wäre im Gemüthe des Menschen. Er waffnete sich dann zu rechter Zeit gegen die Zukunft.

Der Abend war nun wirklich da, wo ich sie wie-

derſehen ſollte. Ich war auch kaum hinausgegangen, ſo ward ich die Reiſenden in einiger Entfernung gewahr. Diotima grüßte mich auch freundlich, aber die Diotima, von der ich geträumt hatte, war ſie doch nicht. Ihr reiner immerthätiger Geiſt äußerte ſich gegen mich, wie zuvor; aber es ward mir ſchwerer, als ſonſt, auf ſie zu merken; ich war zerſtreut, und hört' oft Augenblike lang kein Wort von allem, was ſie ſprach, und wenn ich lauſchte, ſo war es, weil das arme Weſen trachtete, für ſeine ſterblichen Wünſche ein erfreulich Wörtchen zu erhaſchen. Oft, wenn ſie während ihrer Rede meinen Nahmen nannte, war ich plözlich mit meiner ganzen Seele gegenwärtig; aber mit Schmerzen fühlt' ich bald, daß ihr Geiſt nur einen Augenblik mir nahe geweſen war.

Ich ahndete nun allmälig trübe Tage. Es war jezt oft, als warnte mich etwas, als gieng' ich nicht auf rechtem Wege.

Sie war das einzige, woran mein Leben ſich erhielt, mein Herz hatte ſich nach und nach ſo gewöhnt, daß auch nicht der Schatte in mir war von einer Hoffnung, die ohne ſie beſtanden wäre, und ſie ſchien ſich doch mit jedem Tage mehr von mir zu entfernen. Ich fühlte den ſterbenden Frühling meines Herzens. Der milde Himmel, der es umfangen hatte, und genährt, die ſtille Seeligkeit, die ich gefunden hatte im ſorgloſen Anſchaun der Grazie und Hoheit dieſes ſeltnen Weſens, verſchwand mit jedem Tage merklicher. Mit Todesangſt konnt' ich izt jede Miene und jeden Laut von ihr befragen, ob ſie mich verlaſſen würde; ihr Auge mochte gen Himmel ſich wenden,

oder zur Erde, ich folgt' ihm, als wollte mir mein Leben entfliehn. Ich muß es nur geradezu ſagen, ich war oft ärgerlich über alles Gute und Wahre, wovon ſie ſprach, weil ſie mich darüber zu vergeſſen ſchien. O es iſt mir ſehr begreiflich geworden, wie der Menſch dahin gerathen kann, daß er das Beſte, was wir haben, das edle freie Leben des Geiſtes zu morden ſtrebt in dem Weſen, woran ſein Herz hängt. Es geht mir durch die Seele, wenn ich mir die guten Kinder denke, die ſich das Mein! und Dein! ſo unbedingt, mit ſolcher Entzükung ſagen. Der Misverſtand iſt ſo leicht. Und weh ihnen, wenn ſie ſich misverſtehn!

Solang ich bei ihr war, und ihr begeiſterndes Weſen mich emporhub über alle Armuth der Menſchen, vergaß ich oft auch die Sorgen und Wünſche meines dürftigen Herzens. Aber das dauerte nicht lange. So wie ich zu mir ſelbſt kam, begann auch wieder meine Noth, und je höher und heller ihr Geiſt über mir leuchtete, um ſo brennender fühlt' ich meinen Jammer. Aber tief in mein Innerſtes begrub ich ihn. Es gieng mir, wie den Menſchen, denen die Flamme ihre Kammern verzehrt, und die nicht um Hülfe rufen mögen, aus Schaam und Scheue vor andern. Keine Stelle war mir ſicher genug, um mich der Klage meines Herzens zu entlaſten. Ich erinnere mich nicht eines Worts, das ich über meinen Gram geſprochen hätte. Ich ſah auch nicht, was es mir fruchten könnte, irgend ein Weſen um Hülfe anzuſprechen; ich hatte ja ſchon einmal Troſt in der Welt geſucht, und war ärmer zurükgekommen.

Ich verzehrte mich in verworrenem gewaltſamem

Ringen nach ihr, und mein Wesen mattete sich um so schröklicher ab, je mehr ich meine glühenden Wünsche verbarg.

So kam ich eines Tags zu Diotima. Ich war nicht lange da, so fieng sie an: es hätte jemand einen Dank von ihr zu fordern, es wär' ihr gestern eingefallen, daß sie ihrer Harfe so ganz vergäße, sie hätte sie hervorgehohlt, ihren Misklang, so gut sie könnte, zu mildern, und sie ganz wohllautend gefunden.

Der Himmel weis, wie viel ich mir unter dem versprochenen Danke dachte.

Ich hätte sie gestimmt, rief ich, und wußte mir kaum zu helfen in meiner Freude, ich hätte nichts besseres zu thun gewußt für meine Freundin, solange sie verreist gewesen wäre. Auch fiele mir eben ein, daß ich damals einiges für sie abgeschrieben hätte; ich wüßte nicht, wie es gekommen wäre, daß ich nicht eher daran gedacht hätte – ich lief sogleich fort, die Papiere zu hohlen; ich konnte kaum sie finden in meiner freudigen Eile; „o einen Dank von dir, herrliches Wesen!" rief ich, und seegnete mit Thränen meine Schmerzenstage, um meiner neuen Hoffnung willen!

Sie bat mich, wie ich zurük war, ihr das geschriebne vorzulesen, freute sich innig über die goldnen Stellen, und sprach darüber ungewöhnlich heiter und lebendig. Anfangs, so lange noch die süße Erwartung sich in mir regte, stimmt' ich mit allem Feuer des seeligen Herzens in ihre frohen Töne ein, doch wie sie endlich so lange mit dem Danke zögerte, da verstummt' ich freilich; es war etwas in meiner Betrübniß, wovon

bisher keine Spur in mir erſchienen war; ich möchte faſt ſagen, es ſei Bitterkeit geweſen.

Mit einer ſonderbaren Gelaſſenheit ſchied ich, als ich endlich zu gehen genötigt war. Ich hörte kaum darauf, als ſie mir noch nachrief: „Ich danke dir, Hyperion!"

Ich kam nun immer ſeltner hin; blieb endlich ganz weg. Eine Todtenſtille, die ich kaum an mir begreife, war allmälig über mich gekommen. Ich lebte ſo hin, mit halbem Bewußtſeyn, ich ſuchte nichts mehr, ich half mir fort von einem Tage zum andern, ſo gut ich konnte; ich achtete nichts, war mir ſelbſt nichts mehr, trachtete auch nicht, andern etwas zu ſeyn.

Um dieſe Zeit begegnete mir, da ich ſo in meiner Finſterniß draußen herumirrte, Notara mit ſeiner Mutter und einigen andern. Er beſchwerte ſich über meine Eingezogenheit; ich ſagt' ihm, daß ich ſein Haus nicht hätte mit der böſen Laune plagen mögen, die mich ſeit einiger Zeit heimgeſucht hätte, und wagt' es, zu fragen, wo denn Diotima wäre? – Sie ſei zu Hauße, rief die Mutter, die fromme Tochter ſchreibe an ihren Vater.

Es war traurig, wie die unſchuldigen Worte mich aus meiner Dumpfheit wekten. Jezt muſt du hin! rief es augenbliklich in mir, und Feuer und Schreken wechſelten in meinem verwilderten Herzen. Zitternd, gedankenlos gieng ich vorüber an ihrem Fenſter – nein! nein! du geheſt nicht hinauf, dacht' ich, und taumelte fort nach Hauße, und ſchloß die Thüre ab. Aber wo ich hinſah, war ihr Bild, und alle die freundlichen Worte, die ich einſt gehört hatte von ihr, um-

tönten mich. — Was willſt du von mir, rief ich vor mich hin? was ſtörſt du meine Ruhe? — Ich war, wie ein zürnender Geiſt, den die Stimme des Beſchwörers aus ſeinem Grabe zwang. Verzeih es mir die Gute! ich fluchte der Stunde, wo ich ſie fand, und raſt' im Geiſte gegen das himmliſche Geſchöpf, daß es mich nur darum in's Leben gewekt hätte, um mich wieder niederzudrüken mit ſeinem Stolze. Wie eine lange entſezliche Wüſte lag die Vergangenheit da vor mir, und wütend vertilgt' ich jeden Reſt von dem, was einſt mein Herz gelabt hatte und erhoben. Ich muß dir danken, dacht' ich, ich bettelte vor deiner Thüre, und du nährteſt mich mit Broſamen. Wer will es dir verargen, daß du das Beſte für dich behieltſt? Was ſollteſt du auch dich an ein Geſchöpf verſchwenden, das kaum des Rettens werth war? Nein! du haſt keine Schuld auf dir. Ich war ja zertrümmert, zertreten von den andern, eh' ich zu dir kam. Da war nichts mehr zu verderben, nichts mehr gut zu machen! Aber es iſt doch wahrlich auch ein grauſames Erbarmen, das Weſen, das der langen Ruhe ſchon nah iſt, mit einer Balſamtropfe zu weken, daß es zwiefach ſtirbt! — Ich danke nun dafür; ich wollte, du hätteſt dich nie bemüht. Nein! ſie hat nicht gut an mir gehandelt. Sie iſt, wie alle. Die andern begannen, und ſie hat's vollendet — meiſterlich! — Ich erſchrak endlich doch über meine Läſterungen. Die reinen Melodien ihres Herzens, die ſie mir oft auf Augenblike mitgetheilt hatte durch Red' und Miene, daß mir's ward, als wandelt' ich wieder im verlaſſenen Paradieſe der Kindheit, ihre fromme Scheue, nichts zu entweihen durch übermüthigen

Scherz oder Ernſt, wenn es nur ferne verwandt war mit Schönem und Gutem, ihre abſichtloſe Güte, ihr Geiſt mit ſeinen hohen Idealen, woran ihre ſtille Liebe ſo einzig hieng, daß ſie nichts ſuchte, und nichts fürchtete in der Welt, alle die lieben ſeelenvollen Abende, die ich zugebracht hatte mit ihr, jeder Reiz ihrer Bewegung, die, wo ſie ſtand und gieng, nur ſie – das edle, unbefangne, ſtille Gemüth – bezeichnete, das alles und mehr, ihr ganzes himmliſches Weſen, gieng wieder auf mir, wie der Boge des Friedens nach Gewittern. – Und dieſer Einzigen zürnſt du? ſagt' ich mir; und warum? weil ſie nicht verarmt iſt, wie du, weil ſie den Himmel noch im Herzen trägt, nicht eines andern Weſens, nicht fremden Reichtums bedarf, um die verödete Stelle auszufüllen, weil ſie nicht unterzugehen fürchten kann, wie du, um ſich mit dieſer Todesangſt an ein andres zu hängen; ach! gerade das göttlichſte an ihr, dieſe Ruhe, dieſe himmliſche Genügſamkeit haſt du geläſtert, die Unſchuld haſt du um ihr Paradies beneidet; und mit einem ſo zerrütteten Geſchöpfe ſollte ſie ſich befaſſen? muß ſie dich nicht fliehen? o warnt, ihr guten Geiſter! warnt ſie vor dieſem Gefallenen! –

Ich hätte nun gerne alle Laſt des Lebens über mich genommen, um mein Unrecht gut zu machen. Nun war es mir nicht mehr um mich zu thun. Ich hätte nun keinen Dank begehrt, für die Tugend eines Halbgotts! Ich wollte nun ganz werden, wie ſie, um ihretwillen! um ihr mit tauſendfacher Freude zu vergüten, was ich ihr zu Laide gethan!

Ich wollte mich überhaupt einmal herausarbeiten

aus meiner Nichtigkeit. Ich ſah mit Begeiſterung hinaus auf mein künftig Leben. Es war mir, als hätte ſchon izt ein heilig Feuer mich geläutert, und meine Schlaken weggetilgt auf ewig. „O Diotima! Diotima!" rief ich, „wenn ich einſt vor dir ſtehe, wie ein neuer Menſch, im Siegsgefühle, wenn es da iſt, was ich einſt als Knabe träumte – und es muß kommen, es muß – ſo wahr ein göttlich Weſen des Menſchen Bruſt bewegt! – wenn du dann in deiner reinen Freude mich begrüßeſt, und denkſt, es hätte doch ein guter Funke geſchlummert in dem ärmlichen Geſchöpfe – dann will ich dir ganz bekennen, wie klein, wie arm ich war, und du wirſt nicht zürnen, daß der Schmerz zum Manne mich ſchmiedete.

Ich glaubte, nun endlich auf dem rechten Wege zu ſeyn. Ich war es nicht. Indeß brachte mich doch dieſer neue Stoß wieder in's Leben. Ich war doch aus der trägen Reſignation heraus, wo man nichts mehr will, und nichts mehr achtet, aus der Todtenruhe, die bei allem Scheine von Weisheit, womit ſie von den Faigen geprediget wird, gewis das nichtswürdigſte iſt, worein der Menſch gerathen kan. Entſchuldige ſich keiner, ihn habe die Welt gemordet! Er ſelbſt iſts, der ſich mordete! in jedem Falle! –

Nun erſt fiel mir Diotimas Vater wieder ein. Ich ſchrieb ihm: Du haſt meiner gedacht, edler Geiſt! ich denke deiner, jezt, ...

. . . .

4) [Die Lowell-Faſſung]

. . . .
ſich unter Zelten zum lieblichen Mahle und pries und freute ſich hoch, daß keiner ſich verirrt hätte in den Labyrinthen des Ronnecatanzes.

Ich konnte mich ſelbſt nicht ſehn, wie ich ſo daſtand unter den lieblichen Spielen, als könnt' ich die Freude nicht leiden; mein Herz gönnte ſie ihnen ſo gerne; nur theilen konnt' es ſie nicht, ach! es mußte ſo viel finden, wenn ihm geholfen werden ſollte.

Ich gieng; aber nach Hauſe konnt' ich noch nicht.

An den Hügeln, worauf wir wohnten, lag ein Wald von herrlichen Ulmen. Ich hatte ſie den Morgen vom Fenſter aus liebgewonnen, hatte mir manche Ruheſtunde geweisſagt, manchen friedlichen Traum in den ſtillen ſicheren Schatten.

Mir war jezt, als wandelt' ich in einem Heiligtum unter den hohen freundlichen Bäumen. Ich ſah zurük auf die vergangnen Tage, auf den heutigen, ich rief die abgeſchiednen Stunden aus ihrem Grabe und befragte ſie über die Zukunft. Es war, als antworteten ſie; aber geheimnißvoll, und ich wußt es nicht zu deuten, wußte nicht, ob ſie mich nach Elyſium wieſen oder ſonſt wohin.

Ach! rief ich, daß der Menſch um Mittag fragen muß, wie es mit ihm ſeyn wird um den Abend; und wie ich wieder aufblikte und mein Auge durch die dunkeln Zweige drang – o Himmel! was ſah ich? wo war ich? –

Ich möchte ſprechen können, mein Bellarmin!

möchte gerne mit Ruhe dir ſchreiben, aber es iſt umſonſt! –

Zwar konnt' ich doch lange genug davon ſchweigen, konnte oft mich halten, wenn unter den andern Erinnerungen dieſe mich ergriff; ſiehe nur hin! du wirſt tobende Thränen finden auf mancher unbedeutenden Seite, ſie gehören hieher; ich troknete ſie und ſchrieb von andern Dingen – das konnt' ich; ſo ſollt' ich auch ſprechen können – ſprechen? o ich bin ein Laie in der Freude! ich will ſprechen! – Wohnt doch die Stille im Lande der Seeligen. Ja! über den Sternen vergißt das Herz ſeine Noth und ſeine Sprache. –

(Daß mir noch Einmal werden ſollte, wie damals! O jezt, jezt war mir ſo! –

Es iſt vorüber. Ich bin nun wieder ein Kind der Zeit. Ich weiß es und ſage mit Weinen: es giebt eine Vergangenheit!)

Ach! noch jezt iſt ſie vor mir, wie damals, die Einzige, Herrliche; heilig und hold, wie eine Prieſterin der Liebe ſchwebt ſie vor mir noch jezt; ſie ſaß; ein Buch lag vor ihr aufgeſchlagen; über ihr bebten die Zweige, wiegten ſich in der Luft, wo ihr Othem ſich regte, berührten leiſe ihre Loken, und wie Wölkchen um's Morgenlicht, wallt' im Frühlingswinde der dunkle Schleier um ihre Stirne. Ruhig und ſeelig lächelte ſie herab, zu den Blumen, die um ſie verſammelt waren, aber über dem Lächeln throhnte, mit eines Gottes Majeſtät, ein Auge – o ich bitte dich, denke, ich habe dir nichts von ihr geſagt! ich bitte dich, frage dich nicht, wie war ſie? verſuch es nicht, dir ein Bild von ihr zu machen! – – Doch giebt es ja Stunden, wo

dem trunknen Geiste das Beste und Schönste, wie in Wolken, gegenwärtig ist, und die Liebe frolokend in dem Schoos der Vollendung sich begräbt; da da denke dieses Wesens, da beuge die Knie mit mir und denke meiner Seeligkeit! aber vergiß nicht, daß ich hatte, was du ahndest, daß ich mit diesen Augen sah, was dir nur, wie in Wolken, erscheint.

Lieber! Theurer! Treuer! ich möchte dir's gerne gönnen, möchte so gerne dir mittheilen, was in mir ist, aber ich fühle, mir sind die Hände gebunden. Ich trage den Himmel in mir; aber er ist verschlossen für die andern.

Daß die Menschen so oft sich einbilden können, sie freuen sich! O glaubt, ihr habt von Freude noch nichts geahndet, euch ist der Schatten ihres Schattens nicht erschienen! O geht und sprecht vom blauen Aether nicht, ihr Blinden! –

Ja! wenn euch der Othem süßer Blüthen umfängt, und ihr seelig und trunken hinschlummert unter den Sträuchen, wenn um euch ein himmlisch Saitenspiel rauscht, wie ein Regen, wenn ihm das Herz der Erde sich öffnet, wenn die goldne Fluth des Morgenroths euch überschwemmt und ihr euch verliert, untergehet in den Woogen des Himmels, da könnt' ihr sagen, daß ihr den Schatten habt, den Nachhall meiner Freude. –

Daß man werden kann, wie die Kinder, daß noch die goldne Zeit der Unschuld wiederkehrt, die Zeit des Friedens und der Freiheit, daß doch Eine Freude ist, Eine Ruhestätte auf Erden! – Ist der Mensch nicht veraltert, verwelkt, ist er nicht, wie ein abgefallen Blatt, das seinen Stam nicht wieder findet und umher-

gescheucht wird von den Winden, bis es der Sand begräbt? Und dennoch kehrt sein Frühling wieder! — O weint nicht, wenn das Treflichste verblüht! bald wird es auferstehen! Trauert nicht, wenn eures Herzens Melodie verstummt! bald findet eine Hand sich wieder, es zu stimmen.

. . . .

Ich scheide heute von Salamis. Ich will nach Kalaurea hinüber, will auch nach Tina. Es ist sonderbar, aber ich muß dahin. Wir können das nicht lassen, unsre Begegnisse uns vors Auge zu halten; der Gefangene tastet zur Kurzweil im Dunkel umher, und sieht, wie weit sein Kerker ist, das Kind spielt mit der Wunde, die es sich stieß, der Kranke unterhält sich mit seiner Krankengeschichte, der Schiffbrüchige mit dem Sturme, worinn er gescheitert, und ich bin kaum auf festeren Füßen, so muß ich fort, und sehen mit eignen Augen, was mir widerfahren ist, seitdem ich weg bin. Wofür? Ich werd' es nicht aushalten, ich werde meine gewonnene Ruhe muthwillig zerreißen; und thue es doch? O es ist ein Meer von Übermuth in uns! Übermuth? Verzeih' mir Gott den schaalen Gedanken! Liebe ists, mein Bellarmin! Wir sind zu innig verknüpft mit allem, was um unser Herz sich regt, wir trinken an den Brüsten des Schiksaals, auch wenn sie Wermuth nimmt, um uns von ihnen zu entwöhnen.

Es kömmt mich schwer an, diese Insel zu verlassen. Ich habe sie sehr lieb gewonnen. Ich möcht' ihr einen Nahmen geben. Insel der Ruhe möcht' ich sie

nennen. Doch kann ich wenig dir von ihr erzählen. Ich gieng ſo, Tag für Tag, herum auf ihren graſigen Pfaden, und ſah, ob diß und jenes Feld gedeihe, das ich in Schuz genommen, als wär' es mein, ob da und dort die kleinen ſauren Pflaumen und Pfirſiche milder würden und größer, zählte die Trauben am Stoke, und pflükte mir Beere an den Heken und wilde Pflanzen am Wege. Derlei Geſchäffte trieb ich meiſt den Sommer über.

Aber meine Gedanken ſind wunderbar unter dieſen Spielen gereifft, und meine Seele iſt im Müßiggange größer geworden.

Es kommt mich ſchwer an, dieſe Inſel zu verlaſſen, und ich ſehe mit wehmütiger Freude das unſchuldige Leben dieſer Thale und Hügel. Es iſt, als ſollt' ich noch mein Abſchiedsmahl genießen.

Reifer grünt die verbrannte Wieſe noch Einmal auf im kühlen Reegen des Spätjahrs, und die Zeitloſen blühen im dunkeln und ſchönen Graſe, und auf den Stoppeläkern weiden die Schaafe, und die Zugvögel verſammeln ſich lärmend in dem abgeerndteten Weinberg, ſchreyen und ſchiken zur Reiſe ſich an. Lieblich mild ſind izt die Spiele der Wolken; und die Sonne lächelt in ihrer ewigen Ruhe dazwiſchen, und die Menſchen ſizen vergnügt in der (verſchloſſenen) Hütte und freuen ſich der geſunden Früchte des Jahrs, wie die Bienen des geſammelten Honigs, (und nur der Jäger [durch]ſtreift noch mit ſchönen Hunden den Wald.) Auch die Schiffe kommen nach Haus, und die Maſte ruhen im Hafen.

Ich frage nicht, ob ich nicht anderswo diß all ſo

gut gefunden hätt', wie in Salamis. Es ist unverzeihlich altklug, wenn ein Freund uns Ruhe giebt mit seinem stillen Gespräche, dann noch hinterherzusagen, derlei könne man überall haben. Und ich weiß nicht, Salamis hat doch eigene Reize, und die Gefährten des Ajax hatten Recht, im Vaterlandsweh auf der fernen Küste zu rufen:

„Voll Ruhms, voll guten Geistes, o Salamis!
Draußen schwimst du von Meereswoogen umrauscht!“

. . . .

. . . .

gemacht; du weist, ich konnte sie nirgends lernen, die süßen Bitten der Liebe, ihre freundlichen mächtigen Töne; aber sieh' in mein Herz! gewiß, Hyperion, du findst kein Falsch in ihm! und du verlässest es, du wirfst es in den Koth?“

„Komme mit mir!“

„Bleibe, bleibe! Ein Wort, ein einzig Wort hat dich von uns getrieben. Prüfe wenigstens! Was fürchtest du? will Einer dein Verderben? Ich wollt' ihn treffen! beim ewigen Gott! und wenn er mein Bruder wäre, wollt' ich ihn –“

„Laß das,“ fiel ich ein, „ich bleibe nun einmal nicht!“

„Du must!“

„Du wirst mir doch nicht Gewalt anthun?“

„O ich habe ein Recht dazu!“ rief er wüthend, „ein herrlich Vorrecht hab' ich! Wer keine Hand hat, hilft sich mit den Zähnen. Ich bin ja nicht gemacht, geliebt zu werden, o ich seh' es nun! das ist meine Sache

nicht; ich bin verſtoßen aus dem Reiche ſolcher Freuden – aber zwingen kann ich! Morden kann ich auch!“

„Wer weiß? du könnteſt ſogar den Auftrag haben!“

„Das wüßt' ich nicht, mein Freund! aber ſieh! das weiß ich –“ Er hielt inne; wir ſtanden am Rande eines Felſen, und neben uns lag tief unten das Meer; einen ſchnellen fürchterlichen Blik warf er hinab und wieder auf mich – „das weiß ich,“ rief er, „eher wanderſt du da hinunter als nach Tina!“ und ſchlug die Arme um mich.

„Raſender!“ ſchrie ich, und ſtieß ihn von mir.

In eben dem Augenblike erhub ſich hinter uns Geſchrei und Getümmel. Es waren die Schiffer, mit denen mein Diener kam nebſt andern, die ihr Tagwerk zum Hafen trieb.

„Geh!“ rief ich dem Adamas zu, „geh! meine Leute ſind da! es wäre nicht gut, wenn ein Lärm aus der Sache entſtünde.“

„Du haſt Recht!“ verſezt' er kalt, wandte mir den Rüken, und verſchwand in die benachbarten Wälder.

So ſchied ich von Smyrna, von allen meinen Wünſchen und Hofnungen.

Meines Frühlings Ende war gekommen, ehe er noch da war. Es war ein traurig Ende. Ich beweint' es nicht einmal, ich ſah der ſchwindenden Jugend nach, wie man der Leiche eines Kinderloſen nachſieht, und meine guten Sterne giengen unter, wie die Sterne des Himmels über verödeten Wüſten, wo kein Auge nach ihnen fragt.

Mit kaltem Herzen ſagt' ich allem, was ich gekannt hatte, und geliebt, ein Lebewohl.

Adamas war mir nichts mehr. Ich konnte nicht einen Augenblik an ihn denken.

So gieng ich, ſagte mir, ich hätte nichts verloren, und hatte doch alles verloren – meinen Glauben.

Vertraue dir, ſagt' ich mir, erhalte dich dir! und laß das übrige ſeinen Gang gehen.

Das Schiff war ſegelfertig. Wir ſtiegen ein, und in zwei Tagen waren wir in Tina.

. . . .

. . . .

ſezte ſie gutmüthig hinzu, und wurde über und über roth.

Ich war ſicher, daß das Kind keiner Seele wehe thun wollte, und doch gieng das Wort mir durch die Seele wie ein Schwerd. Aber ich zwang mich wieder und gab dann auch ein Gleichniß, das zum Lachen war. –

Ich fühlte mich abgemattet, wie ich mich ſchlafen legte, ſchlief auch bald. Aber des andern Tages mußt' ich büßen, was ich an mir geſündiget hatte.

Lieber! bewahre dich dein guter Geiſt vor ſolchen Tagen! Haſt du nie einen Unglüklichen geſeh'n, dem die Flamme ſein Haus verwüſtete, wie er daſtand vor ſeinem Aſchenhauffen und hinſah, als betrachtete er etwas, wo er doch nichts betrachtete? So brütet' ich jezt über mir ſelber, ſo ſah' ich den Tod meines Herzens an.

Es giebt ein Vergeſſen alles Daſeyns, ein Verſtummen unſers Weſens, wo uns iſt, als hätten wir alles gefunden; es giebt aber auch ein Verſtummen, ein Vergeſſen des Daſeyns, wo uns iſt, als hätten wir alles verloren,

eine Nacht unſerer Seele, wo kein Schimmer eines Sterns, wo nicht einmal ein faules Holz uns leuchtet.

Der Ajax des Sophokles lag vor mir aufgeſchlagen. Zufällig ſah' ich hinein, traf auf die Stelle, wo der Heroë Abſchied nimmt von den Strömen und Grotten und Hainen am Meere – ihr habt mich lange behalten, ſagt er, nun aber, nun athm' ich nimmer Lebensothem unter euch! Ihr nachbarlichen Waſſer des Skamanders, die ihr ſo freundlich die Argiver empfiengt, ihr werdet nimmer mich ſehen! – Hier lieg' ich ruhmlos!

Ich ſchauderte; eine Thräne fühlt' ich wohl auch im Auge; aber ſie vertroknete ſchnell, wie eine Tropfe auf glühendem Eiſen.

Mein guter Diener trat herein; treuherzig ſah' er eine Weile mich an; „ihr habt ein übel Gemüth in Smyrna gehohlt,“ rief er endlich bewegt.

„Meinſt du, das komme von Smyrna?“ fragt' ich.

„Ja, das mein' ich. Weiß Gott, was euch alles widerfahren ſeyn mag! Freilich denk' ich auch manchmal, ihr könntet wohl die Sachen etwas leichter nehmen.“

Das „leicht nehmen“ war nun laider! meine Antipathie, beſonders ließ ich mir's nicht gerne zumuthen und ſo ſucht' ich, ſo ſanft, wie möglich, ihn von dieſer Stelle wegzurüken.

„Wie geht denn dir's?“ fragt' ich. „Gut,“ rief er, „mir iſt ſo wohl, wie einem Vogel in der Luft, ſeit ich wieder hier bin.“ „Hatteſt du unſer Heimweh?“ fragt' ich. „Das könnt' ich eben nicht ſagen. Ich grämte mich nicht, wie ich weg war, aber doch gefällt mir's beſſer, daß ich da bin. Ein dummes Leben war's doch immer da drüben. Die Leute thun, als gehörten ſie

gar nicht zuſammen. Hier hab' ich meinen Vater und meinen Bruder –" „Wie lebten ſie, ſeit du weg warſt?" „Wie es eben kömmt! Die Hungersnoth hat freilich auch den Tinioten wehe gethan."

„Das glaub' ich!" rief ich; „Und ſeht, lieber Herr!" fuhr er fort, „das war's nicht allein, daß man wenig hatte, ſondern das war's, daß kein Seegen in dem war, was man noch hatte." „Wie meinſt du das?" fragt' ich.

„Lieber Gott!" rief er, „da ißt man eben mit Bekümmerniß und Sorge, und da hat man keinen Glauben mehr an Gottes Gaabe, und da ſättigt nichts, gar nichts und wenn ſonſt alles genug dran hatte."

Er ſah, daß ich betroffen war.

„Drum iſt auch", fuhr er fort, „mein einfältig Gebet: Lieber Gott, erhalt' mich gutes Muths! In der Kirche komm' ich ſelten dazu; denn da betet man andre Dinge und gelehrter; aber wenn's zuweilen herbe Tage giebt und es will mir werden, als gäb' es nicht auch gute, und wenn ich ein ſcheel Geſicht machen will zum Waizen, wie zum Unkraut, und den Brunnen gar einſchlagen, weil er nicht immer Waſſer giebt – ſeht! da bet' ich's, und da hab' ich ſchon oft erfahren, wie viel einem das Wenige werden kann, das man mit Wohlgefallen annimmt, wie es einen ſtärkt und einem das Herz dabei aufgeht – o lieber Herr! ſagt, was ihr wollt! Das Leben iſt doch ſchön."

„Geh, guter Stephani"! rief ich, „geh! ich kann dir jezt nicht antworten." Er gieng. Der Menſch hatte mich wehmüthig gemacht. Ach! es war ſo leicht, mich zu entwaffnen, mit der Welt mich auszuſöhnen. Mein Herz hatte ſich ſelbſt genug geſträubt gegen

den gewaltſamen Zuſtand, den ich ihm aufgedrungen hatte. Wer warſt du denn, ſagt' ich mir, daß du ſo viel erwarten, wo ſiegteſt du denn, daß du ſo ſtolz nach Beute fragen durfteſt? Wer hat, dem wird gegeben, und wer nichts in ſich iſt, der helfe ſich mit Wenigem. O mein Bellarmin! was thut der Menſch nicht, um lieben zu können? um lieben zu können, ſezte mein Herz ſich ſelbſt herunter, um an den Broſamen mich zu freu'n, ſagt' ich mir, daß man den Kindern des Hauſes nicht das Brod nehme und gebe es den Knechten! O laß mich weinen! Denn hier darf ich's. Dahin hatten mich die Menſchen gebracht, das hatt' ich ihnen zu danken, daß ich mich endlich beredete, ich ſey, wie ſie, um vorlieb mit ihnen zu nehmen, daß ich mir nahm, was ich ihnen nicht zuſezen, daß ich mich niederdrükte, weil ich ſie nicht erheben konnte! Sage mir nicht, ich ſpreche ſtolz! Ich ſage wenig genug, wenn ich ſage: ich war beſſer, wie ſie!

Und ſo nahm ich denn einmal vorlieb, war nun wirklich geſellig, lau, ohne Sinn und Seele, wie ſie, legte oft faſt einen Werth darein, ſo zu ſeyn; wie ſollt' ich nicht? es hatte mich ja Überwindung, Aufopferung gekoſtet!

Meine Plane gab ich allmählig auch auf. Du verkannteſt deine Beſtimmung, ſagt' ich mir, die ſonderbaren Zufälle deiner frühern Jahre trieben dich aus deinem Kreiſe heraus, und es iſt Zeit, daß du in deine Gränzen zurüktritſt!

Wollt' ich zuweilen auffahren, als wär' es Mishandlung, die ich an mir verübte, ſo ſchlug ich mich gewöhn-

lich mit der Frage nieder, was biſt du denn, um mehr zu fordern? Trauert' ich über das, was jezt mich beſchäfftigte, ſo ſagt' ich mir, daß ich ja dazu kaum taugte, und wirklich benahm ich mich dabei ſehr ſchwerfällig. Oft konnt' es freilich kommen, daß mich mitten unter den Fröhlichen ein Weh überfiel, daß ich forteilte und mich verbarg, wo ich doch nicht zu erröthen brauchte, ach! da, wo das Seufzen, wo die Thräne der entwürdigten Natur nur die friedlichen Bäume des Walds und die ſtillen Pflanzen zu Zeugen hatte; aber gerade darüber demüthigte ich mich nur um ſo mehr, daran ſchämte ich mich am meiſten. Der Tod des Lebens, den ihr „geſezt ſeyn" nennt, der war mein edles Ideal geworden; denn, ſagt' ich äußerſt weiſe, ein Weſen, das ſich leicht bewegt, kann leicht zur Unzeit, leicht über die gemeſſne Gränze ſich bewegen, und wo viele Kräfte ſind, da giebts leicht Anarchie, da iſt die Ordnung wenigſtens ein ſelten Beiſpiel; deswegen iſt es beſſer, wenn der Menſch nur eine kleine Doſe Willen, und noch weniger Empfänglichkeit beſizt, – ach! und daran dacht' ich nimmer, daß nur der Friede des Lebendigen, die Einigkeit der ungeſchwächten Kräfte Ordnung, Gottes Ordnung, und daß die heilige Flamme des Altars kein freſſend Feuer iſt – o Bellarmin! Dein Freund war tief geſunken! – Freilich wacht' ich oft auf und ſchalt mich einen Mörder, einen Raſenden, der ſich ſelbſt verſtümmle, aber das nahm ich dann für böſe Laune, nannt' es oft ein fieberhaft, unzeitig Gähren und mistraute mir nur um ſo mehr.

Seit kurzem war der Sohn meines Pflegevaters aus Paros herübergekommen, wo er noch nicht lange eta-

blirt war. Er war einige Jahre älter, als ich, hatte die Welt gesehn und Erfahrungen gemacht; er war etwas vielseitig, behandelte alles mit Schonung, wußte jedem Dinge einen Werth zu geben, gegen mich besonders war er äußerst duldsam und gefällig, ich nahm auch etwas mehr, als gewöhnliches Interesse an ihm, und wir hießen uns bald Freunde. Ich hatte doch etwas an ihm, und wollt' ich mich ja ein wenig entfernen, in einem Anfall von Ungenugsamkeit, so zog er mich immer wieder an sich. Ich lebte wirklich halb wieder auf in der Gegenwart dieses Menschen, ich sagt' ihm auch oft, er verwöhne, verzärtle mich, man überhebe sich so gerne seiner Schwachheit. Nicht, daß er mich gerade gehalten hätte, wie die wunderlichen Kranken und zu allem ja! gesagt; dazu war seine Gefälligkeit nicht schülermäßig genug, dazu war ich ihm doch wohl auch zu gut; er tadelte mich, aber sein Tadel berührte die Saite kaum; er widersezte sich mir, aber nur, um mich gegen mich selbst zu vertheidigen; er war oft etwas karg mit sich, aber nur, um sich gewinnen, verschlossen, aber nur, um sich aufschließen zu lassen und wenn ich ihm das vorhielt, so konnt' er mir sagen; es könne niemand für sich selber, er sey eben so gemacht, und möchte nicht anders seyn, denn darinn bestehe der ganze Reiz des Lebens, daß man zusammen Verstekens spiele. – Er bestritt mich oft gerade in meinen entschiedensten Überzeugungen, aber mit Freundlichkeit und Bedacht, und wie es schien, mehr um das Gespräch zu beleben, mehr zum Versuche, was wohl aus dem Für und Wider sich ergeben möchte, als in strengem Ernste, und ich verglich uns

einmal in einer heitern Stunde mit den jungen Lämmern, die ſich ſcherzend einander an die Stirne ſtießen, vieleicht um ineinander das Lebensgefühl zu weken. Er hingegen konnte mir darüber ſagen, es wäre recht gut, wenn meinesgleichen zuweilen einen fänden, der ihnen ein wenig wehe thue, der ſie im kleinen Kriege übe, denn wir möchten immer gerne nur großen Krieg, wo Himmel und Hölle aneinander, oder einen Frieden, der wie der Friede der Umarmung wäre, gänzliche Vereinigung oder gänzliche Scheidung, und das Hälftige ſey doch eben einmal das, wofür wir Menſchenkinder da wären. Sezt' ich ihm entgegen, daß er ſich in mir irre, daß er für Karakter nehme, was doch nur ein Überreſt zufälliger Verirrung wäre, ſo lacht' er herzlich und ſagte: daran könn' ich gerade erkennen, daß ich einer von denen wäre, die den kleinen Krieg nicht leiden könnten, daß ich lieber mein Eigenſtes verläugne, um mich andern gleich zu ſezen, als daß ich etwas Widerwärtiges ertrage, an dem doch nicht die ganze Kraft ſich meſſen könnte. „O ihr ſeyd ſonderbare Geſchöpfe!“ rief er, „verzärtelt, wie die kranken Kinder und heroiſch, wie die Rieſen; Nadelſtiche könnten euch zur Deſperation bringen und einer Megäre gegenüber wäre vieleicht euch wohl. Ihr habt Vernunft, aber keinen Verſtand, Muth, aber keine Geduld; doch könnt' ihr lernen, was ihr nicht habt, aber ihr lernt ſehr ungern, wenn ich nicht irre, und das kommt daher, weil euch zu wohl iſt, bei dem, was ſich nicht lernt.“

Im Allgemeinen verſtand ich das, aber anwenden konnt' ich es nicht wohl.

Nach und nach wagt' ich mich wieder heraus aus der Gefangenſchaft, der Unterdrükung, in der ich mich erhalten hatte, aber eine geheime Scheue, etwas Ängſtiges, das mir zuvor ganz fremd geweſen war, konnt' ich mir nicht verbergen. Ach! einſt hielt ich mein Herz ſo offen und unbeſorgt der Welt entgegen! – Auch war es nie ſo leicht verwundbar geweſen, wie jezt, aber auch nie ſo ſeelig!

O es war ein himmliſch Ahnden, womit ich jezt den kommenden Frühling wieder grüßte! wie fernher in ſchweigender Luft, wenn alles ſchläft, das Saitenſpiel der Geliebten, ſo umfiengen mir ſeine leiſen Laute die Bruſt, wie von Elyſium herüber vernahm ich ſeine Grüße, ſeine Zukunft, wenn die todten Zweige ſich regten und ein lindes Wehen meine Wange berührte – O Himmel meines Joniens! ſo war ich nie an dir gehangen, aber ſo ähnlich war dir auch nie mein Herz geweſen, wie jezt, in ſeinen heitern zärtlichen Spielen!

Aber auch diß gieng vorüber.

Einſt ſaß ich mit dem Freunde von Paros und mit einigen andern zuſammen. Es war ein alter Bekannter von einer langen Fahrt zurükgekommen, und wir feierten das fröhliche Wiederſehn. Alle waren inniger, wie ſonſt, auch ich wurde warm und ſprach ungewöhnlich viel. Die Freude jugendlicher Verbrüderung füllte mich ſo ganz. „O man lebt doch nicht umſonſt, ihr Lieben!“ rief ich in meines Herzens Trunkenheit und ſtrekte die Hand aus über dem Tiſche und jeder bot die ſeinige dar. Wir erinnerten uns an manche liebe kindiſche Geſchichte, und wie wir unſere frühern Jahre unter Streit und Freundſchaft genoſſen hätten,

wie man ſich ändern könne und doch immer noch die alte Anhänglichkeit aneinander behalte — die Freundſchaft ſei ein wunderbar Geſchenk der Natur — man könne wohl ihr Leben in Begriffen aufbewahren und von ihren Pflichten ſprechen, aber ihr Eigenſtes laſſe ſich doch nicht machen, ſondern müſſe ſich geben, ſei ein Kind des guten Schikſaals, gediegen Gold und nicht erarbeitet — ſo ſprachen wir lange fort; ſchwiegen endlich; es war ein erfreulich Schweigen; „öffne geſchwinde die Fenſter," rief ich einem, der gegen mir über ſaß, jezt zu; „was haſt du, Hyperion?" fragt' ein andrer. „Dort gehn die Dioskuren am Meer' herauf!" rief ich freudig. Zufällig ſah' ich einen Augenblik drauf in den Spiegel; ich glaubte drinn ein zweideutig Lächeln an Notara zu bemerken. Betroffen blikt' ich um mich und es war mir, als fänden ſich auch auf andern Geſichtern ſolche Spuren. Das war mir ein Dolch in's Herz. Ich glaubte mein Heiligſtes verunehrt, meine beſte Freude verlacht, von meinem lezten Freunde mein Innerſtes verſpottet. Ich ſprang auf und eilte fort.

Wunderſt du dich, mein Bellarmin! daß ich eine ungewiſſe Miene ſo tief empfand? Was wirſt du denken, wenn ich dir ſage, daß es nicht nur eine böſe Stunde war, ein vorübergehender Unmuth, eine Erſchütterung, die meinetwegen oft geſund ſeyn kann — wollte Gott! es wäre dabei geblieben! — Aber ſieh! es war auch nicht dieſe Miene allein. All' die Täuſchungen, die mir das Herz zerriſſen, all' die Schlechtigkeiten, die mich empört, ſeit ich unter die Menſchen getreten war mit meinen Hoffnungen, alle Beleidigungen meiner

Liebe, ach! jeder elende Scherz, womit man ſich an meinen kleinen Unaufmerkſamkeiten gerächt, jede gemeine Misdeutung, womit man meine unbefangenen innigen Äußerungen lächerlich gemacht, jede Falſchheit, womit man mein Verlangen, mein Vertrauen nachgeäfft hatte, – alle die knechtiſche Tüke, womit man ſich ſchadlos hält für ſeine Demuth, alle die bäuriſchen Anmaßungen, womit man der anſpruchloſen friedlichen Seele ſich aufdringt, aller Schmuz der Geſellſchaft, alles, was ich verziehen hatte und nicht verziehen – ſieh! das alles brach, wie eine Diebsbande, aus ſeinem Hinterhalt und wütete auf mich los! Freilich erſchienen mir die Menſchen, von denen ich eben herkam, auch nicht freundlich; ich dachte mir einen um den andern, wie er mir wohl ſeine bittern Bemerkungen nachſchiken werde; der rauhe Seemann ſtand lebendig vor mir mit ſeinem Ärger und Notara daneben mit ſeinen hämiſchen Entſchuldigungen.

Jezt kam ich an dem Hauſe vorüber, wo einſt mein alter herrlicher Freund gelebt hatte, und das Andenken jener Tage brach mir vollends das Herz. Ach! er würde dich nicht mehr kennen, ſagt' ich mir, keine Spur ſeiner Hoffnungen würd' er in dir finden. Er warnte dich; du ſollteſt dich nicht befaſſen mit dieſem Geſchlechte, ſagt' er dir; aber das achteteſt du nicht! armer Menſch, das Wort war dir zu groß! – Sey nun zufrieden! du haſt's an ihm verſchuldet! – Du ſollſt zu Grunde gehn, du muſt! für dich iſt keine Rettung! was du warſt, das wirſt du nie mehr.

Mein Zuſtand war wirklich trauriger, als je. Gerne hätt' ich mich zurükgeflüchtet in mich ſelbſt, mich

umgeben, wie ich mich einſt umgab, mit den Blüthen und Früchten meines Herzens, hätte gelebt, wie die Glüklichen, die der Sturm von ihrem Markte hinweg auf eine freundliche Inſel warf, aber ich hatte mich ja ſelbſt nicht mehr, ach! ich hatte mich ja verloren, hatte mich um ein paar taube Nüſſe verkauft – nun erſt war ich arm! ganz arm! ich hatte vor den Thüren gebettelt und ſie hatten mich weggewieſen, fortgeſtoßen, und nun kehrt' er heim, der Bettler, und ſperrte ſich ein und betrachtete ſein Elend zwiſchen ſeinen finſtern, ärmlichen Wänden. Je länger ich über mir brütete in meiner Einſamkeit, um ſo öder ward es in mir. – Es iſt ein Schmerz ohne gleichen, ein fortdauerndes Gefühl der Zernichtung, wenn das Daſeyn ſo ganz ſeine Bedeutung verloren hat. Eine unbeſchreibliche Muthloſigkeit drükte mich. Ich wagte oft das Auge nicht aufzuſchlagen vor den Leuten. Ich hatte Stunden, wo ich das Lachen der Menſchen fürchtete, wie den Tod. Dabei war ich ſehr ſtill und geduldig, hatte oft auch einen recht wunderbaren Aberglauben an die Heilkraft mancher Dinge; oft konnt' ich ingeheim von einem kleinen erkauften Beſitztum, von einer Kahnfahrt, von einem Thale, das mir ein Berg verbarg, Troſt erwarten.

Mit dem Muthe ſchwanden auch ſichtbar die Kräfte. Ich glaubte wirklich, unterzugehn.

Ich hatte Mühe, die Trümmer ehemals gedachter Gedanken zuſammenzuleſen; der rege Geiſt war entſchlummert; ich fühlte, wie ſein himmliſch Licht, das mir kaum erſt aufgegangen war, ſich mächlig verdunkelte. –

Freilich, wenn es einmal, wie ich dachte, den lezten Reſt meiner verlorenen Exiſtenz galt, wenn mein Stolz ſich regte, dann war ich lauter Wirkſamkeit und die Allmacht eines Verzweifelten war in mir, oder wenn ſie von einem Tropfen Freude getränkt war, die welke dürftige Natur, dann drang ich mit Gewalt unter die Menſchen, ſprach, wie ein Begeiſterter, und fühlte wohl manchmal auch die Thräne der Seeligen im Auge, oder wenn einmal wieder ein Gedanke oder das Bild eines Helden in die Nacht meiner Seele ſtrahlte, dann ſtaunt' ich und freute mich, als kehrte ein Gott ein in dem verarmten Gebiete, dann war mir, als ſollte ſich eine Welt bilden in mir; aber je heftiger die ſchlummernden Kräfte ſich aufgeraft hatten, um ſo müder ſanken ſie hin; verſuche nur nichts mehr, ſagt' ich mir dann, es iſt doch aus mit dir!

Oft ſaß ich ſtundenlang, verſuchte zu ſchreiben, was in mir vorgieng – armes Weſen! als wäre der Jammer weg aus dir, wenn er einmal auf dem Papiere ſtände! – Ich trage ſie noch bei mir, dieſe traurigen Blätter. Ein ſonderbar Mitleiden hielt mich immer ab, ſie zu zernichten.

Lieber! du haſts ja einmal über dich genommen, mit mir zu trauern, du magſt auch diß leſen. Ich weiß, du ärgerſt dich nicht daran. Auch ſind's nur wenig abgeriſſne Töne. – Ach! hätte doch mein Herz ſich ausgeſchüttet, ſich verblutet, ſich begraben in den armen vergänglichen Worten! –

Da ich ein Kind war, heißt es, da ſtrekt' ich meine Arme aus nach Freude und Sättigung, und die Erde

bot ihre Blumen und Beere mir dar, und die mächtige Natur gab lächelnd ſich dem Kinde zum Spiele.

Da das Meer mich ausſtieß und ich hülflos unter den Trümmern lag, da hub ein Menſch mich auf, und wie ich erwachte, ſah' ein erbarmend Auge mich an.

War das nicht Liebe? nicht ſie, die die Pflanzen mit Regen und Thau erquikt, die das Licht des Himmels über die Blumen gießt, daß ihr Herz ſich öffnet und ſie hervorgehn zur Freude? Auch mein Herz öffnete ſich, auch ich bin hervorgegangen zur Freude. – Warum bin ich denn nun verlaſſen? verlaſſen! –

Zwar hab' ich nichts mehr, was ein Herz zur Hülfe bewegen könnte; die Todten danken ja nicht.

Ja! laßt mich, laßt mich nur! –

Was wollt' ich dann? was iſt mir fehlgeſchlagen?

Was wird man antworten, wenn du dahin biſt und die Leute fragen: was hat ihm gefehlt?

Ach! man wird nicht fragen und nicht antworten.

Aber was wollt ich dann? –

Daß ich ſah, was ein ſterblich Auge nicht ſieht, daß einſt die Liebe mir erſchien in einem ſeeligen Traume – ſollte das tödten?

Die Fabel ſagt von Menſchen, ſie hätte die gegenwärtige Gottheit getödtet. – Ja! nun verſteh' ich's. Die Fabel iſt Wahrheit.

Aber ſag' es nicht aus! Sie glauben dir nicht und glauben ſie dir, ſo iſt's ihr Tod – ein ſtiller langſamer Tod!

O ſpottet, wenn ich hin bin, ſpottet und ſagt: er ſtarb, weil ihm ein Traum ſich nicht erfüllte.

Alſo ein Traum war's, da mir die Liebe erſchien? Und man fände beim Erwachen keine Spur von ihm?

Spuren mag man finden, wenn man eifrig genug herumſucht und lange genug hinſieht. O! davon kann ich reden. Hab' ich doch herumgeſucht, bis ich hinſank, hab' ich mich doch blind geſehen an dieſen Spuren, daß nun Nacht vor mir iſt, Nacht, wie im Grabe! – Ach! beredete mich doch einer, ...
. . . .



Auffatz-Entwürfe



1) Zur Philoſophie

Hermokrates an Cephalus

Du glaubſt alſo im Ernſte, das Ideal des Wiſſens könnte wohl in irgend einer beſtimmten Zeit in irgend einem Syſteme dargeſtellt erſcheinen? Du glaubſt ſogar, diß Ideal ſei jezt ſchon wirklich geworden, und es fehle zum Jupiter Olympius nichts mehr als das Piedeſtal?

Vieleicht! Beſonders, nachdem man das leztere nimmt!

Aber wunderbar wär es dann doch, wenn gerade dieſe Art des ſterblichen Strebens ein Vorrecht hätte, wenn gerade hier die Vollendung, die jedes ſucht und keines findet, vorhanden wäre?

Ich glaubte ſonſt immer, der Menſch bedürfe für ſein Wiſſen, wie für ſein Handeln eines unendlichen Fortſchritts, einer gränzenloſen Zeit, um [ſich] dem gränzenloſen Ideale zu nähern; ich nannte die Meinung, als ob die Wiſſenſchaft in einer beſtimmten Zeit vollendet werden könnte, oder vollendet wäre, einen ſcientiviſchen Quietismus, der Irrtum wäre, in jedem Falle, er mochte ſich bei einer individuell beſtimmten Gränze begnügen, oder die Gränze überhaupt verläugnen, wo ſie doch war, aber nicht ſeyn ſollte, (ſehr unrichtig und ſo gefährlich wäre, als der Quietismus der alten Heiligen, die natürlicher weiſe nichts thun konnten und nichts denken, weil ſie alles gethan hatten und gedacht, die auch ihren gläubigen Schülern ſchlechterdings nicht erlauben durften, mehr zu thun und zu denken, als ſie,

denn ſie waren ja die Vollkommnen, und außerhalb des Vollkommnen liegt nur das Böſe und Falſche).

Das war aber freilich nur unter gewiſſen Vorausſezungen möglich, die du mir zu ſeiner [Zeit] mit aller Strenge in Anſpruch nehmen ſollſt. Inzwiſchen laß mich nur fragen, ob denn wirklich die Hyperbel mit ihrer Aſymptote vereinigt, ob der Übergang vom . . . .
. . . .

Über den Begriff der Straffe

Es ſcheint, als wäre die Nemeſis der Alten nicht ſowohl um ihrer Furchtbarkeit als um ihres geheimnisvollen Urſprungs willen als eine Tochter der Nacht dargeſtellt worden.

Es iſt das nothwendige Schikſaal aller Feinde der Principien, daß ſie mit allen ihren Behauptungen in einen Cirkel gerathen. (Beweis.) Im gegenwärtigen Falle würd' es bei ihnen lauten: Das Leiden rechtmäßigen Widerſtands iſt die Folge böſer Handlungen. Böſe Handlungen ſind aber ſolche, worauf Straffe folgt. Und Straffe folgt da, wo böſe Handlungen ſind. Sie könnten unmöglich ein für ſich beſtehendes Kriterium der böſen Handlung angeben. Denn, wenn ſie konſequent ſind, muß nach ihnen die Folge den Werth der That beſtimmen. Wollen ſie diß vermeiden, ſo müſſen ſie vom Princip ausgehen. Thun ſie diß nicht, und beſtimmen ſie den Werth der That nach ihren Folgen, ſo ſind dieſe Folgen – moraliſch betrachtet – in nichts Höherem begründet, und die Rechtmäßigkeit des

Widerſtands iſt nichts mehr, als ein Wort, Strafe iſt eben Strafe, und wenn mir der Mechanism oder der Zufall oder die Willkür, wie man will, etwas Unangenehmes zufügt, ſo weiß ich, daß ich bös gehandelt habe. Ich habe nun weiter nichts mehr zu fragen; was geſchiehet, geſchiehet von Rechts wegen, weil es geſchiehet.

Nun ſcheint es zwar, als ob wirklich ſo etwas der Fall wäre; da wo der urſprüngliche Begriff der Straffe ſtattfindet, in dem moraliſchen Bewußtſein, da kündet ſich uns nemlich das Sittengeſez negativ an, und kann, als unendlich, ſich nicht anders uns ankündigen.[1]) Wir ſollen etwas nicht wollen, das iſt ſeine unmittelbare Stimme in uns. Wir müſſen alſo etwas wollen, dem das Sittengeſez ſich entgegenſezt. Was das Sittengeſez iſt, wußten wir aber weder zuvor ehe es ſich unſerem Willen entgegenſezte, noch wiſſen wir es jezt da es ſich uns entgegenſezt, wir leiden nur ſeinen Widerſtand, was die Folge von dem, daß wir etwas wollten, das dem Sittengeſez entgegen iſt, wir beſtimmen nach dieſer Folge den Werth unſeres Wollens; weil wir Widerſtand litten, betrachten wir unſern Willen als böſe, wir können die Rechtmäſigkeit jenes Widerſtands, wie es ſcheint, nicht weiter unterſuchen, und wenn diß der Fall iſt, ſo kennen wir ihn nur daran, daß wir leiden; er unterſcheidet ſich nicht von jedem andern Leiden, und mit eben dem Rechte, womit ich vom Widerſtande, den ich den Widerſtand

---

[1]) Im Factum iſt aber das Geſez thätiger Wille. Denn ein Geſez iſt nicht thätig, es iſt nur die vorgeſtellte Thätigkeit. Dieſer thätige Wille muß gegen eine andre Thätigkeit des Willens gehen.

des Sittengeſezes nenne, auf einen böſen Willen ſchließe, ſchließe ich von jedem erlittenen Widerſtande auf einen böſen Willen. Alles Leiden ist Strafe.

Es iſt aber ein Unterſchied zwiſchen dem Erkenntnisgrunde und Realgrunde.[1]) Es iſt nichts weniger, als identiſch, wenn ich ſage, das Eine mal: ich erkenne das Geſez an ſeinem Widerſtande, und das andere mal: ich erkenne das Geſez um ſeines Widerſtandes willen an. Nur die ſind den obigen Cirkel zu machen genötiget, für die der Widerſtand des Geſezes Realgrund des Geſezes iſt. Für ſie findet das Geſez gar nicht ſtatt, wenn ſie nicht ſeinen Widerſtand erfahren, ihr Wille iſt nur darum geſezwidrig, weil ſie dieſe Geſezwidrigkeit bewußt empfinden; leiden ſie keine Strafe, ſo ſind ſie auch nicht böſe. Strafe iſt, was auf das Böſe folgt. Und bös iſt, worauf Strafe folgt.

Es ſcheint dann aber doch mit der Unterſcheidung zwiſchen dem Erkenntnisgrunde und Realgrunde wenig geholfen zu ſeyn. Wenn der Widerſtand des Geſezes gegen meinen Willen Straffe iſt und ich alſo an der Straffe erſt das Geſez erkenne, ſo fragt ſich, einmal: kann ich an der Straffe das Geſez erkennen? und dann: kann ich beſtraft werden für die Übertretung eines Geſezes, das ich nicht kannte?

Hierauf kann geantwortet [werden,] daß man, in ſo fern man ſich als beſtraft betrachte, nothwendig die Übertretung des Geſezes in ſich vorausſeze, daß man in der Straffe, inſofern man ſie als Strafe beurtheile, nothwendig das . . . .

. . . .

[1]) Ideal ohne Straffe kein Geſez, real ohne Geſez keine Straffe.

[Über das Gesetz der Freiheit]

Es giebt einen Naturzustand der Einbildungskraft, der mit jener Anarchie der Vorstellungen, die der Verstand organisirte, zwar die Gesezlosigkeit gemein hat, aber in Rüksicht auf das Gesez, durch das er geordnet werden soll, von jenem wol unterschieden werden muß.

Ich meine unter diesem Naturzustande der Einbildungskraft, unter dieser Gesezlosigkeit die moralische, unter diesem Geseze das Gesez der Freiheit.

Dort wird die Einbildungskraft an und für sich, hier in Verbindung mit dem Begehrungsvermögen betrachtet.

In jener Anarchie der Vorstellungen, wo die Einbildungskraft theoretisch betrachtet wird, war zwar eine Einheit des Mannigfaltigen, Ordnung der Warnemungen möglich, aber zufällig.

In diesem Naturzustande der Phantasie, wo sie in Verbindung mit dem Begehrungsvermögen betrachtet wird, ist zwar moralische Gesezmäßigkeit möglich, aber zufällig.

Es giebt eine Seite des empirischen Begehrungsvermögens, die [als] Analogie dessen, was Natur heißt, am auffallendsten ist [und] ans Sittengesez zu gränzen scheint, wo das Notwendige mit der Freiheit, das Bedingte mit dem Unbedingten, das Sinnliche mit dem Heiligen sich zu verbrüdern scheint, eine natürliche Unschuld, man möchte sagen eine Moralität des Instinkts, und die ihm gleichgestimmte Phantasie ist himmlisch.

Aber dieser Naturzustand hängt als ein solcher auch von Natursachen ab.

Es ist ein bloses Glük, so gestimmt zu sein.

Wäre das Gesez der Freiheit nicht, unter welchem das Begehrungsvermögen zusamt der Phantasie stünde, so würde es niemals einen vesten Zustand geben, der demjenigen gliche, der so eben angedeutet worden ist, wenigstens würde es nicht von uns abhängen, ihn vestzuhalten. Sein Gegenteil würde eben so stattfinden, ohne daß wir es hindern könnten.

Das Gesez der Freiheit aber gebietet, ohne alle Rüksicht auf die Hülfe der Natur. Die Natur mag zu Ausübung desselben förderlich sein, oder nicht, es gebietet. Vielmer sezt es einen Widerstand in der Natur voraus, sonst würde es nicht gebieten. Das erstemal, daß das Gesez der Freiheit sich an uns äußert, erscheint es strafend. Der Anfang all' unsrer Tugend geschieht vom Bösen. Die Moralität kann also niemals der Natur anvertraut werden. Denn wenn die Moralität auch nicht aufhörte Moralität zu sein, so bald die Bestimmungsgründe in der Natur und nicht in der Freiheit liegen, so wäre doch die Legalität, die durch blose Natur hervorgebracht werden könnte, ein ser unsicheres, nach Zeit und Umständen wandelbares Ding. So wie die Natururschen anders bestimmt würden, würde diese Legalität . . . .

. . . .

[Über religiöse Vorstellungen]

Du fragst mich, wenn auch die Menschen, ihrer Natur nach, sich über die Noth erheben, und so in einer mannigfaltigeren und innigeren Beziehung mit ihrer Welt sich befinden, wenn sie auch, in wie weit sie sich

über die phyſiſche und moraliſche Nothdurft erheben, immer ein menſchlich höheres Leben leben, und ſo in einem höheren mehr als mechaniſchen Zuſammenhange leben, daß ein höheres Geſchik zwiſchen [ihnen] und ihrer Welt ſei, wenn auch wirklich dieſer höhere Zuſammenhang ihnen ihr Heiligſtes ſei, weil ſie in ihm ſich ſelbſt und ihre Welt und alles, was ſie haben und ſenen, vereiniget fühlen, warum ſie ſich den Zuſammenhang zwiſchen [ſich] und ihrer Welt gerade vorſtellen, warum ſie ſich eine Idee oder ein Bild machen müſſen, von ihrem Geſchik, das ſich genauer betrachtet weder recht denken ließe, noch auch vor den Sinnen liege?

So frägſt du mich, und ich kann dir nur ſo viel darauf antworten, daß der Menſch auch in ſo fern ſich über die Noth erhebt, als er ſich ſeines Geſchiks erinnert, daß er für ſein Leben dankbar ſeyn kann und mag, daß er ſeinen durchgängigen Zuſammenhang mit dem Elemente, in dem er ſich regt, auch durchgängiger empfindet, daß er, indem [er] ſich in ſeiner Wirkſamkeit und den damit verbundenen Erfahrungen über die Noth erhebt, auch eine unendlichere, durchgängigere Befriedigung erfährt, als die Befriedigung der Nothdurft iſt; wenn anders ſeine Thätigkeit rechter Art, nicht für ihn, für ſeine Kräfte und ſeine Geſchiklichkeit zu weit ausſehend, zu unruhig, zu unbeſtimmt, von der andern Seite nicht zu ängſtlich, zu eingeſchränkt, zu mäßig iſt. Greift es aber der Menſch nur recht an, ſo giebt es für ihn in jeder ihm eigentümlichen Sphäre ein mehr als nothdürftiges, ein höheres Leben, alſo eine mehr als nothdürftige, eine unendlichere Befriedi-

gung. So wie eine jede Befriedigung ein momentaner Stillſtand des wirklichen Lebens iſt, ſo iſt es auch eine ſolche unendlichere Befriedigung, nur mit einem großen Unterſchiede, daß auf die Befriedigung der Nothdurft eine Negative erfolgt, wie z. B. die Thiere gewöhnlich ſchlafen, wenn ſie ſatt ſind, auf eine unendlichere Befriedigung aber zwar auch ein Stillſtand des wirklichen Lebens, aber daß dieſes eine Leben im Geiſte erfolgt, und daß die Kraft des Menſchen das wirkliche Leben, das ihm die Befriedigung gab, im Geiſte wiederhohlt, (bis ihn die dieſer geiſtigen Wiederhohlung eigentümliche Vollkommenheit und Unvollkommenheit wieder ins wirkliche Leben treibt.) Ich ſage, jener unendlichere, mehr als nothdürftige Zuſammenhang, jenes höhere Geſchik, das der Menſch in ſeinem Elemente erfahre, werde auch unendlicher von ihm empfangen, befriedige ihn unendlicher, und aus dieſer Befriedigung gehe das geiſtige Leben hervor, wo er gleichſam ſein wirkliches Leben wiederhohle. In ſo fern aber ein höherer, unendlicher Zuſammenhang zwiſchen ihm und ſeinem Elemente iſt, in ſeinem wirklichen Leben, kann dieſer weder blos in Gedanken, noch blos im Gedächtniß wiederhohlt werden. Denn der bloſe Gedanke, ſo edel er iſt, kann doch nur den nothwendigen Zuſammenhang, nur die unverbrüchlichen, allgültigen, unentbehrlichen Geſeze des Lebens wiederhohlen, und in eben dem Grade, in welchem [er] ſich über dieſes ihm eigentümliche Gebiet hinaus [bewegt] und den innigeren Zuſammenhang des Lebens zu denken wagt, verläugnet er auch ſeinen eigentümlichen Karakter, der darin beſteht, (daß er nicht blos im

einzelnen Falle, ſondern in jedem Falle, unter allen Umſtänden richtig iſt,) daß er ohne beſondere Beiſpiele eingeſehen und bewieſen werden kann. Jene unendlicheren mehr als nothwendigen Beziehungen des Lebens können zwar auch gedacht, aber nur nicht blos gedacht werden; der Gedanke erſchöpft ſie nicht, und wenn es höhere Geſeze giebt, die jenen unendlichern Zuſammenhang des Lebens beſtimmen, wenn es ungeſchriebene göttliche Geſeze giebt, von denen Antigonä ſpricht, als ſie, troz des öffentlichen ſtrengen Verbots, ihren Bruder begraben hatte, – und es muß wohl ſolche geben, wenn jener höhere Zuſammenhang keine Schwärmerei iſt – ich ſage, wenn es ſolche giebt, ſo ſind ſie, in ſo fern ſie blos für [ſich] und nicht im Leben begriffen gedacht werden, vorgeſtellt werden, unzulänglich, einmal weil jede Abſtraction in eben dem Grade, in welchem der Zuſammenhang des Lebens unendlicher, die Thätigkeit und ihr Element, die Verfahrungsart und die Sphäre, in der ſie beobachtet wird, alſo das Geſez und die beſondere Welt, in der es ausgeübt wird, unendlicher verbunden iſt und ſchon deswegen das Geſez, wenn es auch gleich ein für geſittete Menſchen allgemeines wäre, doch niemals ohne einen beſonderen Fall, niemals abſtract gedacht werden könnte, wenn man ihm nicht ſeine Eigentümlichkeit, ſeine innige Verbundenheit mit der Sphäre, in der es ausgeübt wird, nehmen wollte. Und dann ſind die Geſeze des unendlichen Zuſammenhangs, in dem ſich der Menſch mit ſeiner Sphäre befinden kann, doch immer nur die Bedingungen, um jenen Zuſammenhang möglich zu machen, und nicht der Zuſammenhang ſelbſt.

Alſo kann dieſer höhere Zuſammenhang nicht blos im Gedanken wiederhohlt werden. So kann man von den Pflichten der Liebe und Freundſchaft und Verwandtſchaft, von den Pflichten der Hoſpitalität, von der Pflicht, großmüthig gegen Feinde zu ſeyn, man kann von dem ſprechen, was ſich für die oder jene Lebensweiſe, für den oder jenen Stand, für diß oder jenes Alter oder Geſchlecht ſchike, und nicht ſchike, und wir haben wirklich aus den feinern unendlichen Beziehungen des Lebens zum Theil eine arrogante Moral, zum Theil eine eckle Etiquette oder auch eine ſchaale Beſtimmungsmaßregel gemacht und glauben uns mit unſern eiſernen Begriffen aufgeklärter, als die Alten, die jene zarten Verhältniſſe als religiöſe, das heißt, als ſolche Verhältniſſe betrachteten, die man nicht ſo wohl an und für ſich als aus dem Geiſte betrachten müſſe, der in der Sphäre herrſche, in der jene Verhältniſſe ſtattfinden.[1])

Und diß iſt eben die höhere Aufklärung, die [. . . . . .]. Jene zartern und unendlichern Verhältniſſe müſſen alſo aus dem Geiſte betrachtet werden, der in der Sphäre herrſcht, in dem ſie ſtattfinden. Dieſer Geiſt aber, dieſer unendlichere Zuſammenhang, ſelbſt . .

. . . .

. . . .

halten muß, und dieſen und nichts anderes meint

---

[1]) Weitere Ausführung: In wie fern hatten ſie Recht? Und ſie hatten darum Recht, weil, wie wir ſchon geſehen haben, in eben dem Grade, in welchem ſich die Verhältniſſe über das phyſiſch und moraliſch Nothwendige erheben, die Verfahrungsart und ihr Element auch unzulänglicher und ſtörender ſind, die in der Form und Art beſtimmter Gründe abſolut gedacht werden können.

und muß er meinen, wenn er von einer Gottheit redet, und von Herzen und nicht aus einem dienstbaren Gedächtniß oder aus Profession spricht. Der Beweis liegt in wenigen Worten. Weder aus sich selbst allein, noch einzig aus den Gegenständen, die ihn umgeben, kann der Mensch erfahren, daß mehr als Maschinengang, daß ein Geist, ein Gott ist in der Welt, aber wohl in einer lebendigeren, über die Nothdurft erhabnen Beziehung, in der [er] stehet mit dem, was ihn umgiebt.

Und jeder hätte demnach seinen eigenen Gott, in so fern jeder seine eigene Sphäre hat, in der er wirkt und die [er] erfährt, und nur in so fern mehrere Menschen eine gemeinschaftliche Sphäre haben, in der sie menschlich, d. h. über die Nothdurft erhaben wirken und leiden, nur in so fern haben sie eine gemeinschaftliche Gottheit; und wenn [es] eine Sphäre giebt, in der alle Menschen zugleich leben, und mit der sie in mehr als nothdürftiger Beziehung sich fühlen, dann, aber auch nur in so fern, haben sie alle eine gemeinschaftliche Gottheit.

Es muß aber hiebei nicht vergessen werden, daß der Mensch sich wohl auch in die Lage des andern versezen, daß er die Sphäre des andern zu seiner eigenen Sphäre machen kann, daß es also dem einen natürlicher weise nicht so schwer fallen kann, die Empfindungsweise zu billigen von einem Göttlichen, die sich aus den besonderen Beziehungen bildet, in denen jeder mit der Welt steht, wenn anders jene Vorstellung nicht aus einem leidenschaftlichen, übermüthigen oder knechtischen Leben hervorgegangen

ist, woraus dann immer auch eine gleich nothdürftige, leidenschaftliche Vorstellung von dem Geiste, der in diesem Leben herrsche, sich bildet, so daß dieser Geist immer die Gestalt des Tyrannen oder des Knechts trägt. Aber auch in einem beschränkten Leben kann der Mensch unendlich leben, und auch die beschränkte Vorstellung einer Gottheit, die aus diesem seinem Leben für ihn hervorgeht, kann eine unendliche seyn.[1])

Also, wie einer die beschränkte aber reine Lebensweise des andern billigen kann, so kann er auch die beschränkte aber reine Vorstellungsweise billigen, die der andere von Göttlichem hat. Es ist im Gegentheil Bedürfniß der Menschen, so lange sie nicht gekränkt und geärgert, nicht gedrükt und nicht empört in gerechtem oder ungerechtem Kampfe begriffen sind, ihre verschiedenen Vorstellungsarten von Göttlichem eben wie die übrigen Interessen sich einander zuzugesellen, und so der Beschränktheit, die jede einzelne Vorstellungsart hat und haben muß, ihre Freiheit zu geben, indem sie in einem harmonischen Ganzen von Vorstellungsarten begriffen ist, und zugleich, eben, weil in jeder besonderen Vorstellungsart auch die Bedeutung der besonderen Lebensweise liegt, die jeder hat, der nothwendigen Beschränktheit dieser Lebensweise ihre Freiheit zu geben, indem sie in einem harmonischen Ganzen von Lebensweisen begriffen ist.

. . . .

. . . .

d. h. solche sind, wo die Menschen, die in ihnen stehen, insofern wohl ohne einander isolirt bestehen können,

[1]) Ausführung.

und daß diese Rechtsverhältnisse erst durch ihre Störung positiv werden, d. h. daß diese Störung kein Unterlassen, sondern eine Gewaltthat ist, und eben so wieder durch Gewalt und Zwang gehindert und beschränkt wird, daß also auch die Geseze jener Verhältnisse an sich negativ, und nur unter Voraussetzung ihrer Übertretung positiv sind; da hingegen jene freieren Verhältnisse, so lange sie sind, was sie sind, ungestört bestehen.

Winke zur Fortsezung.

Unterschied religiöser Verhältnisse von intellectualen, moralischen, rechtlichen Verhältnissen einestheils, und von physischen, mechanischen, historischen Verhältnissen andertheils, so daß die religiösen Verhältnisse einestheils in ihren Theilen die Selbstständigkeit, die gegenseitige Beschränkung, das negative gleiche Nebeneinandersezen der intellectualen Verhältnisse, andertheils den innigen Zusammenhang, das Gegebenseyn des einen zum andern, die Unzertrennlichkeit in ihren Theilen haben, welche die Theile eines physischen Verhältnisses karakterisirt, so daß die religiösen Verhältnisse in ihrer Vorstellung weder intellectuell noch historisch, sondern intellectuell historisch, d. h. mythisch sind, sowohl was ihren Gehalt, als was ihren Vortrag betrifft. Sie werden also in Rüksicht des Gehalts weder blos Ideen oder Begriffe oder Gewalten, noch auch bloße Begebenheiten, Thatsachen enthalten, auch nicht beedes getrennt, sondern beedes in Einem, (und zwar so, daß, wo die persönlichen Theile mehr Gewicht haben, Hauptparthie, der innere Gehalt sind, der äußere Gehalt geschicht-

licher ſein wird (epiſche Mythe), und wo die Begebenheit Hauptparthie iſt, innerer Gehalt, der äußere Gehalt perſönlicher ſeyn wird (dramatiſche Mythe), nur muß nicht vergeſſen werden, daß ſo wohl die perſönlichen Theile als die geſchichtlichen immer nur Nebentheile ſind, im Verhältniß zur eigentlichen Hauptparthie, zu dem Gott der Mythe. Das Lyriſchmythiſche iſt noch zu beſtimmen.

So auch der Vortrag der Mythe. Ihre Theile werden einerſeits ſo zuſammengeſtellt, daß durch ihre durchgängig gegenſeitige ſchikliche Beſchränkung keiner zu ſehr hervorſpringt und jeder einen gewiſſen Grad von Selbſtſtändigkeit eben dadurch erhält, und in ſo fern wird der Vortrag einen intellectualen Karakter tragen; anderſeits werden ſie, indem jeder Theil etwas weiter gehet, als nötig ist, eben dadurch jene Unzertrennlichkeit erhalten, die ſonſt nur den Theilen eines phyſiſchen, mechaniſchen Verhältniſſes eigen iſt.

So wäre alle Religion ihrem Weſen nach poetiſch.

(Hier kann nun noch geſprochen werden über die Vereinigung mehrerer zu einer Religion, wo jeder ſeinen Gott und alle einen gemeinſchaftlichen in dichteriſchen Vorſtellungen ehren, wo jeder ſein höheres Leben und alle ein gemeinſchaftliches höheres Leben, die Feier des Lebens mythiſch feiern.

Ferner könnte noch geſprochen werden von Religionsſtiftern und von Prieſtern, was ſie aus dieſem Geſichtspuncte ſind; jene die Religionsſtifter (wenn es nicht die Väter einer Familie ſind, die die Geſchichte und Geſchike derſelben forterbt), wenn ſie einen . .

. . . .

Der Gesichtspunct, aus dem wir das Altertum anzusehen haben

Wir träumen von Bildung, Frömmigkeit pp. und haben gar keine, sie ist angenommen — wir träumen von Originalität und Selbstständigkeit, wir glauben lauter Neues zu sagen, und alles diß ist doch Reaction, gleichsam eine milde Rache gegen die Knechtschaft, womit [wir] uns verhalten haben gegen das Altertum. Es scheint wirklich fast keine andere Wahl offen zu seyn, [als] erdrükt zu werden von Angenommenem und Positivem, oder mit gewaltsamer Anmaßung sich gegen alles Erlernte, Gegebene, Positive als lebendige Kraft entgegenzusezen. Das Schwerste dabei scheint, daß das Altertum ganz unserem ursprünglichen Triebe entgegenzuseyn scheint, der darauf geht, das Ungebildete zu bilden, das Ursprüngliche, Natürliche zu vervollkommnen, so daß der zur Kunst geborene Mensch natürlicher weise und überall sich lieber mehr das Rohe, Ungelehrte, Kindliche holt, als einen gebildeten Stoff, wo ihm, der bilden will, schon vorgearbeitet ist. Und was allgemeiner Grund vom Untergang aller Völker war, nemlich, daß ihre Originalität, ihre eigene lebendige Natur erlag unter den positiven Formen, unter dem Luxus, den ihre Väter hervorgebracht hatten,[1]) das scheint auch unser Schiksaal zu seyn, nur in größerem Maße, indem eine fast gränzenlose Vorwelt, die wir entweder durch Unterricht [oder] durch Erfahrung innewerden, auf uns wirkt und drükt.[2]) Von der andern Seite scheint nichts günstiger zu seyn, als gerade diese Umstände, in denen

[1]) Beispiele lebhaft dargestellt. [2]) Ausführung.

wir uns befinden. Ich muß hier etwas weit aushohlen, und bitte die zunächſtliegenden Ideen . . . . .
Es iſt nemlich ein Unterſchied, ob jener Bildungstrieb blind wirkt, oder mit Bewußtſeyn, ob er weiß, woraus er hervorgieng und wohin er ſtrebt. Denn diß iſt der einzige Fehler der Menſchen, daß ihr Bildungstrieb ſich verirrt, eine falſche, überhaupt unwürdige Richtung nimmt, oder doch ſeine eigentümliche Stelle verfehlt, oder, wenn er dieſe gefunden hat, auf halbem Wege, bei den Mitteln, die ihn zu ſeinem Zweke führen ſollten, ſtehen bleibt.[1]) Daß dieſes in hohem Grade weniger geſchehe,[2]) wird dadurch geſichert, daß wir wiſſen, wovon und worauf jener Bildungstrieb überhaupt ausgehe, daß wir die weſentlichſten Richtungen kennen, in denen er ſeinem Ziele entgegengeht, daß uns auch die Umwege oder Abwege, die er nehmen kan, nicht unbekannt ſind, daß wir alles, was vor und um uns aus jenem Triebe hervorgegangen iſt, betrachten als aus dem gemeinſchaftlichen urſprünglichen Grunde hervorgegangen, woraus er mit ſeinen Producten überall hervorgeht, daß wir die weſentlichſten Richtungen, die er vor und um uns nahm, auch ſeine Verirrungen um uns her erkennen, und nun, aus demſelben Grunde, den wir, lebendig und überall gleich, als den Urſprung alles Bildungstriebs annehmen, unſere eigene Richtung uns vorſezen, die beſtimmt wird durch die vorhergegangenen reinen und unreinen Richtungen, die wir

[1]) Beiſpiele lebhaft. [2]) Vorzüglich ins Auge zu faſſen!

aus Einſicht nicht wiederhohlen,[1]) ſo daß wir im Urgrunde aller Werke und Thaten der Menſchen uns gleich und einig fühlen mit allen, ſie ſeien ſo groß oder ſo klein, aber in der beſonderen Richtung,[2]) die wir nehmen . . . .

. . . .

[Über das Werden im Vergehen]

Das untergehende Vaterland, Natur und Menſchen, in ſo fern ſie in einer beſondern Wechſelwirkung ſtehen, eine beſondere ideal gewordene Welt und Verbindung der Dinge ausmachen, und ſich inſofern auflöſen, damit aus ihnen und aus dem überbleibenden Geſchlechte und den überbleibenden Kräften der Natur, die das andere reale Prinzip ſind, eine neue Welt, eine neue aber auch beſondere Wechſelwirkung ſich bilde, ſo wie jener Untergang aus einer reinen aber beſonderen Welt hervorgieng. Denn die Welt aller Welten, das Alles in Allem, welches immer iſt und aus deſſen . . . ., ſtellt ſich nur in aller Zeit oder im Moment, oder genetiſcher im Werden des Moments und Anfang der Zeit und Welt dar, und dieſer Untergang und Anfang iſt wie die Sprache Ausdruk, Zeichen, Darſtellung eines lebendigen aber beſonderen Ganzen, welches eben wieder in ſeinen Wirkungen dazu wird, und zwar ſo, daß in ihm, ſo wie in der Sprache, von einer Seite weniger oder nichts lebendig Beſtehendes, von der anderen Seite alles zu liegen ſcheint. Im lebendig

---

[1]) Die reinen Richtungen wiederhohlen wir nicht, weil . . . [2]) Unſere beſondere Richtung: Handeln. Reaction gegen poſitives Beleben des Todten durch reelle Wechſelvereinigung desſelben.

Beſtehenden herrſcht eine Beziehungsart und Stoffart vor, wiewohl alle übrigen darin zu ahnden ſind, im Übergehenden [iſt] die Möglichkeit aller Beziehungen vorherrſchend, doch die beſondere iſt daraus abzunehmen, zu ſchöpfen, ſo daß durch ſie Unendlichkeit, die endliche Wirkung hervorgeht.

Dieſer Untergang oder Übergang des Vaterlandes (in dieſem Sinne) fühlt ſich in den Gliedern der beſtehenden Welt ſo, daß in eben [dem] Momente und Grade, worinn ſich das Beſtehende auflöſt, auch das Neueintretende, Jugendliche, Mögliche ſich fühlt. Denn wie könnte die Auflöſung empfunden werden ohne Vereinigung? Wenn alſo das Beſtehende in ſeiner Auflöſung empfunden werden ſoll und empfunden wird, ſo muß dabei das Unerſchöpfte und Unerſchöpfliche der Beziehungen und Kräfte, und jene, die Auflöſung, mehr durch dieſe empfunden werden, als umgekehrt, denn aus nichts wird nichts, und diß gradweiſe genommen heißt ſo viel, als daß dasjenige, welches zur Negation gehet, und inſofern es aus der Wirklichkeit gehet und noch nicht ein Mögliches ist, nicht wirken könne.

Aber das Mögliche, welches in die Wirklichkeit tritt, indem die Wirklichkeit ſich auflöſt, diß wirkt, und es bewirkt ſowohl die Empfindung der Auflöſung als die Erinnerung des Aufgelöſten.

Deswegen das durchaus Originelle jeder ächttragiſchen Sprache, das immerwährend Schöpfriſche, das Entſtehen des Individuellen aus Unendlichem, und das Entſtehen des Endlichunendlichen als Individuellewigen aus beeden, das Begreiffen, Beleben, nicht des

unbegreifbar, unſeelig Gewordenen, ſondern des Unbegreifbaren, des Unſeeligen der Auflöſung, und des Streites, des Todes ſelbſt, durch das Harmoniſche, Begreifliche, Lebendige. Es drükt ſich hierinn nicht der erſte, rohe, in ſeiner Tiefe dem Leidenden und Betrachtenden noch zu unbekannte Schmerz der Auflöſung aus; in dieſem iſt das Neuentſtehende, Idealiſche unbeſtimmt, mehr ein Gegenſtand der Furcht, dahingegen die Auflöſung an ſich ein Beſtehendes, realer ſcheint, und das ſich Auflöſende, ein Zuſtand zwiſchen Seyn und Nichtſeyn, im Nothwendigen begriffen iſt.

Das neue Leben iſt jetzt wirklich, das [alte, das] ſich auflöſen ſollte und aufgelöſt hat, ideal möglich, die Auflöſung nothwendig und trägt ihren eigentümlichen Karakter zwiſchen Seyn und Nichtſeyn; [im] Zuſtande zwiſchen Seyn und Nichtſeyn wird aber überall das Mögliche real, und das Wirkliche ideal, und diß iſt in der freien Kunſtnachahmung ein furchtbarer aber göttlicher Traum. Die Auflöſung alſo als nothwendige, auf dem Geſichtspuncte der idealiſchen Erinnerung, wird als ſolche idealiſches Object des neuentwikelten Lebens, ein Rükblik auf den Weg, der zurükgelegt werden mußte, vom Anfang der Auflöſung bis dahin, wo aus dem neuen Leben eine Erinnerung des Aufgelöſten und daraus, als Erklärung und Vereinigung der Lüke und des Contraſts, der zwiſchen dem Neuen und dem Vergangenen ſtattfindet, die Erinnerung der Auflöſung erfolgen kann. Dieſe idealiſche Auflöſung iſt furchtlos. Anfangs- und Endpunkt iſt ſchon geſezt geworden, geſichert, deswegen iſt dieſe Auflöſung auch ſicherer, unaufhaltſamer, kühner, und ſo ſtellt ſie [ſich]

hiemit als das, was ſie eigentlich iſt, als einen reproductiven Act dar, wodurch das Leben alle ſeine Puncte durchläuft und, um die ganze Summe zu gewinnen, auf keinem verweilt, auf jedem ſich auflöſt, um in dem nächſten ſich herzuſtellen; nur daß in dem Grad die Auflöſung idealer wird, in welchem ſie ſich von ihrem Anfangspuncte entfernt, hingegen in eben dem Grade die Herſtellung realer, bis endlich aus der Summe dieſer in einem Moment unendlich durchlaufenen Empfindungen des Vergehens und Entſtehens ein ganzes Lebensgefühl, und hieraus das einzig ausgeſchloſſene, das anfänglich aufgelöſte in der Erinnerung (durch die Nothwendigkeit eines Objects im vollendetſten Zuſtande) hervorgeht; und nachdem dieſe Erinnerung des Aufgelöſten, Individuellen mit dem unendlichen Lebensgefühl durch die Erinnerung der Auflöſung vereiniget und die Lüke zwiſchen denſelben ausgefüllt iſt, ſo gehet aus dieſer Vereinigung und Vergleichung des vergangenen Einzelnen und des unendlichen Gegenwärtigen der eigentlich neue Zuſtand, der nächſte Schritt, der dem Vergangenen folgen ſoll, hervor.

Alſo in der Erinnerung der Auflöſung wird dieſe, weil ihre beeden Enden veſt ſtehen, ganz der ſichere unaufhaltſame kühne Act, der ſie eigentlich iſt.

Aber dieſe idealiſche Auflöſung unterſcheidet ſich auch dadurch von der wirklichen, auch wieder, weil ſie aus dem Unendlichgegenwärtigen zum Endlichvergangenen geht, daß 1) auf jedem Puncte derſelben Auflöſung und Herſtellung, 2) ein Punct in ſeiner Auflöſung und Herſtellung mit jedem andern, 3) jeder

Punct in ſeiner Auflöſung und Herſtellung mit dem Totalgefühl der Auflöſung und Herſtellung unendlich verflochten iſt und alles ſich in Schmerz und Freude, in Streit und Frieden, in Bewegung und Ruhe, in Geſtalt und Ungeſtalt unendlich durchdringt, berührt und angeht und ſo ein himmliſches Feuer ſtatt irdiſchem wirkt.

Endlich, auch wieder, weil die idealiſche Auflöſung umgekehrt vom Unendlichgegenwärtigen zum Endlichvergangenen geht, unterſcheidet ſich die idealiſche Auflöſung von der wirklichen dadurch, daß ſie durchgängiger beſtimmt ſeyn kann, daß ſie nicht mit ängſtlicher Unruhe mehrere weſentliche Puncte der Auflöſung und Herſtellung in Eines zuſammenzuraffen, auch nicht ängſtlich auf Unweſentliches, die gefürchtete Auflöſung, alſo auch die Herſtellung Hinderliches, alſo eigentlich Tödtliches abzuirren, auch nicht auf einem Puncte der Auflöſung und Herſtellung einſeitig ängſtig ſich bis aufs Äußerſte zu beſchränken [braucht] und ſo wieder zum eigentlich Todten veranlaßt iſt, ſondern daß ſie ihren präciſen, geraden, freien Gang geht, auf jedem Puncte der Auflöſung und Herſtellung ganz das [ist], was [ſie] auf ihm, aber auch nur auf ihm ſeyn kan, alſo wahrhaft individuell iſt, natürlicher weiſe alſo auch auf dieſem Punct nichts Ungehöriges, Zerſtreuendes, an ſich und für ſie Unbedeutendes herzwingt, aber frei und vollſtändig den einzelnen Punct durchgeht, in allen ſeinen Beziehungen mit den übrigen Puncten der Auflöſung und Herſtellung, welche [hinter] den zwei erſten der Auflöſung und Herſtellung fähigen Puncten, nemlich dem entgegengeſezten

Unendlichneuen und Endlichalten, dem Realtotalen und Idealparticularen liegen. Endlich unterſcheidet ſich die idealiſche Auflöſung von der ſogenannt wirklichen (weil jene umgekehrterweiſe vom Unendlichen zum Endlichen gehet, nachdem ſie vom Endlichen zum Unendlichen gegangen war) dadurch, daß die Auflöſung aus Unkenntniß ihres End- und Anfangspunctes ſchlechterdings als reales Nichts erſcheinen muß, ſo daß jedes Beſtehende, alſo Beſondere, als Alles erſcheint, und ein ſinnlicher Idealismus, ein Epikuräismus erſcheint, wie ihn Horaz, der wohl dieſen Geſichtspunct nur dramatiſch brauchte, in ſeinem *Prudens futuri temporis exitum* pp. treffend darſtellt, – alſo die idealiſche Auflöſung unterſcheidet ſich von der ſogenannt wirklichen endlich dadurch, daß dieſe ein reales Nichts zu ſeyn [ſcheint], jene, weil ſie ein Werden des Idealindividuellen zum Unendlichrealen und des Unendlichrealen zum Individuellidealen iſt, in eben dem Grade an Gehalt und Harmonie gewinnt, jemehr ſie gedacht wird als Übergang aus Beſtehendem ins Beſtehende; ſo wie auch das Beſtehende in eben dem Grade an Geiſt gewinnt, jemehr [es] als entſtanden aus jenem Übergange oder entſtehend zu jenem Übergange gedacht wird, ſo daß die Auflöſung des Idealindividuellen nicht als Schwächung und Tod, ſondern als Aufleben, als Wachstum, die Auflöſung des Unendlichneuen nicht als vernichtende Gewalt, ſondern [als] Liebe und beedes zuſammen als ein (tranſcendentaler) ſchöpferiſcher Act erſcheint, deſſen Weſen es iſt, Idealindividuelles und Realunendliches [zu] vereinen, das Product alſo das mit Idealindividuellem vereinigte

Realunendliche ist, wo dann das Unendlichreale die Gestalt des Individuellidealen und dieses [das] Leben des Unendlichrealen annimmt, und beede sich in einem mythischen Zustande vereinigen, wo mit dem Gegensaze des Unendlichrealen und Endlichidealen auch der Übergang aufhört, so weit, daß dieser an Ruhe gewinnt, was jene [an] Leben gewannen, ein Zustand, welcher nicht zu verwechseln [ist] mit dem lyrischen Unendlichrealen, so wenig, als er in seiner Entstehung während [eines] Überganges zu verwechseln ist mit episch darstellbarem Individuellidealen; in beeden Fällen vereiniget [sich] der Geist des einen mit der Faßlichkeit, Sinnlichkeit des andern. Er ist in beeden Fällen tragisch, d. h. er vereiniget in beeden Fällen Unendlichreales mit Endlichidealem, und beede Fälle sind nur gradweise verschieden, denn auch während des Überganges sind Geist und Zeichen, mit andern Worten die Materie des Überganges mit diesem und dieser mit jener (transcendentes mit isolirtem), wie beseelte Organe mit organischer Seele, harmonisch entgegengesezt Eines.

Aus dieser tragischen Vereinigung des Unendlichneuen und Endlichalten entwikelt sich dann ein neues Individuelles, indem das Unendlichneue vermittelst dessen, daß es die Gestalt des Endlichalten annahm, sich nun in eigener Gestalt individualisirt.

Das Neuindividuelle strebt nun in eben dem Grade sich zu isoliren, und aus der Unendlichkeit loszuwinden, als auf dem zweiten Gesichtspuncte das Isolierte, Individuellalte, sich zu verallgemeinern und ins unendliche Lebensgefühl aufzulösen strebt. Der Moment,

wo die Periode des Individuellneuen ſich endet, iſt da, wo das Unendlichneue als auflöſende, als unbekannte Macht zum Individuellalten ſich verhält, eben ſo wie in der vorigen Periode das Neue ſich als unbekannte Macht zum Unendlichalten verhalten, und dieſe [die] zweite Periode ſich entgegenſezt, und zwar die erſte als Herrſchaft des Individuellen über das Unendliche, des Einzelnen über das Ganze, der zweiten als der Herrſchaft des Unendlichen über das Individuelle, des Ganzen über das Einzelne. Das Ende dieſer zweiten Periode und der Anfang der dritten liegt in dem Moment, wo das Unendlichneue als Lebensgefühl (als Ich) ſich [zum] Individuellalten als Gegenſtand (als Nichtich) verhält.[1])

[Aphoriſtiſches]

Muß denn der Menſch an Gewandtheit der Kraft und des Sinnes verlieren, was er an vielumfaſſendem Geiſte gewinnt? Iſt doch keines nichts ohne das andere!

Aus Freude muſt du das Reine überhaupt, die Menſchen und andern Weſen verſtehen, alles Weſentliche und Bezeichnende auffaſſen, und alle Verhältniſſe nacheinander erkennen, und ſeine Beſtandtheile in ihrem Zuſammenhange ſo lange dir wiederhohlen, bis wieder die lebendige Anſchauung objectiver aus dem Gedanken hervorgeht, aus Freude, ehe die Noth eintritt; der Verſtand, der blos aus Noth kommt, iſt immer einſeitig ſchief.

[1]) Nach dieſen Gegenſäzen tragiſche Vereinigung der Karaktere, nach dieſer Gegenſäze der Karaktere zum Wechſelſeitigen [?] und umgekehrt. Nach dieſen die tragiſche Ver[einigung] beeder.

Da hingegen die Liebe gerne zart entdekt, (wenn nicht Gemüth und Sinne ſcheu und trüb geworden ſind durch harte Schikſaale und Mönchsmoral,) und nichts überſehen mag, und wo ſie ſogenannte Irren oder Fehler findet, (die in dem, was ſie ſind, oder durch ihre Stellung und Bewegung aus dem Tone des Ganzen augenbliklich abweichen,) das Ganze nur deſto inniger fühlt und anſchaut. Deswegen ſollte alles Erkennen vom Studium des Schönen anfangen. Denn der hat viel gewonnen, der das Leben verſtehen kann, ohne zu trauern. Übrigens iſt auch Schwärmerei und Leidenſchaft gut, Andacht, die das Leben nicht berühren, nicht erkennen mag, und dann Verzweiflung, wenn das Leben ſelber aus ſeiner Unendlichkeit hervorgeht. Das tiefe Gefühl der Sterblichkeit, des Veränderns, ſeiner zeitlichen Beſchränkungen entflammt den Menſchen, daß er viel verſucht, übt alle ſeine Kräfte, und läßt ihn nicht in Müßiggang gerathen, und man ringt ſo lange um Chimären, bis ſich endlich wieder etwas Wahres und Reelles findet zur Erkenntniß und Beſchäftigung. In guten Zeiten giebt es ſelten Schwärmer. Aber wenns dem Menſchen an großen reinen Gegenſtänden fehlt, dann ſchafft er irgend ein Phantom aus dem und jenem, und drükt die Augen zu, daß er dafür ſich intereſſiren kann, und dafür leben.

Es kommt alles darauf an, daß die Vortreflichern das Inferieure, die Schönern das Barbariſche nicht zu ſehr von ſich ausſchließen, ſich aber auch nicht zu ſehr damit vermiſchen, daß ſie die Diſtanz, die

zwischen ihnen und den andern ist, bestimmt und leidenschaftslos erkennen, und aus dieser Erkenntniß wirken, und dulden. Isoliren sie sich zu sehr, so ist die Wirksamkeit verloren, und sie gehen in ihrer Einsamkeit unter. Vermischen [sie] sich zu sehr, so ist auch wieder keine rechte Wirksamkeit möglich, denn entweder sprechen und handeln sie gegen die andern wie gegen ihresgleichen und übersehen den Punct, wo diesen es fehlt, und wo sie zunächst ergriffen werden müssen, oder sie richten sich zu sehr nach diesen, und wiederhohlen die Unart, die sie reinigen sollten; in beiden Fällen wirken sie nichts und müssen vergehen, weil sie entweder immer ohne Wiederklang sich in den Tag hinein äußern, und einsam bleiben mit allem Ringen und Bitten, oder auch, weil sie das Fremde, Gemeinere zu dienstbar in sich aufnehmen und sich damit erstiken.

Vortrefliche Menschen müssen auch wissen, daß sie es sind, und sich wohl unterscheiden von allen, die unter ihnen sind. Eine zu große Bescheidenheit hat oft die edelsten Naturen zu Grunde gerichtet, wenn sie ihrer größern oder feinern Gesinnungen sich schämten und meinten, sie müssen der ungezogenen Menge sich gleich stellen. Freilich wird man auf der andern Seite leicht zu stolz und hart, und hält zu viel von sich und von den andern zu wenig. Aber wir haben in uns ein Urbild alles Schönen, dem kein einzelner gleicht. Vor diesem wird der ächt vortrefliche Mensch sich beugen und die Demuth lernen, die er in der Welt verlernt.

2) Zur Aeſthetik

[Über Achill]

Mich freut es, daß Du vom Achill ſprachſt. Er iſt mein Liebling unter den Helden, ſo ſtark und zart, die gelungenſte und vergänglichſte Blüthe der Heroenwelt, ſo „für kurze Zeit geboren“ nach Homer, eben weil er ſo ſchön iſt. Ich möchte auch faſt denken, der alte Poet laſſ’ ihn nur darum ſo wenig in Handlung erſcheinen und laſſe die andern lärmen, indeß ſein Held im Zelte ſizt, um ihn ſo wenig wie möglich unter dem Getümmel vor Troja zu profaniren. Von Ulyſſes konnte er Sachen genug beſchreiben. Dieſer iſt ein Sak voll Scheidemünze, wo man lange zu zählen hat, mit dem Golde iſt man viel bälder fertig.

[Über Achill]

Am meiſten aber lieb’ ich und bewundere den Dichter aller Dichter um ſeines Achilles willen. Es iſt einzig, mit welcher Liebe und welchem Geiſte er dieſen Karakter durchſchaut und gehalten und gehoben hat. Nimm die alten Herrn Agamemnon und Ulyſſes und Neſtor mit ihrer Weisheit und Thorheit, nimm den Lärmer Diomed, den blindtobenden Ajax, und halte ſie gegen den genialiſchen, allgewaltigen, melancholiſchzärtlichen Götterſohn, den Achill, gegen dieſes *enfant gaté* der Natur, und wie der Dichter den Jüngling voll Löwenkraft und Geiſt und Anmuth in die Mitte geſtellt hat zwiſchen Altklugheit und Rohheit,

und du wirſt ein Wunder der Kunſt in Achilles Karakter finden. Im ſchönſten Kontraſte ſtehet der Jüngling mit Hector, dem edeln treuen frommen Manne, der ſo ganz aus Pflicht und ſeinem Gewiſſen Held iſt, da der andre alles aus reicher ſchöner Natur iſt. Sie ſind ſich ebenſo entgegengeſezt, als ſie verwandt ſind, und eben dadurch wird es um ſo tragiſcher, wenn Achill am Ende als Todtfeind des Hector auftritt. Der freundliche Pratroklus geſellt ſich lieblich zu Achill und ſchikt ſich ſo recht zu dem Trozigen.

Man ſiehet auch wohl, wie hoch Homer den Helden ſeines Herzens achtete. Man [hat] ſich oft gewundert, warum Homer, der doch den Zorn des Achill beſingen wolle, ihn faſt gar nicht erſcheinen laſſe pp. Er wollte den Götterjüngling nicht profaniren in dem Getümmel vor Troja. Der Idealiſche durfte nicht alltäglich erſcheinen. Und er kont' ihn wirklich nicht herrlicher und zärtlicher beſingen, als dadurch, daß er ihn zurüktreten läßt, (weil ſich der Jüngling in ſeiner genialiſchen Natur vom rangſtolzen Agamemnon, als ein Unendlicher unendlich belaidiget fühlt,) ſo daß jeder Verluſt der Griechen von dem Tag an, wo man den Einzigen im Heere vermißt, an ſeine Überlegenheit über die ganze prächtige Menge der Herren und Diener mahnt, und die ſeltenen Momente, wo der Dichter ihn vor uns erſcheinen läßt, durch ſeine Abweſenheit nur deſto mehr ins Licht geſezt werden. Dieſe ſind dann auch mit wunderbarer Kraft gezeichnet und der Jüngling tritt wechſelsweiſe klagend und rächend, unausſprechlich rührend und dann wieder furchtbar ſo lange nacheinander auf, bis am

Ende, nachdem ſein Leiden und ſein Grimm aufs höchſte geſtiegen ſind, nach fürchterlichem Ausbruch das Gewitter austobt, und der Götterſohn kurz vor ſeinem Tode, den er vorausweiß, ſich mit allem, ſo gar mit dem alten Vater Priamus ausſöhnt.

Dieſe lezte Scene iſt himmliſch nach allem, was vorhergegangen war. . . . .
. . . .

Ein Wort über die Iliade

Man iſt manchmal bei ſich ſelber uneins über die Vorzüge verſchiedener Menſchen; (und faſt in einer Verlegenheit, wie die Kinder, wenn man ſie fragt, wen ſie am meiſten lieben unter denen, die ſie nahe angehn,) jeder hat ſeine eigene Vortreflichkeit und dabei ſeinen eigenen Mangel; dieſer empfiehlt ſich uns dadurch, daß er das, worinnen er lebt, vollkommen erfüllt, indem ſich ſein Gemüth und ſein Verſtand für eine beſchränktere, aber der menſchlichen Natur dennoch gemäße Lage gebildet haben; wir nennen ihn einen natürlichen Menſchen, weil er und ſeine einfache Sphäre ein harmoniſches Ganze ſind, aber es ſcheint ihm dagegen, verglichen mit andern, an Energie und dann auch wieder an tiefem Gefühl und Geiſt zu mangeln; ein anderer intereſſirt uns mehr durch Größe und Stärke und Beharrlichkeit ſeiner Kräfte und Geſinnungen, durch Muth und Aufopferungsgaabe, aber er dünkt uns zu geſpannt, zu ungenügſam, zu gewaltſam, zu einſeitig in manchen Fällen, zu ſehr im Widerſpruche mit der Welt; wieder ein anderer ge-

winnt uns durch die größere Harmonie ſeiner inneren Kräfte, durch die Vollſtändigkeit und Integrität und Seele, womit er die Eindrüke aufnimmt, durch die Bedeutung, die ebendeswegen ein Gegenſtand, der ihn umgiebt, im Einzelnen und Ganzen für ihn hat, für ihn haben kann, und die dann auch in ſeinen Äußerungen über den Gegenſtand ſich findet; und wie die Unbedeutenheit uns mehr als alles andere ſchmerzt, ſo wäre uns auch der vorzüglich willkommen, der uns und das, worinn wir leben, wahrhaft bedeutend nimmt, ſo bald er ſeine Art zu ſehen und zu fühlen uns nur leicht genug umdichtend faßlich machen könnte, aber wir ſind nicht ſelten verſucht, zu denken, daß er, indem er den Geiſt des Ganzen fühle, das Einzelne zu wenig ins Auge faſſe, daß er, wenn andere vor lauter Bäumen den Wald nicht ſehn, über dem Walde die Bäume vergeſſe, daß er bei aller Seele, ziemlich unverſtändig, und deßwegen auch für andere unverſtändlich ſei.

Wir ſagen uns dann auch wieder, daß kein Menſch in ſeinem äußern Leben alles zugleich ſeyn könne, daß man, um ein Daſeyn und Bewußtſeyn in der Welt zu haben, ſich für irgend etwas determiniren müſſe, daß Neigung und Umſtände den einen zu dieſer, den andern zu einer andern Eigentümlichkeit beſtimme, daß dieſe Eigentümlichkeit dann freilich am meiſten zum Vorſchein komme, daß aber andere Vorzüge, die wir vermiſſen, deßwegen nicht ganz fehlen bei einem ächten Karakter, und nur mehr im Hintergrunde liegen, daß dieſe vermißten Vorzüge . . . . . .
. . . .

Über die verſchiednen Arten zu dichten

Man iſt manchmal bei ſich ſelber uneins über die Vorzüge verſchiedener Menſchen. Jeder hat ſeine Vortreflichkeit und dabei ſeinen eigenen Mangel. Dieſer gefällt uns durch die Einfachheit und Akkurateſſe und Unbefangenheit, womit er in einer beſtimmten Richtung fortgeht, der er ſich hingab; die Momente ſeines Lebens folgen ſich ununterbrochen und leicht, alles hat bei ihm ſeine Stelle und ſeine Zeit; nichts ſchwankt, nichts ſtört ſich, und weil er beim Gewöhnlichen bleibt, ſo iſt [er] auch ſelten großer Mühe und großem Zweifel ausgeſezt. (Und wie er für sich selbst iſt, so hält er es auch mit andern, so wirkt er auf sie. Beſtimmt, klar, nicht sehr bekümmert,) immer gerade und moderat, und der Stelle und dem Augenblike angemeſſen und ganz in der Gegenwart, iſt er uns, wenn wir nicht zu geſpannt und hochgeſtimmt ſind, auch niemals ungelegen; er läßt uns, wie wir ſind, wir vertragen uns leicht mit [ihm], er bringt uns nicht gerade um Vieles weiter, intereſſirt uns eigentlich auch nicht tief; aber diß wünſchen [wir] ja auch nicht immer und beſonders unter gewaltſamen Erſchütterungen haben wir vorerſt kein ächteres Bedürfniß, als einen ſolchen Umgang, einen ſolchen Gegenſtand, bei dem wir uns am leichteſten in einem Gleichgewichte, in Ruhe und Klarheit wiederfinden.

Wir nennen den beſchriebenen Karakter vorzugsweiſe natürlich und haben mit dieſer Huldigung wenigſtens ſo ſehr recht, als einer der ſieben Weiſen, welcher in ſeiner Sprache und Vorſtellungsweiſe behaup-

tet, alles ſei aus Waſſer entſtanden. Denn wenn in der ſittlichen Welt die Natur, wie es wirklich ſcheint, in ihrem Fortſchritt immer von den einfachſten Verhältniſſen und Lebensarten ausgeht, ſo ſind jene ſchlichten Karaktere nicht ohne Grund die urſprünglichen, die natürlichſten zu nennen. . . . .

. . . .

. . . .

verſtändiget hat, ſo iſt es für jeden, der ſeine Meinung darüber äußern möchte, nothwendig, ſich vorerſt in feſten Begriffen und Worten zu erklären.

So auch hier.

Der natürliche Ton, der vorzüglich dem epiſchen Gedichte eigen, iſt ſchon an ſeiner Außenſeite leicht erkennbar.

Bei einer einzigen Stelle im Homer läßt ſich eben das ſagen, was ſich von dieſem Tone im Großen und Ganzen ſagen läßt. (Wie überhaupt in einem guten Gedichte eine Redeperiode das ganze Werk repräſentieren kann, ſo finden wir es auch bei dieſem Tone und dieſem Gedichte.) Ich wähle hiezu die Rede des Phönix, wo er den zürnenden Achill bewegen will, ſich mit Agamemnon auszuſöhnen und den Achaiern wieder im Kampfe gegen die Trojer zu helfen.

Dich auch macht' ich zum Manne, du göttergleicher Achilles,
Liebend mit herzlicher Treu; auch wollteſt du nimmer mit andern
Weder zum Gaſtmahl gehn, noch daheim in den Wohnungen eſſen,
Eh ich ſelber dich nahm, auf meine Knie dich ſezend,

Und die zerſchnittene Speiſe dir reicht' und den Becher
dir vorhielt.
Oftmals haſt du das Kleid mir vorn am Buſen be-
feuchtet,
Wein aus dem Munde verſchüttend in unbehülflicher
Kindheit.
Alſo hab' ich ſo manches durchſtrebt und ſo manches
erduldet
Deinethalb, ich bedachte, wie eigene Kinder die Götter
Mir verſagt, und wählte, du göttergleicher Achilles,
Dich zum Sohn, daß du einſt vor traurigem Schikſaal
mich ſchirmteſt.
Zähme dein großes Herz, o Achilleus! Nicht ja ge-
ziemt dir
Unerbarmender Sinn; oft wenden ſich ſelber die Götter,
Die doch weit erhabner an Herrlichkeit, Ehr und Ge-
walt ſind.[1])

Der ausführliche, ſtetige, wirklich wahre Ton fällt in die Augen.

Und ſo hält ſich dann auch das epiſche Gedicht im Größeren an das Wirkliche. Es iſt, wenn man es in ſeiner Eigentümlichkeit betrachtet, ein Karaktergemählde, und aus dieſem Ge[ſichtspunkt] durchaus angeſehn, intereſſirt und erklärt ſich auch eben die Iliade erſt recht, von allen Seiten.[2]) In einem Karakterge-

---

[1]) Ich brauche wohl wenigen zu ſagen, daß diß Voßiſche Überſezung iſt, und denen, die ſie noch nicht kennen, geſtehe ich, daß auch [ich] zu meinem [Bedauern] erſt ſeit kurzem damit bekannter geworden bin. [2]) Und wenn die Begebenheiten und Umſtände, worinn ſich die Karaktere darſtellen, ſo ausführlich entwikelt werden, ſo iſt es vorzüglich darum, weil dieſe gerade vor den Menſchen, die [in] ihnen leben, ſo erſcheinen, ohne ſehr alterirt, und aus der gewöhnlichen Stimmung und Weiſe herausgetrieben zu ſeyn.

mählde ſind dann auch alle übrigen Vorzüge des natürlichen Tons an ihrer weſentlichen Stelle. Dieſe ſichtbare ſinnliche Einheit, daß alles vorzüglich vom Helden aus und wieder auf ihn zurükgeht, daß Anfang und Kataſtrophe und Ende an ihn gebunden iſt, daß alle Karaktere und Situationen in ganzer Mannigfaltigkeit mit allem, [was] geſchiehet und geſagt wird, wie die Puncte in einer Linie gerichtet ſind, auf den Moment, wo er in ſeiner höchſten Individualität auftritt, dieſe Einheit iſt, wie man leicht einſieht, nur in einem Werke möglich, das ſeinen eigentlichen Zwek in die Darſtellung von Karakteren ſezt, und wo im Hauptkarakter der Hauptquell liegt.

So folgt aus dieſer Idee auch die ruhige Moderation, die dem natürlichen Tone ſo eigen iſt, die uns die Karaktere ſo genau innerhalb ihrer Grenze zeigt, und ſie ſo ſanft abſtuft.

Der Künſtler iſt in der Dichtart, wovon die Rede iſt, nicht deswegen ſo moderat, weil er dieſes Verfahren für das Einzigpoetiſche hält, er vermeidet z. B. die Extreme und Gegenſäze nicht darum, weil er ſie in keinem Falle brauchen mag, er weiß wohl, daß es am rechten Orte poetiſchwahre Extreme und Gegenſäze der Perſonen, der Ereigniſſe, der Gedanken, der Leidenſchaften, der Bilder, der Empfindungen giebt, er ſchließt ſie nur aus, inſofern ſie zum jezigen Werke nicht paſſen; er mußte ſich einen feſten Standpunct wählen, und dieſer iſt jezt das Individuum, der Karakter ſeines Helden, ſo wie er durch Natur und Bildung ein beſtimmtes eignes Daſeyn, eine Wirklichkeit gewonnen hat. Aber eben dieſe Individualität des Karakters gehet nothwen-

diger weiſe in Extremen verloren. Hätte Homer ſeinen entzündbaren Achill nicht ſo zärtlich ſorgfältig dem Getümmel entrükt, wir würden den Götterſohn kaum noch von dem Elemente unterſcheiden, das ihn umgiebt, und nur, wo wir ihn ruhig im Zelte finden, wie er mit der Leier ſein Herz erfreut und Siegsthaten der Männer ſingt, indeſſen ſein Patroklus gegenüber ſizt und ſchweigend harrt, bis er den Geſang vollendet, hier nur haben wir den Jüngling recht vor Augen.

Alſo, um die Individualität des dargeſtellten Karakters zu erhalten, um die es ihm jezt gerade am meiſten zu thun iſt, iſt der epiſche Dichter ſo durchaus moderat, (und was hieraus von ſelbſt folgt.)

Und wenn die Umſtände, in denen ſich die epiſchen Karaktere befinden, ſo genau und ausführlich dargeſtellt werden, ſo iſt es wieder nicht, weil der Dichter in dieſe Umſtändlichkeit allen poetiſchen Werth ſezt. In einem andern Falle würde er ſie bis auf einen gewiſſen Grad vermeiden; aber hier, wo ſein Standpunct Individualität, Wirklichkeit, beſtimmtes Daſein der Karaktere iſt, muß auch die umgebende Welt aus dieſem Standpuncte erſcheinen. Und [daß] die umgebenden Gegenſtände aus dieſem Standpuncte eben in jener Genauigkeit erſcheinen, erfahren wir an uns ſelbſt, ſo oft wir in unſerer eigenen gewöhnlichſten Stimmung ungeſtört bei den Umſtänden gegenwärtig ſind, in denen wir ſelber leben.

Ich wünſchte noch manches hinzuzuſezen, wenn ich nicht auszuſchweifen fürchtete. Ich ſeze nur noch hinzu, daß dieſe Ausführlichkeit in den dargeſtellten Umſtänden blos Widerſchein der Karaktere iſt, inſo-

fern ſie Individuen überhaupt und noch nicht näher beſtimmt ſind. Das Umgebende kann noch auf eine andere Art den Karakteren angepaßt werden. In der Iliade theilt ſich zulezt die Individualität des Achill, die freilich auch dafür geſchaffen iſt, mehr oder weniger allem und jedem mit, was ihn umgiebt, und nicht blos den Umſtänden, auch den Karakteren. Bei den Kampfſpielen, die dem todten Patroklus zu Ehren angeſtellt [werden], tragen merklicher und unmerklicher die übrigen Helden des griechiſchen Heeres faſt alle ſeine Farbe, und endlich ſcheint ſich der alte Priamus in allem ſeinem Laide noch vor dem Heroen, der doch ſein Feind war, zu verjüngen.

Aber man ſiehet leicht, daß diß leztere ſchon über den natürlichen Ton hinausgeht, ſo wie er bis jezt beſchrieben worden iſt, in ſeiner bloßen Eigentümlichkeit.

In dieſer wirkt [er] dann allerdings ſchon günſtig auf uns durch ſeine Ausführlichkeit, ſeinen ſtetigen Wechſel, ſeine Wirklichkeit . . . .

. . . .

[Über den Unterſchied zwiſchen lyriſcher, epiſcher und tragiſcher Dichtung]

Das lyriſche, dem Schein nach idealiſche Gedicht iſt in ſeiner Bedeutung naiv. Es iſt eine fortgehende Metapher Eines Gefühls.

Das epiſche, dem Schein nach naive Gedicht iſt in ſeiner Bedeutung heroiſch. Es iſt die Metapher großer Beſtrebungen.

Das tragiſche, dem Schein nach heroiſche Gedicht

ist in seiner Bedeutung idealisch. Es ist die Metapher einer intellectuellen Anschauung.

Das lyrische Gedicht ist [in] seiner Grundstimmung das sinnlichere, indem diese eine Einigkeit enthält, die am leichtesten sich giebt, eben darum strebt der äußere Schein nicht so wohl nach Wirklichkeit und Heiterkeit und Anmuth, er gehet der sinnlichen Verknüpfung und Darstellung so sehr aus dem Wege, (weil der reine Grundton eben dahin sich neigen möchte,) daß sie in ihren Bildungen und der Zusammenstellung derselben gerne wunderbar und übersinnlich ist; und die heroischen energischen Dissonanzen, wo sie weder ihre Wirklichkeit, ihr Lebendiges, wie im idealischen Bilde, noch ihre Tendenz zur Erhebung, wie [im] unmittelbaren Ausdruk verliert, diese energischen heroischen Dissonanzen, die Erhebung und Leben vereinigen, sind die Auflösung des Widerspruchs, in den sie geräth, indem sie von einer Seite nicht ins Sinnliche fallen, von der andern ihren Grundton, das innige Leben nicht verläugnen kann und will. Ist ihr Grundton jedoch heroischer, gehaltreicher, wie z. B. [in] der einen Pindarischen Hymne an den Fechter Diagoras, hat er also an Innigkeit weniger zu verlieren, so fängt [sie] naiv an, ist er idealischer, dem kunstvollen, dem uneigentlichen Tone verwandter, hat [er] also an Leben weniger zu verlieren, so fängt sie heroisch an, ist er am innigsten, hat er an Gehalt, noch mehr aber an Erhebung, Reinheit des Gehalts zu verlieren, so fängt sie idealisch an.

Im lyrischen Gedichte fällt der Nachdruk auf die unmittelbarere Empfindungssprache, auf das Innigste,

das Verweilen, die Haltung auf das Heroiſche, die Richtung auf das Idealiſche zu.

Das epiſche, dem äußern Scheine nach naive Gedicht iſt in ſeiner Grundſtimmung das pathetiſchere, das energiſchere [?], aorgiſchere; es ſtrebt deswegen in ſeiner Ausführung, ſeinem Kunſtkarakter nicht ſo wohl nach Energie und Bewegung und Leben, als nach Präciſion und Ruhe und Bildlichkeit. Der Gegenſaz ſeiner Grundſtimmung mit ſeinem Kunſtkarakter, ſeines eigentlichen Tons mit ſeinem uneigentlichen, metaphoriſchen löſt ſich im Idealiſchen auf, wo es von einer Seite nicht ſo viel an Leben verliert, wie in ſeinem abgegränzten [?] Kunſtkarakter, noch an Moderation ſo viel, wie bei der unmittelbareren Äußerung ſeines Grundtones. Iſt ſein Grundton, der wohl auch verſchiedener Stimmung ſeyn kann, idealiſcher, hat er weniger an Leben zu verlieren und hingegen mehr Anlage zur Organiſation, Ganzheit, ſo kann das Gedicht mit ſeinem Grundtone, dem heroiſchen, anfangen — *μηνιν ἀειδε θεα* — und heroiſchepiſch ſeyn. Hat der unepiſche Grundton weniger idealiſche Anlage, hingegen mehr Verwandtſchaft mit [dem] Kunſtkarakter, welcher der naive iſt, ſo fängt er idealiſch an; hat der Grundton ſeinen eigentlichen Karakter ſo ſehr, daß er darüber an Anlage zum Idealen, noch mehr aber zur Naivetät verlieren muß, ſo fängt er naiv an. (Wenn das, was den Grundton und den Kunſtkarakter eines Gedichts vereiniget und vermittelt, der Geiſt des Gedichts iſt, und dieſer am meiſten gehalten werden muß, und dieſer Geiſt im epiſchen Gedichte das Idealiſche iſt, ſo muß [das] epiſche Gedicht bei dieſem am meiſten

verweilen, da hingegen auf den Grundton, der hier der naivepifche ift, am meiften Nachdruk, und auf das Naive, als den Karakter, die Richtung fallen, und alles darinn fich koncentriren, und darinn fich auszeichnen und individualifiren muß.)

Das tragifche, in feinem äußeren Scheine heroifche Gedicht ift, feinem Grundtone nach, idealifch, und allen Werken diefer Art muß Eine intellectuale Anfchauung zum Grunde liegen, welche keine andere feyn kann, als jene Einigkeit mit allem, was lebt, die zwar von dem befchränkteren Gemüthe nicht gefühlt, die in feinen höchften Beftrebungen nur geahndet, aber vom Geifte erkannt werden kann, und aus der Unmöglichkeit einer abfoluten Trennung und Vereinzelung hervorgeht, und am leichteften fich ausfpricht dadurch, daß man fagt, die wirkliche Trennung und mit ihr alles wirklich Materielle, Vergängliche, fo auch die Verbindung und mit ihr alles wirklich Geiftige, Bleibende, das Objective als folches, fo auch das Subjective als folches, feien nur ein Zuftand des Urfprünglicheinigen, in dem es fich befinde, weil es aus fich herausgehen müffe, des Stillftands wegen, der darum in ihm nicht ftattfinden könne, weil die Art der Vereinigung in ihm nicht immer diefelbe bleiben dürfe, der Materie nach, weil die Theile des Einigen nicht immer in derfelben näheren und entfernteren Beziehung bleiben dürfen, damit alles allem begegene, und jeden ihr ganzes Recht, ihr ganzes Maas von Leben werde, und jeder Theil im Fortgang dem Ganzen gleich fei an Vollftändigkeit, das Ganze hingegen im Fortgang den Theilen gleich werde [an] Beftimmt-

heit, jene an Inhalt gewinnen, dieſes an Innigkeit, jene an Leben, dieſes an Lebhaftigkeit, jenes im Fortgange mehr ſich fühle, dieſe im Fortgang ſich mehr erfüllen; denn es iſt ewiges Geſezes, daß das gehaltreiche Ganze in ſeiner Einigkeit nicht mit der Beſtimmtheit und Lebhaftigkeit ſich fühlt, nicht in dieſer ſinnlichen Einheit, in welcher ſeine Theile, die auch ein Ganzes, nur leichter verbunden ſind, ſich fühlen, ſo daß man ſagen kann, wenn die Lebhaftigkeit, Beſtimmtheit, Einheit der Theile, wo ſich ihre Ganzheit fühlt, die Grenze für dieſe überſteige, und zum Leiden, und möglichſt abſoluter Entſchiedenheit und Vereinzelung werde, dann fühle das Ganze in dieſen Theilen ſich erſt ſo lebhaft und beſtimmt, wie jene ſich in einem ruhigen aber auch bewegten Zuſtande, in ihrer beſchränkteren Ganzheit fühlen, (wie z. B. die lyriſche (individuellere) Stimmung iſt, wo die individuelle Welt in ihrem vollendetſten Leben und reinſten Einigkeit ſich aufzulöſen ſtrebt, und in dem Puncte, wo ſie ſich individualiſirt, in dem Theile, worinn ihre Theile zuſammenlaufen, zu vergehen ſcheint, im innigſten Gefühle, wie da erſt die individuelle Welt in ihrer Ganzheit ſich fühlt, wie da erſt, wo ſich Fühlender und Gefühltes ſcheiden wollen, die individuellere Einigkeit am lebhafteſten und beſtimmteſten gegenwärtig iſt, und wiedertönt.) Die Fühlbarkeit des Ganzen ſchreitet alſo in eben dem Grade und Verhältniſſe fort, in welchem die Trennung in den Theilen und in ihrem Centrum, worinn die Theile und das Ganze am fühlbarſten ſind, fortſchreitet. Die in der intellectualen

Anſchauung vorhandene Einigkeit verſinnlichet ſich in eben dem Maaſe, in welchem [ſie] aus ſich herausgehet, in welchem die Trennung ihrer Theile ſtattfindet, die denn auch nur darum ſich trennen, weil ſie ſich zu einig fühlen, wenn ſie im Ganzen dem Mittelpuncte näher ſind, oder weil ſie ſich nicht einig genug fühlen der Vollſtändigkeit nach, wenn ſie Nebentheile ſind, vom Mittelpuncte entfernter liegen, oder der Lebhaftigkeit nach, wenn ſie weder Nebentheile im genannten Sinne, noch weſentliche Theile im genannten Sinne ſind, ſondern weil [ſie] noch nicht gewordene, weil ſie erſt theilbare Theile ſind. – Und hier, im Übermaß des Geiſtes in der Einigkeit und ſeinem Streben nach Materialität, im Streben des theilbaren Unendlichern, Aorgiſchern, in welchem alles Organiſchere enthalten ſeyn muß, weil alles beſtimmter und nothwendiger Vorhandene ein Unbeſtimmteres, unnothwendiger Vorhandenes nothwendig macht, in dieſem Streben des theilbaren Unendlichen nach Trennung, welches ſich im Zuſtande der höchſten Einigkeit alles Organiſchen [den] in dieſer enthaltenen Theilen mittheilt, in dieſer nothwendigen Willkür des Zeus liegt eigentlich der ideale Anfang der wirklichen Trennung. Von dieſem gehet ſie fort bis dahin, wo die Theile in ihrer äußerſten Spannung ſind, wo dieſe ſich am ſtärkſten widerſtreben. Von dieſem Widerſtreit gehet ſie wieder in ſich ſelbſt zurük, nemlich dahin, wo die Theile, wenigſtens die urſprünglich innigſten, in ihrer Beſonderheit, als dieſe Theile in dieſer Stelle des Ganzen ſich aufheben, und eine neue Einigkeit entſteht. Der Übergang von der erſten zur

zweiten ist wohl eben jene höchste Spannung des Widerstreits. Und der Ausgang bis zu ihm unterscheidet sich vom Rükgang [dadurch], daß der erste idealer, der zweite realer ist, daß im ersten das Motiv ideal bestimmend, reflectirt pp., mehr aus dem Ganzen, als individuell ist, im zweiten aus Leidenschaft und den Individuen hervorgegangen ist.

Dieser Grundton ist weniger lebhaft als der lyrische, individuellere. Deswegen ist er auch, weil er universeller und der universellste ist . . . . .

Ist im Grundton des tragischen Gedichts mehr Anlage zur Reflexion und Empfindung zu seinem mittleren Karakter, hingegen weniger Anlage zur Darstellung, weniger irrdisches Element, so fängt es füglich vom idealischen Grundton an, wie es denn natürlich, daß ein Gedicht, dessen Bedeutung tiefer, und dessen Haltung und Spannung und Bewegkraft stärker und zarter, sich in seiner sprechendsten Äußerung so schnell und leicht nicht zeigt, wie wenn die Bedeutung und die Motive der Äußerung näher liegen, sinnlicher sind.

Ist die intellectuelle Anschauung subjectiver, und gehet die Trennung vorzüglich von den conzentrirenden Theilen aus, wie bei der Antigonä, so ist der Styl lyrisch, gehet sie mehr von den Nebentheilen aus und ist objectiv, so ist sie episch, geht sie von dem höchsten Trennbaren, von Zeus aus, wie bei Oedipus, so ist sie tragisch.

Die Empfindung spricht im Gedichte idealisch, die Leidenschaft naiv, die Phantasie energisch.

So wirkt auch wieder das Idealische im Gedichte auf die Empfindung (vermittelst der Leidenschaft), das

Naive auf die Leidenſchaft (vermittelſt der Phantaſie), das Energiſche auf die Phantaſie (vermittelſt der Empfindung).

Naives Gedicht.
Grundton: Leidenſchaft pp. vermittelſt der Phantaſie
Sprache: Empfindung Leidenſchaft Phantaſie Empfindung Leidenſchaft Phantaſie Empfindung
vermittelſt der Phantaſie
Wirkung: Leidenſchaft Phantaſie Empfindung Leidenſchaft Phantaſie Empfindung Leidenſchaft

Energiſches Gedicht.
Grundton: Phantaſie pp. vermittelſt der Empfindung
Sprache: Leidenſchaft Phantaſie Empfindung Leidenſchaft Phantaſie Empfindung Leidenſchaft
vorz. vermittelſt der Empfindung
Wirkung: Phantaſie Empfindung Leidenſchaft Phantaſie Empfindung Leidenſchaft Phantaſie

Idealiſches Gedicht.
Grundton: Empfindung pp. vermittelſt der Leidenſchaft
Sprache: Phantaſie Empfindung Leidenſchaft Phantaſie Empfindung Leidenſchaft Phantaſie
vorz. vermittelſt der Leidenſchaft
[Wirkung:] Empfindung Leidenſchaft Phantaſie Empfindung Leidenſchaft Phantaſie Empfindung

Phantaſie Leidenſchaft Empfindung Phantaſie Leidenſchaft Empfindung Phantaſie
vermittelſt der Empfindung
Empfindung Phantaſie Leidenſchaft Empfindung Phantaſie Leidenſchaft Empfindung
Styl des Lieds Diotima.

In jeder Dichtart, der epiſchen, tragiſchen und lyriſchen, wird ein ſtoffreicherer Grundton im naiven, ein intenſiverer, empfindungsvollerer im idealiſchen, ein geiſtreicherer im energiſchen Style ſich äußern; denn wenn im geiſtreicheren Grundton die Trennung vom Unendlichen aus geſchieht, ſo muß ſie zuerſt auf die conzentrirenden Theile oder auf das Centrum wirken, ſie muß dieſen mittheilen, und inſofern die Trennung eine empfangene iſt, ſo kann ſie ſich nicht

bildend, nicht ihr eigenes Ganze reproduzirend äußern, ſie kan nur reagiren, und diß iſt der energiſche Anfang; durch ſie erſt reagirt der entgegengeſezte Hauptheil, den die urſprüngliche Trennung auch traf, der aber als der empfänglichere ſie ſo ſchnell nicht wiedergab, und nun erſt reagirte; durch die Wirkung und Gegenwirkung der Haupttheile werden die Nebentheile, die auch durch die urſprüngliche Trennung ergriffen waren, aber nur bis zum Streben nach Veränderung, nie bis zur wirklichen Äußerung ergriffen, durch dieſe Äußerung der Hauptheile pp., bis das urſprünglich Trennende zu ſeiner völligen Äußerung gekommen iſt.

Gehet die Trennung vom Centrum aus, ſo geſchieht es entweder durch den empfänglicheren Hauptheil; denn dann reproducirt ſich dieſer im idealiſchen Bilde, die Trennung theilt . . . .

. . . .

[Über die Grundlage des tragiſchen dramatiſchen Gedichts im allgemeinen und der Empedokles-Tragödie im beſondern]

Die tragiſche Ode fängt im höchſten Feuer an, der reine Geiſt, die reine Innigkeit hat ihre Grenze überſchritten, ſie hat diejenigen Verbindungen des Lebens, die nothwendig, alſo gleichſam ohne diß zum Contact geneigt ſind, und durch die ganze innige Stimmung dazu übermäßig geneigt werden (phyſiſche oder moraliſche Sinnlichkeit), das Bewußtſeyn, das Nachdenken, oder die phyſiſche Sinnlichkeit nicht mäßig genug gehalten, und ſo iſt durch Übermaas der Innigkeit der Zwiſt entſtanden, den die tragiſche Ode gleich

zu Anfang fingirt, um das Reine darzuſtellen. Sie gehet dann weiter durch einen natürlichen Act aus dem Extrem des Unterſcheidens und der Noth in das Extrem des Nichtunterſcheidens des Reinen, des Überſinnlichen, das gar keine Noth anzuerkennen ſcheint, von da fällt ſie in eine reine Sinnlichkeit, in eine beſcheidenere Innigkeit, denn die urſprünglich höhere, göttlichere, kühnere Innigkeit iſt ihr als Extrem erſchienen, auch kann ſie nicht mehr in jenen Grad von übermäßiger Innigkeit fallen, mit [dem] ſie auf ihren Anfangston ausgieng, denn ſie hat gleichſam erfahren, wohin diß führte, ſie muß aus den Extremen des Unterſcheidens und Nichtunterſcheidens in jene ſtille Beſonnenheit und Empfindung übergehen, wo ſie freilich den Kampf der einen angestrengteren Beſonnenheit nothwendig als ihren Anfangston und [ihren] eigenen Charakter als Gegenſaz empfinden, und in ihn übergehen muß, wenn ſie nicht in dieſer Beſcheidenheit tragiſch enden ſoll, aber weil ſie ihn als Gegenſaz empfindet, gehet dann das Idealiſche, das dieſe beeden Gegenſäze vereiniget, reiner hervor, der Urton iſt wieder und mit Beſonnenheit gefunden und ſo gehet ſie wieder von da aus durch eine mäßige freiere Reflexion oder Empfindung ſicherer, freier, gründlicher (d. h. aus der Erfahrung und Erkenntniß des Heterogenen) in den Anfangston zurük.

Allgemeiner Grund

Es iſt die tiefſte Innigkeit, die ſich im tragiſchen dramatiſchen Gedichte ausdrükt. Die tragiſche Ode ſtellt das Innige auch in den poſitivſten Unterſchei-

dungen dar, in wirklichen Gegenſäzen, aber dieſe Gegenſäze ſind doch mehr blos in der Form und als unmittelbare Sprache der Empfindung vorhanden. Das tragiſche Gedicht verhüllt die Innigkeit in der Darſtellung noch mehr, drükt ſie in ſtärkeren Unterſcheidungen aus, weil es eine tiefere Innigkeit, ein unendlicheres Göttliche ausdrükt. Die Empfindung drükt ſich nicht mehr unmittelbar aus, es iſt nicht mehr der Dichter und ſeine eigene Erfahrung, was erſcheint, wenn ſchon jedes Gedicht, ſo auch das tragiſche aus poetiſchem Leben und Wirklichkeit, aus des Dichters eigener Welt und Seele hervorgegangen ſeyn muß, weil ſonſt überall die rechte Wahrheit fehlt, und überhaupt nichts verſtanden und belebt werden kann, wenn wir nicht das eigene Gemüth und die eigene Erfahrung in einen fremden analogiſchen Stoff übertragen können. Auch im tragiſchen dramatiſchen Gedichte ſpricht ſich alſo das Göttliche aus, das der Dichter in ſeiner Welt empfindet und erfährt, auch das tragiſche dramatiſche Gedicht iſt ihm ein Bild des Lebendigen, das ihm in ſeinem Leben gegenwärtig iſt und war; aber wie dieſes Bild der Innigkeit überall ſeinen lezten Grund in eben dem Grade mehr verläugnet und verläugnen muß, wie es überall mehr dem Symbol ſich nähern muß, je unendlicher, je unausſprechlicher, je näher ſo dem *nefas* die Innigkeit iſt, je ſtrenger und kälter das Bild den Menſchen und ſein empfundenes Element unterſcheiden muß, um die Empfindung in ihrer Gränze veſtzuhalten, um ſo weniger kann das Bild die Empfindung unmittelbar ausſprechen, es muß ſie ſo wohl der

Form als dem Stoff nach verläugnen, der Stoff muß ein kühneres, fremderes Gleichniß und Beispiel von ihr seyn, die Form muß mehr den Karakter der Entgegensezung und Trennung tragen. Eine andere Welt, fremde Begebenheiten, fremde Karaktere, doch wie jedes kühneres Gleichniß, [sich] dem Grundstoff um so inniger anpassend, blos in der äußeren Gestalt abweichender [?], denn wäre diese innige Verwandtschaft des Gleichnisses mit dem Stoffe, die karakteristische Innigkeit, die dem Bilde zum Grunde [liegt], nicht sichtbar, so wäre seine Entlegenheit, seine fremde Gestalt, nicht erklärlich. Die fremden Formen müssen um so lebendiger seyn, je fremder sie sind, und je weniger der sichtbare Stoff des Gedichts, [der] dem Gedichte zum Grunde liegt, dem Gemüth und der Welt des Dichters gleicht, um so weniger darf sich der Geist, das Göttliche, wie es [der] Dichter in seiner Welt empfand, in dem künstlichen fremden Stoffe verläugnen. Aber auch in diesem fremden künstlichen Stoffe darf und kann sich das Innige, Göttliche nicht anders aussprechen, als durch einen um so größern Grad des Unterscheidens, je inniger die zum Grunde liegende Empfindung ist. Daher darf 1) das Trauerspiel seinem Stoff und seiner Form nach dramatisch [sein], d. h. a) es enthält einen dritten von des Dichters eigenem Gemüth und eigener Welt verschiedenen fremden Stoff, den er wählte, weil er ihn analog genug fand, um seine Totalempfindung in ihn hineinzutragen, und in ihm, wie in einem Gefäße, zu bewahren, und zwar um so sicherer, je fremder bei der Analogie dieser Stoff ist, denn die innigste Empfindung ist der Vergänglichkeit in eben

[dem] Grade ausgefezt, in welchem fie die wahren wirklichen und finnlichen Beziehungen nicht verläugnet, (und es ift deswegen ja auch lyrifches Gefez, wenn das Innige dort an sich weniger tut, also leichter zu haben ist, den phyfifchen und intellectualen Zufammenhang zu verläugnen.) Eben darum verläugnet der tragifche Dichter, weil er die tieffte Innigkeit ausdrükt, feine Perfon, feine Subjectivität ganz, fo auch das ihm gegenwärtige Object, er trägt fie in fremde Perfonalität, in fremde Objectivität über, (und felbft, wo die zum Grunde liegende Totalempfindung am meiften fich verräth, in der Hauptperfon, die den Ton des Dramas angiebt, und in der Hauptfituation, wo das Object des Dramas, das Schikfaal fein Geheimniß am deutlichften ausfpricht, wo es die Geftalt der Homogenität gegen feinen Helden am meiften annimmt, (eben die ihn am ftärkften angreift,) felbft da

. . . .

. . . .

und fchlimme Erfolg, den die falfchen Verfuche zu einer hergeftellten reinen Innigkeit im Gemüthe haben, nicht wieder durch das Leidende felbftthätig durch einen neuen angemeffen unangemeffenen Verfuch behandelt, fondern von einem Andern zuvorkommenderweife gemacht wird, das auf eben dem Wege geht, nur eine Stufe höher oder niedriger fteht, fo daß das durch falfche Verbefferungsverfuche angefochtene Gemüth nicht blos durch fich die eigene Selbftthätigkeit geftört [fieht], fondern auch [durch] das Zuvorkommen einer fremden gleich falfchen noch mehr alteriert und zu einer heftigeren Reaction geftimmt wird.

Grund zum Empedokles

Natur und Kunſt ſind ſich im reinen Leben nur harmoniſch entgegengeſezt, die Kunſt iſt die Blüthe, die Vollendung der Natur, Natur wird erſt göttlich durch die Verbindung mit der verſchiedenartigen, aber harmoniſchen Kunſt; wenn jedes ganz iſt, was es ſeyn kann, und eines verbindet ſich mit dem andern, erſezt den Mangel des andern, den es nothwendig haben muß, um ganz das zu ſeyn, was es als Beſonderes ſeyn kann, dann iſt die Vollendung da, und das Göttliche iſt in der Mitte von beiden. Der organiſchere, künſtlichere Menſch iſt die Blüthe der Natur; die aorgiſchere Natur, wenn ſie rein gefühlt wird, von rein organiſirten, rein in ſeiner Art gebildeten Menſchen, giebt ihm das Gefühl der Vollendung. Aber dieſes Leben iſt nur im Gefühle und nicht für die Erkenntniß vorhanden. Soll es erkennbar ſeyn, ſo muß es [ſich] dadurch darſtellen, daß es im Übermaße der Innigkeit, wo ſich die Entgegengeſezten verwechſeln, ſich trennt, daß das Organiſche, das ſich zu ſehr der Natur überließ und ſein Weſen, Bewußtſeyn vergaß, in das Extrem der Selbſtthätigkeit und Kunſt und Reflexion, die Natur hingegen wenigſtens in ihren Wirkungen auf den reflectirenden Menſchen in das Extrem des Aorgiſchen, des Unbegreifflichen, des Unfühlbaren, des Unbegrenzten übergeht, bis durch den Fortgang der entgegengesezten Wechſelwirkungen die beiden urſprünglich einigen ſich wie anfangs begegnen, nur daß die Natur organiſcher durch den bildenden cultivirenden Menſchen, überhaupt [durch] die Bildungstriebe und Bildungskräfte, hingegen der Menſch aorgiſcher, allgemeiner, unendlicher geworden

ist. Diß Gefühl gehört vieleicht zum Höchsten, was gefühlt werden kann, wenn beide entgegengesezte, der verallgemeinerte und geistig lebendige, künstlich rein aorgische Mensch und die Wohlgestalt der Natur sich begegnen. Diß Gefühl gehört vieleicht zum Höchsten, was der Mensch erfahren kann, denn die jezige Harmonie mahnt ihn an das vormalige umgekehrte reine Verhältnis, er fühlt sich und die Natur zweifach, und [die] Verbindung ist unendlicher.

In der Mitte liegt der Tod des Einzelnen, nemlich derjenige Moment, wo das Organische seine Ichheit, sein besonderes Daseyn, das zum Extreme geworden war, das Aorgische seine Allgemeinheit, nicht wie zu Anfang in idealer Vermischung, sondern in realem höchstem Kampf ablegt, indem das Besondere auf seinem Extrem gegen das Extrem des Aorgischen sich thätig immer mehr verallgemeinern, immer [mehr] von seinem Mittelpuncte sich reißen muß, das Aorgische gegen das Extrem des Besonderen sich immer mehr concentriren, und immer mehr einen Mittelpunct gewinnen und zum Besondersten werden muß; (wo dann das aorgisch gewordene Organische gegen die Besonderheit des Objects sich wenden muß,) wo dann das aorgisch gewordene Organische sich selber wiederzufinden und zu sich selber zurükzukehren scheint, indem es an die Individualität des Aorgischen sich hält, und das Object, das Aorgische, sich selbst zu finden scheint, indem es in demselben Moment, wo es Individualität annimmt, auch zugleich das Organische auf dem höchsten Extreme des Aorgischen findet, so daß in diesem

Moment, in dieſer Geburt der höchſten Feindſeeligkeit die höchſte Verſöhnung wirklich zu ſein ſcheint. Aber die Individualität dieſes Moments iſt nur ein Erzeugniß des höchſten Streits; ſo wie alſo die Verſöhnung da zu ſeyn ſcheint, und das Organiſche nun wieder auf ſeine Art, das Aorgiſche auf die ſeinige auf dieſen Moment hin wirkt, ſo wird auf die Eindrüke des Organiſchen die in dem Moment enthaltene aorgiſch entſprungene Individualität wieder aorgiſcher, auf die Eindrüke des Aorgiſchen wird die in dem Moment enthaltene organiſch entſprungene Allgemeinheit wieder beſonderer, ſo daß der vereinende Moment, wie ein Trugbild, ſich immer mehr auflöſt, ſich dadurch, daß er aorgiſch gegen das Organiſche reagirt, immer mehr von dieſem ſich entfernt, dadurch aber und durch ſeinen Tod die kämpfenden Extreme, aus denen er hervorgieng, ſchöner verſöhnt und vereiniget, als in ſeinem Leben, indem [die] Vereinigung nun nicht in einem Einzelnen und deßwegen zu innig iſt, indem das Göttliche nicht mehr ſinnlich erſcheint, indem der glükliche Betrug der Vereinigung in eben dem Grade aufhört, als er zu innig und einzig war, ſo daß die beiden Extreme, wovon das eine, das organiſche, durch den vergehenden Moment zurükgeſchreckt und dadurch in eine reinere Allgemeinheit erhoben, das aorgiſche, indem [es] zu dieſem übergeht, für das organiſche ein Gegenſtand der ruhigern Betrachtung werden muß, und die Innigkeit des vergangenen Moments nun allgemeiner, gehaltner, unterſcheidender, klarer hervorgeht.

So ist Empedokles ein Sohn ſeines Himmels und ſeiner

Periode, ſeines Vaterlandes, ein Sohn der gewaltigen Entgegenſezungen von Natur und Kunſt, in denen die Welt vor ſeinen Augen erſchien. Ein Mensch, in dem ſich jene Gegenſäze ſo innig vereinigen, daß ſie zu Einem in ihm werden, daß ſie ihre urſprüngliche unterſcheidende Form ablegen und umkehren, daß das, was in ſeiner Welt für ſubjectiver gilt und mehr in Beſonderheit vorhanden iſt, das Unterſcheiden, das Denken, das Vergleichen, das Bilden, das Organiſiren und Organiſirtſeyn, in ihm ſelber objectiver iſt, ſo daß er, um es ſo ſtark wie möglich zu benennen, unterscheidender, denkender, vergleichender, bildender, organiſirender und organiſirter iſt, wenn er weniger bei ſich ſelber iſt und in ſo fern er ſich weniger bewußt iſt, daß bei ihm und für ihn das Sprachloſe Sprache und bei ihm und für ihn das Allgemeine, das Unbewußtere, die Form des Bewußtſeyns und der Beſonderheit gewinnt, daß hingegen dasjenige, was bei andern in seiner Welt für objectiver gilt, und in allgemeinerer Form vorhanden iſt, das weniger Unterſcheidende und Unterſcheidbare, das Gedankenloſere, Unvergleichbarere, Unbildlichere, Unorganiſirtere und Desorganiſirende bei ihm und für ihn ſubjectiver iſt, ſo daß er ununterschiedener und ununterſcheidender, gedankenloſer in der Wirkung, unvergleichbarer, unbildlicher, aorgiſcher und desorganiſcher iſt, wenn er mehr bei ſich ſelber iſt und nur in ſo fern er ſich mehr bewußt, daß bei ihm und für ihn das Sprechende unausſprechlich oder unauszuſprechend, daß bei ihm und für ihn das Beſondere und Bewußte die Form des Unbewußten und Allgemeinen annimmt, daß alſo jene

beeden Gegensäze in ihm zu einem werden, weil sie in ihm ihre unterscheidende Form umkehren und sich auch in so weit vereinigen, als sie im ursprünglichen Gefühle verschieden sind —

ein solcher Mensch kann nur aus der höchsten Entgegensezung von Natur und Kunst erwachsen, und so wie (ideal) das Übermaas der Innigkeit aus Innigkeit hervorgeht, so geht dieses reale Übermaas der Innigkeit aus Feindseeligkeit und höchstem Zwist hervor, wo das Aorgische nur deswegen die bescheidene Gestalt des Besondern annimmt, und sich so zu versöhnen scheint mit dem Überorganischen, das Organische nur deßwegen die bescheidene Gestalt des Allgemeinen annimmt, und sich zu versöhnen scheint mit dem Überaorgischen, Überlebendigen, weil beide sich auf den höchsten Extremen am tiefsten durchdringen und berühren und hiemit in ihrer äußern Form die Gestalt, den Schein des Entgegengesezten annehmen müssen.

So ist Empedokles, wie gesagt, das Resultat seiner Periode, und sein Karakter weist auf diese zurük, sowie er aus dieser hervorgieng. Sein Schiksaal stellt sich in ihm dar, als in einer augenbliklichen Vereinigung, die aber sich auflösen muß, um mehr zu werden. (Sein Gemüth, das Objective in ihm, wurde früh durch die hyperpolitischen immer rechtenden und berechnenden Agrigentiner aus seiner Unbefangenheit, stillen Geselligkeit und Liebe in Einsamkeit getrieben, so wie hingegen sein Kunstsinn, die Kraft zu ordnen und zu organisiren, in einer eigentümlichen und angemessenen Sphäre zu schaffen und zu bilden, zum Reformators-

geiſte verallgemeinert und aorgiſcher wurde, durch die anarchiſche Wildheit, die ſich um ihn bewegte.)

Er ſcheint nach allem zum Dichter geboren, ſcheint alſo in ſeiner ſubjectiven thätigen Natur ſchon jene ungewöhnliche Tendenz zur Allgemeinheit zu haben, die unter andern Umſtänden, oder durch Einſicht und Vermeidung ihres zu ſtarken Einfluſſes, zu jener ruhigen Betrachtung, zu jener Vollſtändigkeit durchgängiger Beſtimmtheit des Bewußtſeyns wird, womit der Dichter auf ein Ganzes blikt, ebenſo ſcheint in ſeiner objectiven Natur, in ſeiner Paſſivität jene glükliche Gabe zu liegen, die auch ohne gefliſſentliches und wiſſentliches Ordnen und Denken [und] Bilden zum Ordnen und Denken und Bilden geneigt iſt, jene Bildſamkeit der Sinne und des Gemüths, die alles ſolche leicht und ſchnell in ſeiner Ganzheit lebendig aufnimmt, und die der künſtlichen Thätigkeit mehr zu ſprechen, als zu thun giebt. Aber dieſe Anlage ſollte nicht in ihrer eigentümlichen Sphäre wirken und bleiben, er ſollte nicht in ſeiner Art und ſeinem Maas, in ſeiner eigentümlichen Beſchränktheit und Reinheit wirken und dieſe Stimmung durch den freien Ausdruk derſelben zur allgemeineren Stimmung, die zugleich die Beſtimmung ſeines Volks war, werden laſſen; das Schikſaal ſeiner Zeit, die gewaltigen Extreme, in [denen] er erwuchs, forderten nicht Geſang, wo das Reine in einer idealiſchen Darſtellung, die zwiſchen der Geſtalt des Schikſaals und des Urſprünglichen liegt, noch leicht wieder aufgefaßt wird, wenn ſich die Zeit noch nicht zu ſehr davon entfernt hat; das Schikſaal ſeiner Zeit erforderte auch nicht eigentliche That, die zwar unmittel-

barwirkt und hilft, aber auch einſeitiger, und um ſo mehr, je weniger ſie den ganzen Menſchen exponirt; es erforderte ein Opfer, wo der ganze Menſch das wirklich und ſichtbar wird, worinn das Schikſaal ſeiner Zeit ſich aufzulöſen ſcheint, wo die Extreme ſich in Einem wirklich und ſichtbar zu vereinigen ſcheinen, aber eben deswegen zu innig vereinigt ſind, und in einer idealiſchen That das Individuum deswegen untergeht und untergehen muß, weil an ihm ſich die vorzeitige, aus Noth und Zwiſt hervorgegangene, ſinnliche Vereinigung zeigte, welche das Problem des Schikſaals auflöſte, das ſich aber niemals ſichtbar und individuell auflöſen kann, weil ſonſt das Allgemeine im Individuum ſich verlöre und (was noch immer ſchlimmer, als alle großen Bewegungen des Schikſaals, und allein unmöglich iſt) das Leben einer Welt in einer Einzelnheit abſtürbe; da hingegen, wenn dieſe Einzelnheit, als vorzeitiges Reſultat des Schikſaals ſich auflöſt, weil es zu innig und wirklich und ſichtbar war, das Problem des Schikſaals zwar *materialiter* ſich auf dieſelbe Art auflöſt, aber *formaliter* anders, indem eben das Übermaas [von] Innigkeit, das aus Glük, urſprünglich aber nur ideal und als Verſuch hervorgegangen war, nun durch den höchſten Zwiſt wirklich geworden, ſich inſofern, eben darum, und in den Graden, Kräften, und Werkzeugen wirklich aufhebt, in welchen das urſprüngliche Übermaas der Innigkeit, die Urſache alles Zwiſtes ſich aufhob, ſo daß die Kraft des innigen Übermaßes ſich wirklich verliert, und eine reifere wahrhafte reine allgemeine Innigkeit übrig bleibt.

So ſollte alſo Empedokles ein Opfer ſeiner Zeit

werden, die Probleme des Schikſaals, in dem er erwuchs, ſollten in ihm ſich ſcheinbar löſen, und dieſe Löſung ſollte ſich als eine ſcheinbare, temporäre zeigen, wie mehr oder weniger bei allen tragischen Perſonen, die alle in ihren Karakteren und Äußerungen mehr oder weniger Verſuche ſind, die Probleme des Schikſaals zu lösen, und alle ſich inſofern und in dem Grade aufheben, in welchem ſie nicht allgemein gültig ſind, wenn nicht anders ihre Rolle, ihr Karakter und ſeine Äußerungen ſich von ſelbſt als etwas Vorübergehendes und Augenblikliches darſtellen, ſo daß alſo derjenige, der ſcheinbar das Schikſaal am vollſtändigſten löſt, auch ſich am meiſten in ſeiner Vergänglichkeit, und im Fortschritte ſeiner Verſuche am auffallendſten als Opfer darſtellt.

Wie iſt nun diß bei Empedokles der Fall?

Je mächtiger das Schikſaal, die Gegenſäze von Kunſt und Natur waren, um ſo mehr lag es in ihnen, ſich immer mehr zu individualiſiren, einen feſten Punct, einen Halt zu gewinnen, und eine ſolche Zeit ergreift alle Individuen ſo lange, fodert ſie zur Lösung auf, bis ſie eines findet, in dem ſich ihr unbekanntes Bedürfniß und ihre geheime Tendenz ſichtbar und erreicht darſtellt, von dem aus dann erſt die gefundene Auflöſung ins Allgemeine übergehen muß.

So individualiſirt ſich ſeine Zeit in Empedokles, und je mehr ſie ſich in ihm individualiſirt, je glänzender und wirklicher und ſichtbarer in ihm das Räthſel aufgelöſt erſcheint, um ſo nothwendiger wird ſein Untergang.

1) Schon der lebhafte, allesverſuchende Kunſtgeiſt

ſeines Volks überhaupt mußte in ihm ſich aorgischer, kühner, unbegrenzter, erfinderiſcher wiederholen, ſo wie von der andern Seite der glühende Himmelsſtrich und die üppige ſicilianiſche Natur gefühlter, ſprechender für ihn und in ihm ſich darſtellen mußte, und wenn er einmal von beiden Seiten ergriffen war, ſo mußte immer die eine Seite, die täthigere Kraft ſeines Weſens, die andere als Gegenwirkung verſtärken, ſo wie ſich von dem empfindenden Theile ſeines Gemüths der Kunſtgeiſt nähren und weiter treiben mußte.

2) Unter ſeinen hyperpolitiſchen, immer rechtenden und berechnenden Agrigentinern, unter den fortſtrebenden und immer ſich erneuernden geſellſchaftlichen Formen ſeiner Stadt mußte ein Geiſt, wie der ſeinige war, der immer nach Erfindung eines vollſtändigen Ganzen ſtrebte, nur zu ſehr zum Reformatorsgeiſte werden, ſo wie die anarchiſche Ungebundenheit, wo jeder ſeiner Originalität folgte, ohne ſich um [die] Eigentümlichkeit der andern zu kümmern, auch ihn mehr als andere bei ſeiner reichen ſelbſtgenügſamen Natur und Lebensfülle ungeſelliger, einſamer, ſtolzer und eigener machen mußte, und auch dieſe beiden Seiten ſeines Charakters mußten ſich wechſelſeitig erheben und übertreiben.

3) Eine freigeiſteriſche Kühnheit, die ſich dem Unbekannten, außerhalb des menſchlichen Bewußtſeyns und Handels liegenden, immer mehr entgegengeſezt, je inniger urſprünglich die Menſchen ſich im Gefühle mit jenem vereiniget fanden und durch einen natürlichen Inſtinkt getrieben wurden, ſich gegen den zu mächtigen, zu tiefen, freundlichen Einfluß des

Elements vor Selbſtvergeſſenheit und gänzlicher Entäußerung zu verwahren, die freigeiſteriſche Kühnheit, dieſes negative Räſoniren, Nichtdenken des Unbekannten, das bei einem übermüthigen Volke ſo natürlich iſt, mußte bei Empedokles, der in keinem Falle zur Negation gemacht war, um einen Schritt weiter gehen, es mußte ſich ſeiner verſichern wollen, ſein Geiſt mußte der Dienſtbarkeit ſo ſehr entgegenſtreben, daß er die überwältigende Natur zu umfaſſen, durch und durch zu verſtehen und ihrer bewußt zu werden ſuchen mußte, wie er ſeiner ſelbſt bewußt und gewiß ſeyn konnte, er mußte nach Identität mit ihr ringen, ſo mußte alſo ſein Geiſt im höchſten Sinne aorgiſche Geſtalt annehmen, von ſich ſelbſt und ſeinem Mittelpuncte ſich reißen, immer ſein Object ſo übermäßig penetriren, daß er in ihm, wie in einem Abgrund, ſich verlor, wo dann hingegen das ganze Leben des Gegenſtands das verlaſſne, durch die gränzenloſe Thätigkeit des Geiſtes nur unendlicher empfänglich gewordene Gemüth ergreiffen, und bei ihm zur Individualität werden mußte, ihm ſeine Beſonderheit geben, und dieſe in eben dem Grade durchgängiger nach ſich ſtimmen mußte, als er ſich geiſtig thätig dem Objecte hingegeben hatte; und ſo erſchien das Object in ihm in ſubjectiver Geſtalt, wie er die objective Geſtalt des Objects angenommen hatte. Er war das Allgemeine, das Unbekannte, das Object das Beſondere. Und ſo ſchien der Widerſtreit der Kunſt, des Denkens, des Ordnens des bildenden Menſchenkarakters und der bewußtloſeren Natur gelöſt, in den höchſten Extremen zu Einem und bis zum Tauſchen der gegenſeitigen unter-

ſcheidenden Form vereiniget. Diß war der Zauber, womit Empedokles in ſeiner Welt erſchien. Die Natur, welche ſeine freigeiſteriſchen Zeitgenoſſen mit ihrer Macht und ihrem Reize nur um ſo gewaltiger beherrſchte, je unkenntlicher ſie von ihr abſtrahirten, ſie erſchien mit allen ihren Melodien im Geiſte und Munde dieſes Mannes und ſo innig und warm und perſönlich, wie wenn ſein Herz das ihre wäre und der Geiſt des Elements in menſchlicher Geſtalt unter den Sterblichen wohnte. Diß gab ihm ſeine Anmuth, ſeine Furchtbarkeit, ſeine Göttlichkeit, und alle Herzen, die der Sturm des Schikſaals bewegte, und Geiſter, die in der räthſelhaften Nacht der Zeit unſtät und ohne Leiter hin und wieder irrten, flogen ihm zu, und je menſchlicher, näher ihrem eigenen Weſen er ſich ihnen zugeſellte, je mehr er, mit dieſer Seele, ihre Sache zu ſeiner machte, und, nachdem ſie einmal in ſeiner Göttergeſtalt erſchienen war, nun wieder in ihrer eigenern Weiſe ihnen wiedergegeben wurde, um ſo mehr war er der Angebetete. Dieſer Grundton ſeines Karakters zeigte ſich alſo in allen ſeinen Verhältniſſen. Sie nahmen ihn alle an. So lebte er in ſeiner höchſten Unabhängigkeit, in dem Verhältniſſe, das ihm, auch ohne die objectiveren und geſchichtlichern, ſeinen Gang vorzeichnete, ſo daß die äußeren Umſtände, die ihn denſelben Weg führten, ſo weſentlich und unentbehrlich ſie ſind, um das zum Vorſchein und zur Handlung [zu] bringen, was vieleicht nur Gedanke bei ihm geblieben wäre, dennoch, troz alles Widerſtreits, in dem er in der Folge mit ihnen zu ſtehen ſcheint, doch ſeiner freieſten Stimmung und

Seele begegnen, was denn auch kein Wunder iſt, da eben dieſe Stimmung auch der innerſte Geiſt der Umſtände iſt, da alle Extreme in dieſen Umſtänden von eben dieſem Geiſte aus und wieder auf ihn zurükgiengen. In ſeinem unabhängigſten Verhältniß löſt ſich das Schikſaal ſeiner Zeit in ihrem erſten und lezten Problem auf. So wie dieſe ſcheinbare Löſung von hier aus wieder ſich aufzuheben anfängt, und damit endet.

In dieſem unabhängigen Verhältniſſe lebt er, in jener höchſten Innigkeit, die den Grundton ſeines Karakters macht, mit den Elementen, indeß die Welt um ihn hierin gerade im höchſten Gegenſaze lebt, in jenem freigeiſteriſchen Nichtdenken, Nichtanerkennen des Lebendigen von einer Seite, von der andern in der höchſten Dienſtbarkeit gegen die Einflüſſe der Natur. In dieſem Verhältniſſe lebt [er] 1) überhaupt als fühlender Menſch, 2) als Philoſoph und Dichter, 3) als ein Einſamer, der ſeine Gärten pflegt. Aber ſo wäre [er] noch keine dramatiſche Perſon, alſo muß er das Schikſaal nicht blos in allgemeinen Verhältniſſen, und durch ſeinen unabhängigen Karakter, er muß es in beſonderen Verhältniſſen und in der beſonderſten Veranlaſſung und Aufgabe löſen. Aber in ſo innigem Verhältniſſe, wie er mit dem Lebendigen der Elemente ſteht, ſtehet er auch mit ſeinem Volke. Er war des negativen gewaltſamen Neuerungsgeiſtes, der gegen das trozige, anarchische Leben, das keinen Einfluß, keine Kunſt dulden will, nur durch Gegenſaz anſtrebt, nicht fähig, er mußte um einen Schritt weiter gehen, er mußte, um das Lebendige zu ordnen, es mit ſeinem Weſen im Innerſten zu ergreiffen ſtreben, er mußte mit ſeinem

Geiſte des menſchlichen Elements und aller Neigungen und Triebe, er mußte ihrer Seele, er mußte des Unbegreiflichen, des Unbewußten, des Unwillkürlichen in ihnen mächtig zu werden ſuchen, eben dadurch mußte ſein Wille, ſein Bewußtſeyn, ſein Geiſt, indem er über die gewöhnliche und menſchliche Grenze des Wiſſens und Wirkens gieng, ſich ſelber verlieren und objectiv werden, und was er geben wollte, das mußte er finden, da hingegen des Objective deſto reiner, tiefer in ihm wiederklang, je offener ſein Gemüth eben dadurch ſtand, daß der geiſtig thätige Menſch ſich hingegeben hatte, und diß im Beſonderen wie im Allgemeinen.

So verhielt er ſich als religiöſer Reformator, als politiſcher Menſch, und in allen Handlungen, die [er] um ihrer willen that, gegen ſie, mit dieſer ſtolzen, ſchwärmeriſchen Ergebenheit, und löſte ſich dem Scheine nach, ſchon durch den Ausdruk dieſer Vertauſchung des Objects und Subjects, alles Schikſaal auf. Aber worinn ſoll dieſer Ausdruk beſtehen? welches iſt derjenige, der in einem ſolchen Verhältniſſe demjenigen Theile genügt, der zuerſt der unglaubige iſt? und an dieſem Ausdruk liegt alles, denn darum muß das Einigende untergehen, weil [es] zu ſichtbar und ſinnlich erſchien, und diß kann es nur dadurch, daß [es] in irgend einem beſtimmteſten Puncte und Falle ſich ausdrükt. Sie müſſen das Einige, das zwiſchen ihnen und dem Manne iſt, ſehen, wie können ſie das? dadurch, daß er ihnen bis ins Äußerſte gehorcht? aber worinn? In einem Puncte, wo ſie über die Vereinigung der Extreme, in denen ſie leben, am zweifelhafteſten ſind. Beſtehen

nun diese Extreme aber im Zwiste von Kunst und Natur, so muß er die Natur gerade darinn, wo sie der Kunst am unerreichbarsten ist, vor ihren Augen mit der Kunst versöhnen. — Von hier aus entspinnt sich die Fabel. Er thut mit Liebe und Widerwillen,[1]) legt seine Probe ab, nun glauben sie alles vollendet. Er erkennt sie daran; die Täuschung, in der er lebte, als wäre [er] Eines mit ihnen, hört nun auf. Er zieht sich zurük, und sie erkalten gegen ihn. Sein Gegner benuzt diß, bewirkt die Verbannung. Sein Gegner, groß in natürlichen Anlagen, wie Empedokles, sucht die Probleme der Zeit auf andere, auf negativere Art zu lösen. Zum Helden geboren, ist er nicht sowohl geneigt, die Extreme zu vereinigen, als sie zu bändigen, und ihre Wechselwirkung an ein Bleibendes und Vestes zu knüpfen, das zwischen sie gestellt ist, und jedes in seiner Gränze hält, indem es jedes sich zu eigen macht. Seine Tugend ist der Verstand, seine Göttin die Nothwendigkeit. Er ist das Schiksaal selber, nur mit dem Unterschiede, daß die streitenden Kräfte in ihm an ein Bewußtsein, an einen Scheidepunct vest geknüpft sind, der sie klar und sicher gegenüberhält, der sie an eine (negative) Idealität bevestiget und ihnen eine Richtung giebt. Wie sich Kunst und Natur bei Empedokles im Extreme des Widerstreits dadurch vereinigen, daß das Thätige im Übermaas objectiv wird, und die verlorene Subjectivität durch die tiefe Einwirkung des Objects ersezt wird, so vereinigen sich Kunst und Natur in

---

[1]) Denn die Furcht, positiv zu werden, muß seine größte, natürlicher weise, seyn, aus dem Gefühle, daß Er, je wirklicher [er] das Innige ausdrükt, desto sicherer untergeht.

ſeinem Gegner dadurch, daß ein Übermaas von Objectivität und Außerſichſeyn und Realität, (in ſolchem Klima, in ſolchem Getümmel von Leidenſchaften und Wechsel der Originalität, in ſolcher herriſcher Furcht des Unbekannten,) bei einem muthig offenen Gemüthe die Stelle des Thätigen und Bildenden vertreten muß, da hingegen das Subjective mehr die paſſive Geſtalt des Duldens, des Ausdauerns, der Veſtigkeit, der Sicherheit gewinnt; und wenn die Extreme entweder durch die Fertigkeit im Ausdauern derſelben, oder auch von außen die Geſtalt der Ruhe und des Organiſchen annehmen, ſo muß das Subjectivthätige nun das Organiſirende, es muß zum Elemente werden; ſo auch hierinn das Subjective und Objective ihre Geſtalt verwechſeln und Eines werden in einem . . .
. . . .

[Über die Verfahrungsweiſe des poëtiſchen Geiſtes]

Wenn der Dichter einmal des Geiſtes mächtig iſt, wenn er die gemeinſchaftliche Seele, die allem gemein und jedem eigen iſt, gefühlt und ſich zugeeignet, ſie veſtgehalten, ſich ihrer verſichert hat, wenn er ferner der freien Bewegung, des harmoniſchen Wechſels und Fortſtrebens, worinn der Geiſt ſich in ſich ſelber und in andern zu reproduciren geneigt iſt, wenn er des ſchönen im Ideale des Geiſtes vorgezeichneten Progreſſes und ſeiner poëtiſchen Folgerungsweiſe gewiß iſt, wenn er eingeſehen hat, daß ein nothwendiger Widerſtreit entſtehe zwiſchen der urſprünglichſten

Forderung des Geistes, die auf Gemeinschaft und einiges Zugleichseyn aller Theile geht, und zwischen der anderen Forderung, welche ihm gebietet, aus sich heraus zu gehen, und in einem schönen Fortschritt und Wechsel sich in sich selbst und in anderen zu reproduciren, wenn dieser Widerstreit ihn immer vesthält und fortzieht auf dem Wege zur Ausführung; wenn er ferner eingesehen hat, daß einmal jene Gemeinschaft und Verwandtschaft aller Theile, jener geistige Gehalt gar nicht fühlbar wäre, wenn diese nicht [von] dem sinnlichen Gehalte dem Grade nach, auch den harmonischen Wechsel abgerechnet, auch bei der Gleichheit der geistigen Form (des Zugleich- und Beisammenseyns) verschieden wäre, daß ferner jener harmonische Wechsel, jenes Fortstreben wieder nicht fühlbar und ein leeres leichtes Schattenspiel wäre, wenn die wechselnden Theile nicht auch bei der Verschiedenheit des sinnlichen Gehalts nicht in der sinnlichen Form sich unter dem Wechsel und Fortstreben gleich bleiben; wenn er eingesehen hat, daß jener Widerstreit zwischen geistigem Gehalt (zwischen der Verwandtschaft aller Theile) und geistiger Form (dem Wechsel aller Theile), zwischen dem Verweilen und Fortstreben des Geistes, sich dadurch löse, daß eben beim Fortstreben des Geistes, beim Wechsel der geistigen Form die Form des Stoffes in allen Theilen identisch bleibe, und daß sie eben so viel erseze, als von ursprünglicher Verwandtschaft und Einigkeit der Theile verloren werden muß im harmonischen Wechsel, daß sie den objectiven Gehalt ausmache im Gegensaze gegen die geistige Form, und

dieſer ihre völlige Bedeutung gebe, daß auf der anderen Seite der materielle Wechſel des Stoffes, der das Ewige des geiſtigen Gehalts begleitet, die Mannigfaltigkeit desſelben die Forderungen des Geiſtes, die er in ſeinem Fortſchritt macht, und die durch die Forderung der Einigkeit und Ewigkeit in jedem Momente aufgehalten ſind, befriedige, daß eben dieſer materielle Wechſel die objective Form, die Geſtalt ausmacht im Gegenſaze gegen den geiſtigen Gehalt; wenn er eingeſehen hat, daß andererſeits der Widerſtreit zwiſchen dem materiellen Wechſel und der materiellen Identität[1])

[1]) Materielle Identität? ſie muß urſprünglich das im Stoffe ſeyn, von dem materiellen Wechſel, was im Geiſte die Einigkeit von dem idealiſchen Wechſel iſt, ſie muß der ſinnliche Berührungspunkt aller Theile ſeyn. Der Stoff muß nemlich auch, wie der Geiſt, vom Dichter zu eigen gemacht, und veſtgehalten werden mit freiem Intereſſe, wenn er einmal in ſeiner ganzen Anlage gegenwärtig iſt, wenn der Eindruk, den er auf den Dichter gemacht, das erſte Wohlgefallen, das auch zufällig ſeyn könnte, unterſucht, und als receptiv für die Behandlung des Geiſtes und wirkſam, angemeſſen gefunden worden iſt, für den Zwek, daß der Geiſt ſich in ſich ſelber und in anderen reproducire, wenn er nach dieſer Unterſuchung wieder empfunden, und in allen ſeinen Theilen wieder hervorgerufen, und in einer noch unausgeſprochenen, gefühlten Wirkung begriffen iſt. Und dieſe Wirkung iſt eigentlich die Identität des Stoffs, weil in ihr ſich alle Theile concentriren. Aber ſie iſt unbeſtimmt gelaſſen, der Stoff iſt noch unentwikelt. Er muß in allen ſeinen Theilen deutlich ausgeſprochen, und eben hiedurch in der Lebhaftigkeit ſeines Totaleindruks gewekt werden. Er muß diß, denn in der unausgeſprochenen Wirkung iſt er wohl dem Dichter, aber nicht anderen gegenwärtig, überdiß hat diß in der unausgeſprochenen Wirkung der Geiſt auch nicht wirklich reproducirt, ſie giebt ihm nur die Fähigkeit, die im Stoffe dazu liegt, zu erkennen, und ein Streben, die Reproduction zu realiſiren. Der Stoff muß alſo vertheilt, der Totaleindruk muß aufgehalten, und die Identität ein Fortſtreben von einem Punct zum andern werden, wo dann der Totaleindruk ſich wohl alſo findet, daß der Anfangspunct und Mittelpunct und Endpunct in der innigſten Beziehung ſtehen, ſo daß beim Beſchluſſe der Endpunct auf den Anfangspunct und dieſer auf den Mittelpunct zurükkehrt.

dadurch gelöſt werde, daß der Verluſt an materieller Identität (des geahndeten Totaleindruks) vom Leidenſchaftlichen, die Unterbrechung fliehender Fortſchritte erſezt wird durch den immer forttönenden alles ausgleichenden geiſtigen Gehalt, und der Verluſt an materieller Mannigfaltigkeit, der durch das ſchnellere Fortſtreben zum Hauptpunct und Eindruk durch dieſe materielle Identität entſteht, erſezt wird durch die immer wechſelnde idealiſche geiſtige Form; wenn er eingeſehen hat, wie umgekehrter weiſe eben der Widerſtreit zwiſchen geiſtigem ruhigem Gehalt und geiſtiger wechſelnder Form, ſo viel ſie unvereinbar ſind, ſo auch der Widerſtreit zwiſchen materiellem Wechſel und materiellem identiſchem Fortſtreben zum Hauptmoment, ſo viel ſie unvereinbar ſind, das eine wie das andere fühlbar macht; wenn er endlich eingeſehen hat, wie der Wiederſtreit des geiſtigen Gehalts und der idealiſchen Form einerſeits, und des materiellen Wechsels und identischen Fortſtrebens andererſeits ſich vereinigen in den Ruhepuncten und Hauptmomenten, und ſo viel ſie in dieſen nicht vereinbar ſind, eben in dieſen auch und ebendeßwegen fühlbar und gefühlt werden; wenn er dieſes eingeſehen hat, ſo kommt ihm alles an auf die Receptivität des Stoffs zum idealiſchen Gehalt und zur idealiſchen Form. Iſt er des einen gewiß und mächtig wie des andern, der Receptivität des Stoffs, wie des Geiſtes, ſo kann es im Hauptmomente nicht fehlen.

Wie muß nun der Stoff beſchaffen ſeyn, der für das Idealiſche, für ſeinen Gehalt, für die Metapher, und ſeine Form, den Übergang, vorzüglich receptiv iſt?

Der Stoff ist entweder eine Reihe von Begebenheiten, oder Anschauungen, Wirklichkeiten, subjectiv oder objectiv zu beschreiben, zu mahlen, oder er ist eine Reihe von Bestrebungen, Vorstellungen, Gedanken, oder Leidenschaften, Nothwendigkeiten, subjectiv oder objectiv zu bezeichnen, oder eine Reihe von Phantasien, Möglichkeiten, subjectiver oder objectiver zu bilden. In allen drei Fällen muß er der idealischen Behandlung[1]) fähig seyn, wenn nemlich ein ächter Grund zu den Begebenheiten, zu den Anschauungen, die erzählt, beschrieben, oder zu den Gedanken und Leidenschaften, welche gezeichnet, oder zu den Phantasien, welche gebildet werden sollen, vorhanden ist, wenn die Begebenheiten oder Anschauungen hervorgehn aus rechten Bestrebungen, die Gedanken und Leidenschaften aus einer rechten Sache, die Phantasien aus schöner Empfindung. — Dieser Grund des Gedichts, seine Bedeutung, soll den Übergang bilden zwischen dem Ausdruk, dem Dargestellten, dem sinnlichen Stoffe, dem eigentlich Ausgesprochenen am Gedichte, und zwischen dem Geiste, der idealischen Behandlung. Die Bedeutung des Gedichts kann zweierlei heißen, so wie auch der Geist, das Idealische, wie auch der Stoff, die Darstellung, zweierlei heißen, nemlich in so fern es angewandt oder unangewandt verstanden wird. Unangewandt sagen diese Worte nichts aus, als die poëtische

[1]) Ist die Empfindung Bedeutung, so ist [die] Darstellung bildlich, und [die] geistige Behandlung ist episodisch, wie es der idealische Moment ist.

Ist die intellektuelle Anschauung Bedeutung, so ist der Ausdruk, das Materielle leidenschaftlich, die geistige Darstellung zeigt sich mehr im Styl.

Ist die Bedeutung ein eigentlicherer Zwek, so ist der Ausdruk sinnlich, die freie Behandlung metaphorisch.

Verfahrungsweiſe, wie ſie genialiſch und vom Urtheile geleitet in jedem ächtpoëtiſchen Geſchäffte bemerkbar iſt; angewandt bezeichnen jene Worte die Angemeſſenheit des jedesmaligen poëtiſchen Wirkungskreiſes zu jener Verfahrungsweiſe, die Möglichkeit, die im Elemente liegt, jene Verfahrungsweiſe zu realiſiren, ſo daß man ſagen kann, im jedesmaligen Elemente liege objectiv und reell Idealiſches dem Idealiſchen, Lebendiges dem Lebendigen, Individuelles dem Individuellen gegenüber, und es fragt ſich nur, was unter dieſem Wirkungskreiſe zu verſtehen ſei. Er iſt das, worinn und woran das jedesmalige poëtiſche Geſchäffte und Verfahren ſich realiſirt, das Vehikel des Geiſtes, wodurch er ſich in ſich ſelbſt und in andern reproducirt. An ſich iſt der Wirkungskreis größer als der poëtiſche Geiſt, aber nicht für ſich ſelber. Inſofern [er] im Zuſammenhange der Welt betrachtet wird, iſt er größer; inſofern er vom Dichter veſtgehalten und zugeeignet iſt, iſt er ſubordinirt. Er iſt der Tendenz nach, dem Gehalte ſeines Strebens nach dem poëtiſchen Geſchäffte entgegen, und der Dichter wird nur zu leicht durch ſeinen Stoff irre geführt, indem dieſer aus dem Zuſammenhange der lebendigen Welt genommen der poëtiſchen Beſchränkung widerſtrebt, indem er dem Geiſte nicht blos als Vehikel dienen will, indem, wenn [er] auch recht gewählt iſt, ſein nächſter Schritt und erſter Fortſchritt in Rükſicht auf ihn Gegenſaz, und Sporn iſt in Rükſicht auf die dichteriſche Erfüllung, ſo daß ſein zweiter Fortſchritt zum Theil unerfüllt, zum Theil erfüllt werden muß pp.

Es muß ſich aber zeigen, wie dieſes Widerſtreits

ungeachtet, in dem der poëtische Geist bei seinem Geschäffte mit dem jedesmaligen Elemente und Wirkungskreise steht, dieser dennoch jenen begünstige, und wie sich jener Widerstreit auflöse, wie in dem Elemente, das sich der Dichter zum Vehikel wählt, dennoch eine Receptivität für das poëtische Geschäfft liege, und wie [er] alle Forderungen, die ganze poëtische Verfahrungsweise in ihrem metaphorischen, ihrem hyperbolischen und ihrem . . . Karakter in sich realisire in Wechselwirkung mit dem Elemente, das zwar in seiner anfänglichen Tendenz widerstrebt und gerade entgegengesezt ist, aber im Mittelpuncte sich mit jenen vereiniget.

Zwischen dem Ausdruke (der Darstellung) und der freien idealischen Behandlung liegt die Begründung und Bedeutung des Gedichts. Sie ists, die dem Gedichte seinen Ernst, seine Vestigkeit, seine Wahrheit giebt, sie sichert das Gedicht davor, daß die freie idealische Behandlung nicht zur leeren Manier, und die Darstellung nicht zur Eitelkeit werde. Sie ist das Geistigsinnliche, das Formalmaterielle des Gedichts; und wenn die idealische Behandlung in ihrer Metapher, ihrem Übergang, ihrer Episode mehr vereinigend ist, hingegen der Ausdruk, die Darstellung in ihren Karakteren, ihrer Leidenschaft, ihren Individualitäten mehr trennend, so stehet die Bedeutung mitten inne zwischen beiden, sie zeichnet sich aus dadurch, daß sie sich selber überall Entgegengesezt ist: daß sie, statt daß der Geist alles der Form nach Entgegengesezte vergleicht, alles Einige trennt, alles Freie festsezt, alles Besondere verallgemeinert, weil nach ihr das Behandelte nicht

blos ein individuelles Ganze, noch ein mit ſeinem Harmoniſchentgegengeſezten zum Ganzen verbundenes Ganze, ſondern ein Ganzes überhaupt iſt, und die Verbindung mit dem Harmoniſchentgegengeſezten auch möglich durch ein der individuellen Tendenz, dem Gehalte nach, aber nicht der Form nach Entgegengeſeztes; daß ſie durch Entgegenſezung, durch das Berühren der Extreme vereiniget, indem dieſe ſich nicht dem Gehalte nach, aber in der Richtung und [dem] Grade der Entgegenſezung vergleichbar ſind, ſo daß ſie auch das Widerſprechendſte vergleicht, und durchaus hyperboliſch iſt, daß ſie nicht fortſchreitet durch Entgegenſezung in der Form, wo aber das erſte dem zweiten dem Gehalte nach verwandt iſt, ſondern durch Entgegenſezung im Gehalt, wo aber das erſte dem zweiten der Form nach gleich iſt, ſo daß naive und heroiſche und idealiſche Tendenz im Object ihrer Tendenz ſich widerſprechen, aber in der Form des Widerſtreits und Strebens vergleichbar ſind, und einig nach [dem] Geſeze der Thätigkeit, alſo einig im Allgemeinſten, im Leben.

Eben durch dieſes hyperboliſche Verfahren, nach welchem das Idealiſche, Harmoniſchentgegengeſezte und Verbundene, nicht blos als dieſes, als ſchönes Leben, ſondern auch als Leben überhaupt betrachtet, alſo auch [als] eines andern Zuſtandes fähig betrachtet wird, und zwar nicht eines andern harmoniſchentgegengeſezten, ſondern eines geradentgegengeſezten, eines Äußerſten, ſo daß dieſer neue Zuſtand mit dem vorigen nur vergleichbar iſt durch die Idee des Lebens überhaupt, — eben dadurch giebt der Dichter dem Idealiſchen einen

Anfang, eine Richtung, eine Bedeutung; das Idealische in dieser Gestalt ist der subjective Grund des Gedichts, von dem aus, auf den zurükgegangen wird, und da das innere idealische Leben in verschiedenen Stimmungen aufgefaßt, und als Leben überhaupt als ein allgemeineres, als ein vestsezbares, als ein trennbares betrachtet werden kann, so giebt es auch verschiedene Arten des subjectiven Begründens; entweder wird die idealische Stimmung als Empfindung aufgefaßt, dann ist sie der subjective Grund des Gedichts, die Hauptstimmung des Dichters beim ganzen Geschäffte, und eben weil sie als Empfindung vestgehalten ist, wird sie durch dies Begründen als ein Verallgemeinbares [aufgefaßt], – oder sie wird als Streben vestgesezt, dann wird sie die Hauptstimmung des Dichters beim ganzen Geschäffte, und daß sie als Streben festgesezt ist, macht, daß sie als Erfüllbares durch das Begründen betrachtet wird; aber wird sie als intellectuale Anschauung vestgehalten, dann ist diese die Grundstimmung des Dichters beim ganzen Geschäffte, und eben daß sie als diese vestgehalten worden ist, macht, daß sie als Realisirbares betrachtet wird. Und so fordert und bestimmt die subjective Begründung eine objective, und bereitet sie vor. Im ersten Fall wird also der Stoff als Allgemeines zuerst, im zweiten als Erfüllendes, im dritten als Geschehendes aufgefaßt werden.

Ist das freie idealische poëtische Leben einmal so fixirt, und ist ihm, je nachdem es fixirt war, seine Bedeutsamkeit gegeben, als verallgemeinbares, als erfüllbares, als realisirbares, ist es, auf diese Art, durch die Idee des Lebens überhaupt mit seinem direct entgegen-

gesezten verbunden, und hyperbolisch genommen, so fehlt in der Verfahrungsweise des poëtischen Geistes noch ein wichtiger Punct, wodurch er seinem Geschäffte nicht die Stimmung, den Ton, auch nicht die Bedeutung und Richtung, aber die Wirklichkeit giebt.

Als reines poëtisches Leben betrachtet, bleibt nemlich seinem Gehalte nach, als vermöge des Harmonischen überhaupt und des zeitlichen Rangs ein mit dem Harmonischentgegengesezten verbundenes, das poëtische Leben sich durchaus einig, und nur im Wechsel der Formen ist es entgegengesezt, nur in der Art, nicht im Grunde seines Fortstrebens, es ist nur geschwungner oder zielender oder geworfner, nur zufällig mehr oder weniger unterbrochen; als durch die poëtische Reflexion vermöge der Idee des Lebens überhaupt und des Mangels in der Einigkeit bestimmtes und begründetes Leben betrachtet, fängt es mit einer idealisch karakteristischen Stimmung an, es ist nun nicht mehr ein mit Harmonischentgegengeseztem verbundenes überhaupt, es ist als solches in bestimmter Form vorhanden, und schreitet fort im Wechsel der Stimmungen, wo jedesmal die nachfolgende durch die vorhergehende bestimmt und ihr dem Gehalt nach, das heißt, den Organen nach, in denen sie begriffen, entgegengesezt und insofern individueller, voller ist, so daß die verschiedenen Stimmungen nur in dem, worinn das Reine seine Entgegensezung findet, nemlich in der Art des Fortstrebens, verbunden sind, als Leben überhaupt, so daß das rein poëtische Leben nicht mehr zu finden ist, denn in jeder der wechselnden Stimmungen ist es in besonderer Form,

alſo mit ſeinem geradentgegengeſezten verbunden, alſo nicht mehr rein, im Ganzen iſt es nur als Fortſtrebendes und nach dem Geſeze des Fortſtrebens nur als Leben überhaupt vorhanden, und es herrſcht auf dieſem Geſichtspuncte durchaus ein Widerſtreit von Materialem, Formalem und Reinem.

Das Reine, in jeder beſonderen Stimmung begriffen, widerſtreitet dem Organ, in dem es begriffen, es widerſtreitet dem Reinen des andern Organs, es widerſtreitet dem Wechſel.

Das Allgemeine widerſtreitet als beſondere Form, als karakteriſtiſche Stimmung dem Reinen, welches es in dieſer Stimmung begreift, es widerſtreitet als Fortſtreben im Ganzen dem Reinen, welches in ihm begriffen iſt, es widerſtreitet als karakteriſtiſche Stimmung der zunächſt liegenden.

Das Individuelle widerſtreitet dem Reinen, welches es begreift, es widerſtreitet der zunächſtliegenden Form, es widerſtreitet als Individuelles dem Allgemeinen des Wechſels.

Die Verfahrungsweiſe des poëtiſchen Geiſtes bei ſeinem Geſchäffte kann alſo unmöglich hiemit enden. Wenn ſie die wahre iſt, ſo muß noch etwas anders in ihr aufzufinden ſeyn, und es muß ſich zeigen, daß die Verfahrungsart, welche dem Gedichte ſeine Bedeutung giebt, nur der Übergang vom Reinen zu dieſem Aufzufindenden, ſo wie rükwärts von dieſem zum Reinen iſt. (Verbindungsmittel zwiſchen Geiſt und Zeichen.)

Wenn nun das dem Geiſte direct Entgegengeſezte, das Organ, worinn er enthalten und wodurch alle Entgegenſezung möglich iſt, könnte betrachtet und be-

griffen werden, nicht nur als das, wodurch das Harmonischverbundene formal entgegengesezt, sondern, wodurch es auch formal verbunden ist, wenn es könnte betrachtet und begriffen werden, nicht nur als das, wodurch die verschiedenen unharmonischen Stimmungen materiell entgegengesezt und formal verbunden, sondern wodurch sie auch materiell verbunden und formal entgegengesezt sind, wenn es könnte betrachtet und begriffen werden nicht nur als das, was [es] als verbindendes blos formales Leben überhaupt, und als besonderes und materielles nicht verbindend, nur entgegensezend und trennend ist, wenn es als materielles als verbindend, wenn das Organ des Geistes könnte betrachtet werden als dasjenige, welches, um das Harmonischentgegengesezte möglich zu machen, receptiv seyn muß, so wohl für das eine, wie für das andre Harmonischentgegengesezte, daß es also, in so fern es für das rein poëtische Leben formale Entgegensezung ist, auch formale Verbindung seyn muß, daß es, in so fern es für das bestimmte poëtische Leben und seine Stimmungen material entgegensezend ist, auch material verbindend seyn muß, daß das Begränzende und Bestimmende nicht negativ, daß es auch positiv ist, daß es zwar bei Harmonischverbundenem abgesondert betrachtet dem einen wie dem andern entgegengesezt ist, aber beide zusammengedacht die Vereinigung von beiden ist, dann wird derjenige Act des Geistes, welcher in Rüksicht auf die Bedeutung nur einen durchgängigen Widerstreit zur Folge hatte, ein ebenso vereinigender seyn, als er entgegensezend war.

Wie [wird] er aber in dieſer Qualität begriffen? als möglich und als nothwendig? Nicht blos durch das Leben überhaupt, denn ſo iſt er es, in ſo fern [er] blos als material entgegenſezend und formal verbindend, das Leben direkt beſtimmend betrachtet wird. Auch nicht blos durch die Einigkeit überhaupt, denn ſo iſt er es, inſofern er blos [als] formal entgegenſezend betrachtet [wird], aber im Begriffe der Einheit des Einigen, ſo daß von Harmoniſchverbundenem eines wie das andere im Puncte der Entgegenſezung und Vereinigung vorhanden iſt, und daß **in dieſem Puncte der Geiſt in ſeiner Unendlichkeit fühlbar iſt**, der durch die Entgegenſezung als Endliches erſchien, [nur] daß das Reine, das dem Organ an ſich widerſtritt, in eben dieſem Organ ſich ſelber gegenwärtig und ſo erſt ein Lebendiges iſt, daß, wo es in verſchiedenen Stimmungen vorhanden iſt, die unmittelbar auf die Grundſtimmung folgende nur der verlängerte Punct iſt, der dahin, nemlich zum Mittelpuncte führt, wo ſich die harmoniſchentgegengeſezten Stimmungen begegnen, daß alſo gerade im ſtärkſten Gegenſaz, im Gegenſaz der erſten idealiſchen und zweiten künſtlich reflectirten Stimmung, in der materiellſten Entgegenſezung, (die zwiſchen [dem] harmoniſch verbundenen, im Mittelpuncte zuſammentreffenden, und im Mittelpuncte gegenwärtigen Geiſt und Leben liegt), daß gerade in dieſer materiellſten Entgegenſezung, welche ſich ſelbſt entgegengeſezt iſt, (in Beziehung auf den Vereinigungspunct, wohin er ſtrebt,) in den widerſtreitenden fortſtrebenden Acten des Geiſtes, wenn ſie nur

aus dem wechſelſeitigen Karakter der harmoniſchentgegengeſezten Stimmungen entſtehen, daß gerade da das Unendlichſte ſich am fühlbarſten, am negativ-poſitivſten und hyperboliſch darſtellt, daß durch dieſen Gegenſaz der Darſtellung des Unendlichen im widerſtreitenden Fortſtreben zum Punct, und ſeines Zuſammentreffens im Punct die ſimultane Innigkeit und Unterſcheidung der harmoniſchentgegengeſezten lebendigen zum Grunde liegenden Empfindung erſezt und zugleich klarer wird, wo [ſie] dem freien Bewußtſeyn gebildeter als eigene Welt der Form nach, allgemeiner als Welt in der Welt, und ſo als Stimme des Ewigen zum Ewigen dargeſtellt wird.

Der poëtiſche Geiſt kann alſo in der Verfahrungsweiſe, die er bei ſeinem Geſchäffte beobachtet, ſich nicht begnügen in einem harmoniſchentgegengeſezten Leben, auch nicht bei dem Auffaſſen und Veſthalten desſelben durch hyperboliſche Entgegenſezung; wenn er ſo weit iſt, wenn es ſeinem Geſchäffte weder an harmoniſcher Einigkeit, noch an Bedeutung und Energie gebricht, weder an harmoniſchem Geiſte überhaupt, noch an harmoniſchem Wechſel gebricht, ſo iſt nothwendig, wenn das Einige nicht entweder (ſofern es an ſich ſelbſt betrachtet werden kan) ſich ſelbſt aufheben, als ein Ununterſcheidbares, und zur l e e r e n Unendlichkeit werden ſoll, oder wenn es nicht in einem Wechſel von Gegenſäzen, ſeien dieſe auch noch ſo harmoniſch, ſeine Identität verlieren, alſo nichts Ganzes und Einiges mehr ſeyn, ſondern in eine Unendlichkeit iſolirter Momente (gleichſam eine Atomenreihe) zerfallen ſoll,

– ich ſage, ſo iſt nothwendig, daß der poëtiſche Geiſt bei ſeiner Einigkeit und [ſeinem] harmoniſchem Progreß auch einen unendlichen Geſichtspunct ſich gebe beim Geſchäffte, eine Einheit, wo im harmoniſchen Progreß und Wechſel alles vor- und rükwärts gehe, und durch ſeine durchgängige karakteriſtiſche Beziehung auf dieſe Einheit nicht blos objectiven Zuſammenhang, für den Betrachter, auch gefühlten und fühlbaren Zuſammenhang und Identität im Wechſel der Gegenſäze gewinne, und es iſt ſeine lezte Aufgabe, beim harmoniſchen Wechſel einen Faden, eine Erinnerung zu haben, damit der Geiſt nie im einzelnen Momente, und wieder einem einzelnen Momente, ſondern in einem Momente wie im andern fortdauernd, und in den verſchiedenen Stimmungen ſich gegenwärtig bleibe, ſo wie er ſich ganz gegenwärtig iſt, in der unendlichen Einheit, welche einmal Scheidepunct des Einigen als Einigen, dann aber auch Vereinigungspunct des Einigen als Entgegengeſezten, endlich auch beedes zugleich iſt, ſo daß in ihr das Harmoniſchentgegengeſezte weder als Einiges entgegengeſezt, noch als Entgegengeſeztes vereinigt, ſondern als beedes in Einem, als Einigentgegengeſeztes unzertrennlich gefühlt, und als Gefühltes erfunden wird. Dieſer Sinn iſt eigentlich poëtiſcher Karakter, weder Genie noch Kunſt, poëtiſche Individualität; nur [in] dieſer allein iſt die Identität der Begeiſterung und die Vollendung des Genies und der Kunſt, die Vergegenwärtigung des Unendlichen, der göttliche Moment gegeben.

Sie iſt alſo nie blos Entgegenſezung des Einigen, auch nie blos Beziehung, Vereinigung des Entgegengeſezten

und Wechſelnden, Entgegengeſeztes und Einiges iſt in ihr unzertrennlich. Wenn diß iſt, ſo kann ſie in ihrer Reinheit und ſubjectiven Ganzheit, als urſpüng-licher Sinn, zwar in den Acten des Entgegenſezens und Vereinigens, womit ſie in harmoniſchentgegen-geſeztem Leben wirkſam iſt, paſſiv ſein; aber in ihrem lezten Act, wo das Harmoniſchentgegengeſezte als Harmoniſches, Entgegengeſeztes, das Einige als Wech-ſelwirkung in ihr als Eines begriffen iſt, in dieſem Acte kann und darf ſie ſchlechterdings nicht durch ſich ſelbſt begriffen, ſich ſelber zum Objecte werden, wenn ſie nicht ſtatt einer unendlich einigen und lebendigen Ein-heit eine todte und tödtende Einheit, ein unendlich po-ſitives Gewordenes ſeyn ſoll; denn wenn Einigkeit und Entgegenſezung in ihr unzertrennlich verbunden und Eines iſt, ſo kann ſie der Reflexion weder als entgegen-ſezbares Einiges, noch als vereinbares Entgegenge-ſeztes erſcheinen, ſie kann alſo gar nicht erſcheinen, oder nur im Karakter eines poſitiven Nichts, eines un-endlichen Stillſtands, und es iſt die Hyperbel aller Hy-perbeln, der kühnſte und lezte Verſuch des poëtiſchen Geiſtes, wenn er in ſeiner Verfahrungsweiſe ihn je macht, die urſprüngliche poëtiſche Individualität, das poëtiſche Ich aufzufaſſen, ein Verſuch, wodurch er dieſe Individu-alität und ihr reines Object, das einige und lebendige, harmoniſche, wechſelſeitig wirkſame Leben aufhöbe, und doch muß er es, denn da er alles, was er in ſeinem Geſchäffte iſt, mit F r e i h e i t ſeyn ſoll, und muß, indem er eine eigene Welt ſchafft, und der Inſtinkt natür-licher weiſe zur eigentlichen Welt, in der er da iſt, ge-hört, da er alſo alles mit Freiheit ſeyn ſoll, ſo muß er

[ſich] auch dieſer ſeiner Individualität verſichern. Da er ſie aber nicht durch ſich ſelbſt und an ſich ſelbſt erkennen kann, ſo iſt ein äußeres Object nothwendig, und zwar ein ſolches, wodurch die reine Individualität unter mehreren beſonderen, weder blos entgegenſezenden, noch blos beziehenden, ſondern poëtiſchen Karakteren, die ſie annehmen kann, irgend Einen anzunehmen beſtimmt werde, ſo daß alſo ſowohl an der reinen Individualität, als an den andern Karakteren die jezt gewählte Individualität durch den jezt gewählten Stoff [als] beſtimmter Karakter erkennbar und mit Freiheit veſtzuhalten iſt.

(Innerhalb der ſubjectiven Natur kann das Ich [ſich] als Entgegenſezendes, oder als Beziehendes, innerhalb der ſubjectiven Natur kann es ſich aber nicht als poëtiſches Ich in dreifacher Eigenſchaft erkennen, denn ſo wie es innerhalb der ſubjectiven Natur erſcheint, und von ſich ſelber unterſchieden wird, und an und durch sich selber unterſchieden, ſo muß das Erkannte immer nur mit dem Erkennenden und der Erkenntniß beeder zuſammengenommen jene dreifache Natur des poëtiſchen Ich ausmachen, und weder als Erkanntes aufgefaßt vom Erkennenden, noch als Erkennendes aufgefaßt vom Erkennenden, noch als Erkanntes und Erkennendes aufgefaßt von der Erkenntniß, noch als Erkenntniß aufgefaßt vom Erkennenden; in keiner dieſer drei abgeſondert gedachten Qualitäten wird es als reines poëtiſches Ich in ſeiner dreifachen Natur, als entgegenſezend das Harmoniſchentgegengeſezte, als (formal) vereinigend das Harmoniſchentgegengeſezte, als in Einem begreiffend das Harmoniſchent-

gegengeſezte, die Entgegenſezung und Vereinigung, erfunden; im Gegentheile bleibt es mit und für ſich ſelbſt in realem Widerſpruch.[1]) – Alſo nur in ſo fern

[1]) Es iſt als material Entgegengeſeztes hiemit für ein drittes, aber nicht für ſich ſelbſt [als] formal Vereinendes, (als Erkanntes,) als Entgegenſezendes damit für ein drittes formal Vereinigtes, als Erkennendes, ſchlechterdings nicht begreiflich in ſeinem realen Widerſtreit; als Entgegengeſeztes, formal Vereinendes, als Entgegenſezendes, formal Vereinigtes in der Erkenntniß, im material Vereinigten und Entgegengeſezten entgegengeſezt, alſo . . .

Indem nemlich das Ich in ſeiner ſubjectiven Natur ſich von ſich ſelber unterſcheidet und ſich ſezt als entgegenſezende Einheit im Harmoniſchentgegengeſezten, inſofern dieſes harmoniſch iſt, oder als vereinende Einheit im Harmoniſchentgegengeſezten, inſo[fern] dieſes entgegengeſezt iſt, ſo muß [es] entweder die Realität des Gegenſazes, des Unterſchiedes, in dem es ſich ſelbſt erkennt, läugnen, und das Unterſcheiden innerhalb der ſubjectiven Natur entweder für eine Täuſchung oder Willkür erklären, die es ſich ſelbſt als Einheit macht, um ſeine Identität zu erkennen, dann iſt auch die Identität als [. . .] erkannt, eine Täuſchung, es erkennt ſich nicht, iſt nicht Einheit; oder es nimmt die Unterſcheidung von ſich ſelber (dogmatiſch) für real an, daß nemlich das Ich als unterſcheidendes oder vereinendes ſich verhalte, je nachdem es in ſeiner ſubjectiven Natur ein zu Unterſcheidendes oder ein zu Vereinendes vorfinde; es ſezt ſich alſo als unterſcheidendes und als vereinendes abhängig, und weil diß in ſeiner ſubjectiven Natur ſtattfinden ſoll, von der es nicht abſtrahiren kann, ohne ſich aufzuheben, abſolut abhängig in ſeinen Acten, ſo kann es weder als entgegenſezendes noch als vereinendes ſich ſelbſt, ſeinen Act erkennen. In dieſem Falle kann es ſich wieder nicht als identiſch erkennen, weil die verſchiedenen Acte, in denen es vorhanden iſt, nicht ſeine Acte ſind, es kann ſich nicht einmal ſezen als in dieſen Acten begriffen, denn dieſe Acte hängen nicht von ihm ab, nicht das Ich iſt das von ſich ſelber Unterſchiedene, ſondern ſeine Natur iſt es, in der es ſich als Getriebenes ſo verhält.

Aber wenn nun auch das Ich ſich ſezen wollte als identiſch mit dem Harmoniſchentgegengeſezten ſeiner Natur, (den Widerſpruch zwiſchen Kunſt und Genie, Freiheit und organiſcher Nothwendigkeit, dieſen ewigen Knoten mit dem Schwerdt zerhauen,) ſo hilft es nichts; denn iſt der Unterſchied des Entgegenſezens und Vereinens nicht reell, ſo iſt weder das Ich in ſeinem harmoniſchentgegengeſezten Leben, noch das harmoniſchentgegengeſezte Leben im Ich als Einheit erkennbar; iſt er reell, ſo iſt wiederum weder das Ich im Harmoniſchentgegengeſezten als Einheit durch ſich erkennbar, denn es iſt ein getriebnes, noch iſt das Harmoniſchentgegengeſezte als Einheit erkennbar in ſeinem Ich, denn diß iſt als getriebenes nicht als Einheit erkennbar.

Alles kommt alſo darauf an, daß das Ich nicht blos mit ſeiner ſubjectiven Natur, von der es nicht abſtrahiren kann, ohne ſich aufzuheben, in

es nicht von ſich ſelber und an und durch ſich ſelber unterſchieden wird, wenn es durch ein drittes beſtimmt unterſcheidbar gemacht wird, und wenn dieſes dritte, in ſo ferne es mit Freiheit erwählt war, in ſo fern auch in ſeinen Einflüſſen und Beſtimmungen die reine Individualität nicht aufhebt, ſondern von dieſer betrachtet werden kann, wo ſie dann zugleich ſich ſelbſt als ein durch eine Wahl beſtimmtes empiriſch Individualiſirtes und Karakteriſirtes betrachtet, nur dann iſt es möglich, daß das Ich in harmoniſchentgegengeſeztem Leben als Einheit und umgekehrt das Harmoniſchentgegengeſezte als Einheit im Ich erſcheine und in ſchöner Individualität zum Objecte werde.)

a) Wie iſt es aber möglich? im Allgemeinen?

b) Wenn es auf ſolche Art möglich wird, daß das Ich ſich in poëtiſcher Individualität erkenne und veſthalte, welches Reſultat entſpringt daraus für die poëtiſche Darſtellung?

a) Wenn der Menſch[2]) in dieſem Alleinſeyn, in dieſem Leben mit ſich ſelbſt, dieſem widerſprechenden M i t t e l z u ſt a n d e zwiſchen natürlichem Zuſammenhange mit einer natürlich vorhandenen Welt, und zwiſchen dem höhern Zuſammenhange mit einer auch natürlich vor-

---

Wechſelwirkung bleibe, ſondern daß es ſich **mit Freiheit ein Object wähle, von dem es, wenn es will, abſtrahiren** kann, um von dieſem d u r c h a u s **angemeſſen beſtimmt zu werden und es zu beſtimmen.**

Hierin liegt die Möglichkeit, daß das Ich im harmoniſchentgegengeſezten Leben als Einheit, und das Harmoniſchentgegengeſezte als Einheit erkennbar werde im Ich, in einer (poëtiſchen) Individualität. Zur freien Individualität, zur Einheit und Identität in ſich ſelbſt gemacht wird das reine ſubjective Leben erſt durch die Wahl ſeines Gegenſtands.

[2]) Er erkennt in den dreierlei ſubjectiven und objectiven Verſuchen das Streben zu reiner Einheit.

handenen, aber mit freier Wahl zur Sphäre erkornen, voraus erkannten und in allen ihren Einflüſſen nicht ohne ſeinen Willen ihn beſtimmenden Welt, wenn er in jenem Mittelzuſtande zwiſchen Kindheit und reiner Humanität, zwiſchen mechaniſch ſchönem und menſchlich ſchönem, mit Freiheit ſchönem Leben gelebt hat, und dieſen Mittelzuſtand erkannt, und erfahren, wie er ſchlechterdings im Widerſpruche mit ſich ſelber, im nothwendigen Widerſtreite 1) des Strebens zur reinen Selbſtheit und Identität, 2) des Strebens zur Bedeutendheit und Unterſcheidung, 3) des Strebens zur Harmonie verbleiben, und wie in dieſem Widerſtreite jede dieſer Beſtrebungen ſich aufheben und als unrealiſirbar ſich zeigen muß, wie er alſo reſigniren, in Kindheit zurükfallen oder in fruchtloſen Widerſprüchen mit ſich ſelber ſich aufreiben muß, wenn er in dieſem Zuſtande verharrt, ſo iſt Eines, was ihn aus dieſer traurigen Alternative zieht, und das Problem, frey zu ſein, wie ein Jüngling, und in der Welt zu leben, wie ein Kind, die Unabhängigkeit eines kultivirten Menſchen, und die Accomodation eines gewöhnlichen Menſchen löſt ſich auf in Befolgung der Regel:

Seze dich mit freier Wahl in harmoniſche Entgegenſezung mit einer äußeren Sphäre, ſo wie du in dir ſelber in harmoniſcher Entgegenſezung biſt, von Natur, aber unerkennbarer weiſe, ſo lange du in dir ſelbſt bleibſt.

Denn hier, in Befolgung dieſer Regel iſt ein wichtiger Unterſchied von dem Verhalten im ewigen Zuſtande.

Im ewigen Zuſtande, in dem des Alleinſeyns nem-

lich, konnte darum die harmonischentgegengesezte Natur nicht zur erkennbaren Einheit werden, weil das Ich, ohne sich aufzuheben, sich weder als thätige Einheit sezen und erkennen [konnte], ohne die Realität der Unterscheidung, also die Realität des Erkennens aufzuheben, noch als leidende Einheit, ohne die Realität der Einheit, ihr Kriterium der Identität, nemlich die Thätigkeit aufzuheben; und daß das Ich, indem es seine Einheit im Harmonischentgegengesezten, und das Harmonischentgegengesezte in seiner Einheit zu erkennen strebt, sich so absolut und dogmatisch als thätige Einheit, oder als leidende Einheit sezen muß, entstehet daher, weil es, um sich selber durch sich selber zu erkennen, die natürliche innige Verbindung, in der es mit sich selber steht, und wodurch das Unterscheiden ihm erschwert wird, nur [durch] eine unnatürliche (sich selber aufhehende) Unterscheidung ersezen kann, weil es so von Natur Eines in seiner Verschiedenheit mit sich selber ist, daß die zur Erkenntniß nothwendige Verschiedenheit, die es sich durch Freiheit giebt, nur in Extremen möglich ist, also nur in Streben, in Denkversuchen, die auf diese Art realisirt, sich selber aufheben würden, weil [es], um seine Einheit im (subjectiven) Harmonischentgegengesezten und das (subjective) Harmonischentgegengesezte in seiner Einheit zu erkennen, nothwendiger weise von sich selber abstrahiren muß, in so fern es im (subjectiven) Harmonischentgegengesezten gesezt ist, und auf sich reflectiren, insofern es nicht im subjectiven Harmonischentgegengesezten gesezt ist, und umgekehrt; da es aber diese Abstraction von seinem Seyn im subjectiven Harmonischentgegen-

gesezten, und diese Reflexion aufs Nichtseyn in ihm nicht machen kan, ohne sich und das Harmonischentgegengesezte, ohne das subjective Harmonische und Entgegengesezte und die Einheit aufzuheben, so müssen auch die Versuche, die es auf diese Art dennoch macht, solche Versuche seyn, die, wenn sie auf diese Art realisirt würden, sich selbst aufhöben.

Diß ist also der Unterschied zwischen dem Zustande des Alleinseyns (der Ahndung seines Wesens) und dem neuen Zustande, wo sich der Mensch mit einer äußern Sphäre, durch freie Wahl, in harmonische Entgegensezung sezt, daß er, eben weil er mit dieser nicht so innig verbunden ist, von dieser abstrahiren und von sich, in so fern er in ihr gesezt ist, und auf sich reflectiren kann, in so fern er nicht in ihr gesezt ist, diß ist der Grund, warum er aus sich herausgeht, diß die Regel für seine Verfahrungsart in der äußern Welt. Auf diese Art erreicht er seine Bestimmung, welche ist – Erkenntniß des Harmonischentgegengesezten in ihm, in seiner Einheit und Individualität, und hinwiederum Erkenntniß, Identität seiner Einheit und Individualität im Harmonischentgegengesezten. Diß ist die wahre Freiheit seines Wesens; und wenn er an dieser äußerlichen harmonischentgegengesezten Sphäre nicht zu sehr hängt, nicht identisch mit ihr wird, wie mit sich selbst, so daß er nimmer von ihr abstrahiren kann, noch auch zu sehr an sich hängt, und von sich als Unabhängigem zu wenig abstrahiren kan, wenn er weder auf sich zu sehr reflectirt, noch auf seine Sphäre und Zeit zu sehr reflectirt, dann ist er auf dem rechten Wege

ſeiner Beſtimmung. Die Kindheit des gewöhnlichen Lebens, wo er identiſch mit der Welt war, und gar nicht von ihr abſtrahiren konnte, ohne Freiheit war, deswegen ohne Erkenntniß ſeiner ſelbſt im Harmoniſchentgegengeſezten, noch des Harmoniſchentgegengeſezten in ihm ſelbſt, an ſich betrachtet, ohne Veſtigkeit, Selbſtſtändigkeit, eigen Weſen, Identität im reinen Leben, dieſe Zeit wird von ihm als die Zeit der Wünſche betrachtet werden, wo der Menſch ſich im Harmoniſchentgegengeſezten und jenes in ihm ſelber als Einheit zu erkennen ſtrebt, dadurch, daß er ſich dem objectiven Leben ganz hingiebt, wo aber ſich die Unmöglichkeit einer erkennbaren Identität im Harmoniſchentgegengeſezten objectiv zeigt, wie ſie ſubjectiv ſchon gezeigt worden iſt. Denn da er in dieſem Zuſtande ſich gar nicht in ſeiner ſubjectiven Natur kennt, blos objectives Leben im Objectiven iſt, ſo kann er die Einheit im Harmoniſchentgegengeſezten nur dadurch zu erkennen ſtreben, daß [er] in ſeiner Sphäre, von der er ſo wenig abſtrahiren kann, als der ſubjective Menſch von ſeiner ſubjectiven Sphäre, eben ſo verfährt, wie dieſer in der ſeinen. Er iſt in ihr geſezt als in Harmoniſchentgegengeſeztem. Er muß ſich zu erkennen ſtreben, ſich von ſich ſelber in ihr zu unterſcheiden ſuchen, indem [er] ſich zum Entgegenſezenden macht, in ſo ferne ſie harmoniſch iſt, und zum Vereinenden, in[ſo fern] ſie entgegengeſezt iſt. Aber wenn er ſich in dieſer Verſchiedenheit zu erkennen ſtrebt, ſo muß er entweder die Realität des Widerſtreits, indem er ſich mit ſich ſelber findet, vor ſich ſelber läugnen, und diß widerſtreitende Verfahren für eine Täu-

ſchung und Willkür halten, die blos dahin ſich äußert, damit er ſeine Identität im Harmoniſchentgegengeſezten erkenne, aber dann iſt auch dieſe ſeine Identität als Erkanntes eine Täuſchung, oder er hält jene Unterſcheidung für reell, daß er nemlich als Vereinendes und als Unterſcheidendes ſich verhalte, je nachdem er in ſeiner objectiven Sphäre ein zu Unterſcheidendes oder zu Vereinendes vorfinde, ſezt ſich alſo als Vereinendes und als Unterſcheidendes abhängig, und weil diß in ſeiner objectiven Sphäre ſtattfinden ſoll, von der [er] nicht abſtrahiren kan, ohne ſich ſelber aufzugeben, abſolut abhängig, ſo daß er weder als Vereinendes, noch als Entgegenſezendes ſich ſelber, ſeinen Act erkennt. In dieſem Falle kann er ſich wieder nicht erkennen, als identiſch, weil die verſchiedenen Acte, in denen er ſich findet, nicht ſeine Acte ſind. Er kann ſich gar nicht erkennen, er iſt kein Unterſchiedenes, ſeine Sphäre iſt es, in der er ſich mechaniſch ſo verhält. Aber wenn er nun auch als identiſch mit dieſer ſich ſezen wollte, den Widerſtreit des Lebens und der Perſonalität, den er immer zu vereinigen und in Einem zu erkennen ſtrebt und ſtreben muß, in höchſter Innigkeit auflöſen [wollte], ſo hilft es nichts, inſofern er ſich ſo in ſeiner Sphäre verhält, daß er nicht von ihr abſtrahiren kann, denn er kann ſich ebendeswegen nur in Extremen von Gegenſäzen des Unterſcheidens und Vereinens erkennen, weil er zu innig in ſeiner Sphäre lebt.

Der Menſch ſucht alſo in einem zu ſubjectiven Zuſtande, wie in einem zu objectiven vergebens ſeine Beſtimmung zu erreichen, welche darin beſteht, daß er ſich als Einheit in Göttlichem, Harmoniſchentgegen-

gefeztem enthalten, ſo wie umgekehrt das Göttliche, Einige, Harmoniſchentgegengeſezte in ſich als Einheit enthalten erkenne. Denn diß iſt allein in ſchöner, heiliger, göttlicher Empfindung möglich, in einer Empfindung, welche darum ſchön iſt, weil [ſie] weder blos angenehm und glüklich, noch blos erhaben und ſtark, noch blos einig und ruhig, ſondern alles zugleich iſt, und allein ſein kann, in einer Empfindung, welche darum heilig iſt, weil ſie weder uneigennüzig ihrem Objecte hingegeben, noch blos uneigennüzig auf ihrem innern Grunde ruhend, noch blos uneigennüzig zwiſchen ihrem innern Grunde und ihrem Object ſchwebend, ſondern alles zugleich iſt und allein ſeyn kann, in einer Empfindung, welche darum göttlich iſt, weil ſie weder bloßes Bewußſeyn, bloße Reflexion (ſubjective oder objective) mit Verluſt des innern und äußern Lebens, noch bloßes Streben (ſubjectives oder objectives) mit Verluſt der innern und äußern Harmonie, noch bloße Harmonie, wie die intellectuale Anſchauung und ihr mythiſches bildliches Subject-Object, mit Verluſt des Bewußtſeyns und der Einheit, ſondern weil ſie alles diß zugleich iſt und allein ſeyn kan, in einer Empfindung, welche darum tranſcendental iſt und diß allein ſeyn kann, weil ſie in Vereinigung und Wechſelwirkung der genannten Eigenſchaften weder zu angenehm und ſinnlich, noch zu energiſch und mild, noch zu innig und ſchwärmeriſch, weder zu uneigennüzig, d.h. zu ſelbſtvergeſſen ihrem Objecte hingegeben, noch zu uneigennüzig, d. h. zu eigenmächtig auf ihrem innern Grunde ruhend, noch zu uneigennüzig, d. h. zu unentſchieden und leer und un-

beſtimmt zwiſchen ihrem innern Grunde und ihrem Objecte ſchwebend, weder zu reflectirt, ſich ihrer zu bewußt, zu ſcharf und eben deswegen ihres innern und äußern Grundes unbewußt, noch zu bewegt, zu ſehr in ihrem innern und äußern Grunde begriffen, eben deswegen der Harmonie des Innern und Äußern unbewußt, noch zu harmoniſch, eben deswegen ſich ihrer ſelbſt und des innern und äußern Grundes zu wenig bewußt, eben deswegen zu unbeſtimmt und des eigentlich Unendlichen, welches durch ſie als eine beſtimmte, wirkliche Unendlichkeit, als außerhalb liegend beſtimmt wird, weniger empfänglich und geringerer Dauer fähig [iſt]. Kurz, ſie iſt, weil ſie in dreifacher Eigenſchaft vorhanden iſt, und diß allein ſeyn kann, weniger einer Einſeitigkeit ausgeſezt, in irgendeiner der drei Eigenſchaften. Im Gegentheil erwachſen aus ihr urſprünglich alle die Kräfte, welche jene Eigenſchaften zwar beſtimmter und erkennbarer, aber auch iſolirter beſizen, ſo wie ſich jene Kräfte, und ihre Eigenſchaften und Äußerungen auch wieder in ihr konzentriren, und in ihr und durch gegenſeitigen Zuſammenhang lebendige, für ſich ſelbſt beſtehende Beſtimmtheit, als Organ von ihr, und Freiheit, als zu ihr gehörig und nicht in ihrer Beſchränktheit auf ſich ſelber eingeſchränkt, und Vollſtändigkeit, als [in] ihrer Ganzheit begriffen, gewinnen. Jene drei Eigenſchaften mögen als Beſtrebungen, das Harmoniſchentgegengeſezte in der lebendigen Einheit oder dieſe in jenem zu erkennen, im ſubjectiveren oder objectiveren Zuſtande ſich äußern. Denn eben dieſe verſchiedenen Zuſtände gehen auch aus ihr als der Vereinigung derſelben hervor.

Wink für die Darstellung und Sprache

Ist die Sprache nicht, wie die Erkenntniß, von der die Rede war, und von der gesagt wurde, daß in ihr als Einheit das Einige enthalten seie, und umgekehrt? und daß sie dreifacher Art sei pp.

Muß nicht für das eine wie für das [andere] der schönste Moment da liegen, wo der eigentliche Ausdruk, die geistigste Sprache, das lebendigste Bewußtseyn, wo der Übergang von einer bestimmten Unendlichkeit zur allgemeineren liegt?

Liegt nicht eben hierin der veste Punct, wodurch der Folge der Zeichnung ihre Verhältnißart und der Totalkarakter, wie der Beleuchtung ihr Karakter und Grad bestimmt wird?

Wird nicht alle Beurtheilung der Sprache sich darauf reduciren, daß man nach den sichersten und möglich untrüglichsten Kennzeichen sie prüft, ob sie die Sprache einer ächten schön beschriebenen Empfindung sei?

So wie die Erkenntniß die Sprache ahndet, so erinnert sich die Sprache der Erkenntniß.

Die Erkenntniß ahndet die Sprache, nachdem sie 1) noch unreflectirte reine Empfindung des Lebens war, der bestimmten Unendlichkeit, worinn sie enthalten ist, 2) sich in den Dissonanzen des innerlichen Reflectirens und Strebens und Dichtens wiederhohlt hatte, und nun, nach diesen vergebenen Versuchen, sich innerlich wiederzufinden und zu reproduciren, nach diesen verschwiegenen Ahndungen, die auch ihre Zeit haben müssen, über sich selbst hinausgeht, und in der ganzen Unendlichkeit sich wiederfindet, d. h.

durch die stofflose reine Stimmung, gleichsam durch den Wiederklang der ursprünglichen lebendigen Empfindung, den es gewann und gewinnen konnte durch die gesammte Wirkung aller innerlichen Versuche, durch diese höhere göttliche Empfänglichkeit, die seines ganzen innern und äußern Lebens mächtig und inne wird. In eben diesem Augenblike, wo sich die ursprüngliche lebendige, nun zur reinen, eines Unendlichen empfänglichen Stimmung geläuterte Empfindung, als Unendliches im Unendlichen, als geistiges Ganze im lebendigen Ganzen befindet, in diesem Augenblike ist es, wo man sagen kann, daß die Sprache geahndet wird; und wenn nun wie in der ursprünglichen Empfindung eine Reflexion erfolgt, so ist sie nicht mehr auflösend und verallgemeinernd, vertheilend und abbildend [?] bis zur bloßen Stimmung, sie giebt dem Herzen alles wieder, was sie ihm nahm, sie ist belebende Kunst, wie sie zuvor vergeistigende Kunst war, und mit einem Zauberschlage um den andern ruft sie das verlorene Leben schöner hervor, bis es wieder so ganz sich fühlt, wie [es] sich ursprünglich fühlte. Und wenn es der Gang und die Bestimmung des Lebens überhaupt ist, aus der ursprünglichen Einfalt sich [zur] höchsten Form zu bilden, wo dem Menschen ebendeswegen das unendliche Leben gegenwärtig ist, und wo er als das Abstrakteste alles nur um so inniger aufnimmt, dann aus dieser höchsten Entgegensezung und Vereinigung des Lebendigen und Geistigen, des formalen und des materialen Subjects-Objects, dem Geistigen sein Leben, dem Lebendigen seine Gestalt, dem Menschen seine Liebe und sein Herz, und seiner Welt den Dank wieder-

zubringen, und endlich nach erfüllter Ahndung und Hoffnung, wenn nemlich in der Äußerung jener höchste Punct der Bildung, die höchste Form im höchsten Leben vorhanden war, und nicht blos an sich selbst, wie im Anfang der eigentlichen Äußerung, noch im Streben, wie im Fortgang derselben, wo die Äußerung das Leben aus dem Geiste und aus dem Leben den Geist hervorruft, sondern, wo sie das ursprüngliche Leben in der höchsten Form gefunden hat (wo Geist und Leben auf beiden Seiten gleich ist) und ihren Fund, das Unendliche im Unendlichen erkennt, nach dieser lezten und dritten Vollendung, die nicht blos ursprüngliche Einfalt des Herzens und Lebens, wo sich der Mensch unbefangen als in einer beschränkten Unendlichkeit fühlt, auch nicht blos errungene Einfalt des Geistes, wo eben jene Empfindung, zur reinen formalen Stimmung geläutert, die ganze Unendlichkeit des Lebens aufnimmt, (und Ideal ist,) sondern der aus dem unendlichen Leben wiederbelebte Geist, nicht Glük, nicht Ideal, sondern gelungenes Werk und Schöpfung ist, und nie in der Äußerung gefunden werden und außerhalb der Äußerung nur in dem aus ihrer bestimmten ursprünglichen Empfindung hervorgegangenen Ideale gehofft werden kann, . . . wie endlich nach dieser dritten Vollendung, wo die bestimmte Unendlichkeit so weit in's Leben gerufen, die unendliche so weit vergeistigt ist, daß eines an Geist und Leben dem andern gleich ist, wie auch [nach] dieser dritten Vollendung das Bestimmte immer mehr belebt, das Unendliche immer [mehr] vergeistigt wird, bis die ursprüngliche Empfindung eben so als Leben endigt, wie

ſie in der Äußerung als Geiſt anfieng, und ſich die höhere Unendlichkeit, aus der ſie ihr Leben nahm, eben ſo vergeiſtigt, wie ſie in der Äußerung als Lebendiges vorhanden war, — alſo wenn diß der Gang und die Beſtimmung der Menſchen überhaupt zu ſeyn ſcheint, ſo iſt ebendasſelbe der Gang und die Beſtimmung aller und jeder Poëſie, und wie auf jener Stuffe der Bildung, wo der Menſch aus urſprünglicher Kindheit hervorgegangen in entgegengeſezten Verſuchen [ſich] zur höchſten Form, zum reinen Wiederklang der erſten Leben emporgerungen hat, und ſo als unendlicher Geiſt im unendlichen Leben ſich fühlt, wie der Menſch auf der Stuffe [der] Bildung erſt eigentlich das Leben antritt und ſein Wirken und ſeine Beſtimmung ahndet, ſo ahndet der Dichter auf jener Stuffe, wo er auch aus einer urſprünglichen Empfindung durch entgegengeſezte Verſuche ſich zum Ton, zur höchſten reinen Form derſelben Empfindung emporgerungen hat und ganz in ſeinem ganzen inneren und äußeren Leben mit jenem Tone ſich begriffen ſieht, auf dieſer Stuffe ahndet [er] ſeine Sprache, und mit ihr die eigentliche Vollendung für die jezige und zugleich für alle Poëſie.

Es iſt ſchon geſagt worden, daß auf jener Stuffe eine neue Reflexion eintrete, welche dem Herzen alles wieder gebe, was ſie ihm genommen habe, welche für den Geiſt des Dichters und ſeines zukünftigen Gedichts belebende Kunſt ſei, wie sie für die urſprüngliche Empfindung des Dichters und ſeines Gedichts ſeie vergeiſtigende Kunſtgeweſen. Das Product dieſer ſchöpferiſchen Reflexion iſt die Sprache. Indem ſich nemlich der

Dichter mit dem reinen Ton ſeiner urſprünglichen Empfindung in ſeinem ganzen innern und äußern Leben begriffen fühlt und ſich umſieht in ſeiner Welt, iſt ihm dieſe eben ſo neu und unbekannt, die Summe aller ſeiner Erfahrungen, ſeines Wiſſens, ſeines Anſchauens, ſeines Gedenkens; Kunſt und Natur, wie ſie in ihm und außer ihm ſich darſtellt, alles iſt wie zum erſtenmale, eben deßwegen unbegriffen, unbeſtimmt, in lauter Stoff und Leben aufgelöſt, ihm gegenwärtig, und es iſt vorzüglich wichtig, daß er in dieſem Augenblike nichts als gegeben annehme, von nichts poſitivem ausgehe, daß die Natur und Kunſt, ſo wie er ſie früher gelernt hat und ſieht, nicht eher ſprechē, ehe für ihn eine Sprache da iſt, d. h. ehe das jezt Unbekannte und Ungenannte in ſeiner Welt eben dadurch für ihn bekannt und nahmhaft wird, daß es mit ſeiner Stimmung verglichen und als übereinſtimmend erfunden worden iſt; denn wäre vor der Reflexion auf den unendlichen Stoff und die unendliche Form irgend eine Sprache der Natur und Kunſt für ihn in beſtimmter Geſtalt da, ſo wäre er in ſo fern nicht innerhalb ſeines Wirkungskreiſes, er träte aus ſeiner Schöpfung heraus, und die Sprache der Natur oder der Kunſt, jeder *modus exprimendi* der einen oder der andern wäre erſtlich . . ., inſofern ſie nicht ſeine Sprache, nicht aus ſeinem Leben und aus ſeinem Geiſte hervorgegangenes Product, ſondern als Sprache der Kunſt, ſobald ſie in beſtimmter Geſtalt mir gegenwärtig iſt, ſchon zuvor ein beſtimmender Act der ſchöpferiſchen Reflexion des Künſtlers war, welcher darinn beſtand, daß er aus ſeiner Welt, aus der Summe ſeines äußern und innern Lebens,

das mehr oder weniger auch das meinige ist, daß er aus dieser Welt den Stoff nahm, um die Töne seines Geistes zu bezeichnen, aus seiner Stimmung das zum Grunde liegende Leben durch diß verwandte Zeichen hervorzurufen, daß er also, in so fern er nur dieses Zeichen nennt, aus meiner Welt den Stoff entlehnt, mich veranlaßt, diesen Stoff in das Zeichen überzutragen, wo dann derjenige wichtige Unterschied zwischen mir als bestimmtem und ihm als bestimmendem ist, daß er, indem er sich verständlich und faßlich macht, von der leblosen, immateriellen, eben deßwegen weniger entgegensezbaren und bewußtloseren Stimmung [abgeht], ebendadurch, daß er sie erklärt 1) in ihrer Unendlichkeit der Zusammenstimmung durch eine sowohl der Form als Materie nach verhältnismäßige Totalität verwandten Stoffs und durch idealisch wechselnde Welt, 2) in ihrer Bestimmtheit und eigentlichen Endlichkeit durch die Darstellung und Aufzählung ihres eigenen Stoffs, 3) in ihrer Tendenz, ihrer Allgemeinheit im besondern, durch den Gegensaz ihres eigenen Stoffs zum unendlichen Stoff, 4) in ihrem Maas, in der schönen Bestimmtheit und Einheit und Vestigkeit ihrer unendlichen Zusammenstimmung, in ihrer unendlichen Identität und Individualität und Haltung, in ihrer poëtischen Prosa eines allbegränzenden Moments, wohin und worinn sich negativ und eben deswegen ausdrüklich und sinnlich alle genannten Stüke beziehen und vereinigen, nemlich die unendliche Form mit dem unendlichen Stoffe dadurch, daß d u r c h j e n e n M o m e n t die unendliche Form ein Gebild, den Wechsel des Schwachen und Starken, der unendliche Stoff einen

Wohlklang, einen Wechſel des Hellen und Leiſen annimmt, und ſich beede in der Langſamkeit und Schnelligkeit, endlich im Stillſtande der Bewegung negativ vereinigen, immer durch ihn und die ihm zum Grunde liegende Thätigkeit, die unendliche ſchöne Reflexion, welche in der durchgängigen Begränzung zugleich durchgängig beziehend und vereinigend iſt.

[Aphoriſtiſches]

Man hat Inverſionen der Worte in der Periode. Größer und wirkſamer muß aber dann auch die Inverſion der Perioden ſelbſt ſeyn. Die logiſche Stellung der Perioden, wo dem Grunde (der Grundperiode) das Werden, dem Werden das Ziel, dem Ziele der Zwek folgt, und die Nebenſäze immer nur hinten angehängt ſind an die Hauptſäze, worauf ſie ſich zunächſt beziehen, – iſt dem Dichter gewiß nur höchſt ſelten brauchbar.

Es giebt Grade der Begeiſterung. Von der Luſtigkeit an, die wohl der unterſte iſt, bis zur Begeiſterung des Feldherrn, der mitten in [der] Schlacht unter Beſonnenheit den Genius mächtig erhält, giebt es eine unendliche Stufenleiter. Auf dieſer auf und abzuſteigen iſt Beruf und Wonne des Dichters.

Das iſt das Maas Begeiſterung, das jedem Einzelnen gegeben iſt, daß der eine bei größerem, der andere nur bei ſchwächerem Feuer die Beſinnung noch im nöthigen Grade behält. Da wo die Nüchternheit dich verläßt, da iſt die Gränze deiner Begeiſterung. Der große Dichter

ift niemals von fich felbft verlaffen, er mag fich fo weit über fich felbft erheben als er will. Man kann auch in die Höhe fallen, fo wie in die Tiefe. Das leztere verhindert der elaftifche Geift, das erftere die Schwerkraft, die im nüchternen Befinnen liegt. Das Gefühl ift aber wohl die befte Nüchternheit und Befinnung des Dichters, wenn es richtig und warm und klar und kräftig ift. Es ift Zügel und Sporn dem Geift. Durch Wärme treibt es den Geift weiter, durch Zartheit und Richtigkeit und Klarheit fchreibt es ihm die Gränze vor und hält ihn, daß er fich nicht verliert; und fo ift es Verftand und Wille zugleich. Ift es aber zu zart und weichlich, fo wird es tödtend, ein nagender Wurm. Begränzt fich der Geift, fo fühlt es zu ängftlich die augenblikliche Schranke, wird zu warm, verliert die Klarheit, und treibt den Geift mit einer unverftändlichen Unruhe ins Gränzenlofe; ift der Geift freier, und hebt er fich augenbliklich über Regel und Stoff, fo fürchtet es eben fo ängftlich die Gefahr, daß er fich verliere, fo wie es zuvor die Eingefchränktheit fürchtete, es wird froftig und dumpf, und ermattet den Geift, daß er finkt und ftokt, und an überflüffigem Zweifel fich abarbeitet. Ift einmal das Gefühl fo krank, fo kann der Dichter nichts Beffers, als daß er, weil er es kennt, fich in keinem Falle, gleich fchreken läßt von ihm, und es nur fo weit achtet, daß er etwas gehaltner fortfährt und fo leicht wie möglich fich des Verftands bedient, um das Gefühl, es feie befchränkend oder befreiend, augenbliklich zu berichtigen, und wenn er fo fich mehrmal durchgeholfen hat, dem Gefühle die natürliche Sicherheit und Confiftenz wiederzugeben. Überhaupt muß

er ſich gewöhnen, nicht in den einzelnen Momenten das Ganze, das er vorhat, erreichen zu wollen, und das augenbliklich Unvollſtändige zu ertragen; ſeine Luſt muß ſeyn, daß er ſich von einem Augenblike zum andern ſelber übertrifft, in dem Maße und in der Art, wie es die Sache erfordert, bis am Ende der Haupton ſeines Ganzen gewinnt. Er muß aber ja nicht denken, daß er nur im *crescendo* vom Schwächern zum Stärkern ſich selber übertreffen könne, ſo wird er unwahr werden, und ſich überſpannen; er muß fühlen, daß [er] an Leichtigkeit gewinnt, was er an Bedeutſamkeit verliert, daß das Stille die Heftigkeit, und das Sinnige den Schwung gar ſchön erſezt, und ſo wird es im Fortgang ſeines Werks nicht einen nothwendigen Ton geben, der nicht den vohergehenden gewiſſermaßen überträffe, und der herrſchende Ton wird es nur darum ſeyn, weil das Ganze auf dieſe und keine andere Art komponirt iſt.

Nur das iſt die wahrſte Wahrheit, in der auch der Irrtum, weil ſie [ihn] im Ganzen ihres Syſtems an ſeine Zeit und ſeine Stelle ſezt, zur Wahrheit wird. Sie iſt das Licht, das ſich ſelber und auch die Nacht erleuchtet. Diß iſt auch die höchſte Poëſie, in der auch das Unpoëtiſche, weil es zu rechter Zeit und am rechten Orte im Ganzen des Kunſtwerks geſagt iſt, poëtiſch wird. Aber hiezu iſt ſchneller Begriff am nöthigſten. Wie kannſt du die Sache am rechten Ort brauchen, wenn du noch ſcheu darüber verweilſt, und nicht weiſt, wie [viel] an ihr iſt, wie viel oder wenig daraus zu machen. Das iſt ewige Heiterkeit, iſt Gottesfreude, daß man alles Einzelne in die Stelle des Ganzen ſezt, wohin es gehört;

deswegen ohne Verſtand, oder ohne ein durch und durch organiſirtes Gefühl keine Vortreflichkeit, kein Leben.

Der tragiſche Dichter tut wohl, den lyriſchen, der lyriſche den epiſchen, der epiſche den tragiſchen zu ſtudiren; denn im tragiſchen liegt die Vollendung des epiſchen, im lyriſchen die Vollendung des tragiſchen, im epiſchen die Vollendung des lyriſchen. Denn wenn ſchon die Vollendung von allen ein vermiſchter Ausdruk von allen iſt, ſo iſt doch nur eine der drei Seiten die hervorſtechendſte.

Meiſt haben ſich Dichter zu Anfang oder zu Ende einer Weltperiode gebildet. Mit Geſang ſteigen die Völker aus dem Himmel ihrer Kindheit ins thätige Leben, ins Land der Cultur. Mit Geſang kehren ſie von da zurük ins urſprüngliche Leben. Die Kunſt iſt der Übergang aus der Natur zur Bildung, und aus der Bildung zur Natur.

Der Ausdruk, das Gewöhnliche des Gedichts bleibt ſich immer gleich, und wenn jede der verſchiedenen Parthien in ſich ſelbſt verſchieden iſt, ſo iſt das erſte in jeder Parthie gleich dem erſten der andern, das zweite jeder Parthie gleich dem zweiten der andern, das dritte jeder Parthie gleich dem dritten der andern. Der Styl, das . . . .

Löſt ſich nicht die idealiſche Kataſtrophe, dadurch daß der natürliche Anfangston zum Gegenſaze wird, ins Heroiſche auf?

Löſt ſich nicht die natürliche Kataſtrophe, dadurch daß der heroiſche Anfangston zum Gegenſaze wird, ins Idealiſche auf?

Löſt ſich nicht die heroiſche Kataſtrophe, dadurch daß der idealiſche Anfangston zum Gegenſaze wird, ins Natürliche auf?

Wohl für das epiſche Gedicht. Das tragiſche Gedicht gehet um einen Ton weiter, das lyriſche gebraucht dieſen Ton als Gegenſaz und kehrt auf dieſe Art, bei jedem Styl, in ſeinen Anfangston zurük, oder: das epiſche Gedicht hört mit ſeinem anfänglichen Gegenſaz, das tragiſche mit dem Tone ſeiner Kataſtrophe, das lyriſche mit ſich ſelber auf, ſo daß das lyriſche Ende ein naividealiſches, das tragiſche ein naividealiſchheroiſches, das epiſche ein heroiſchidealiſchnaives iſt. . . . .



Inhalt

Beilagen

Jugendbildnis Hölderlins (leichtkolorierte Bleiſtiftzeichnung aus dem Jahre 1786). Württembergiſche Landesbibliothek in Stuttgart.

Handſchrift-Fakſimile (Anfang des älteſten handſchriftlich überlieferten Hyperion-Fragments). Württembergiſche Landesbibliothek in Stuttgart.

Druck der Spamerschen
Buchdruckerei in Leipzig

